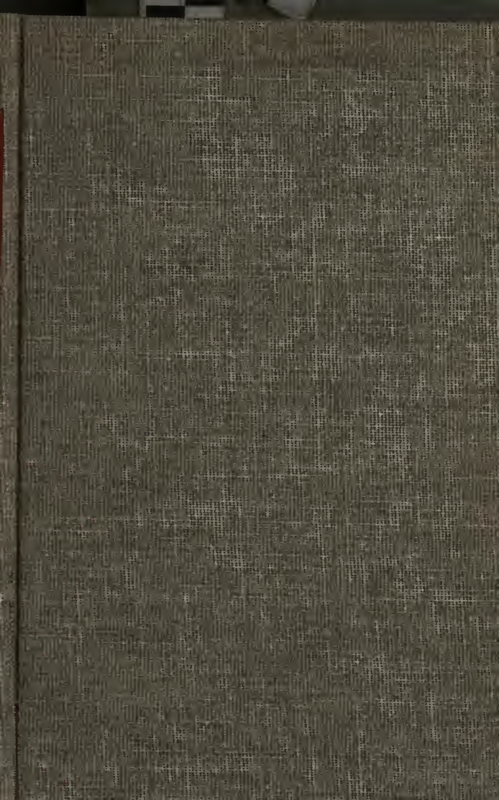
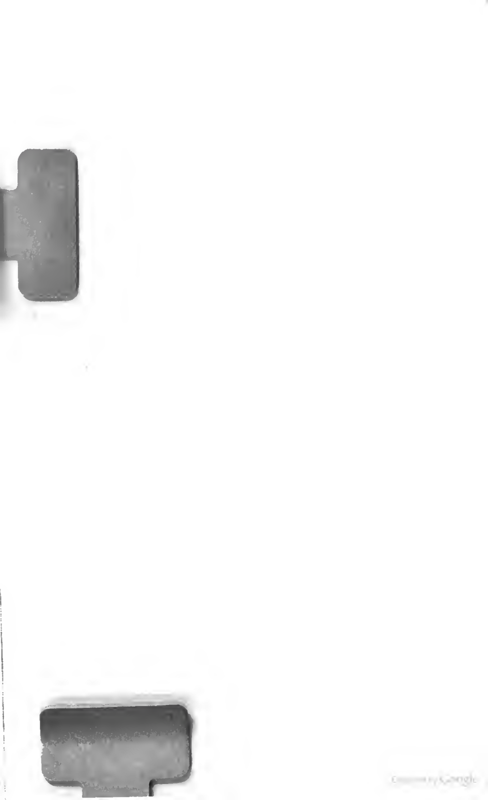




Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz & Goßmann)
1871.



Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm.

Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

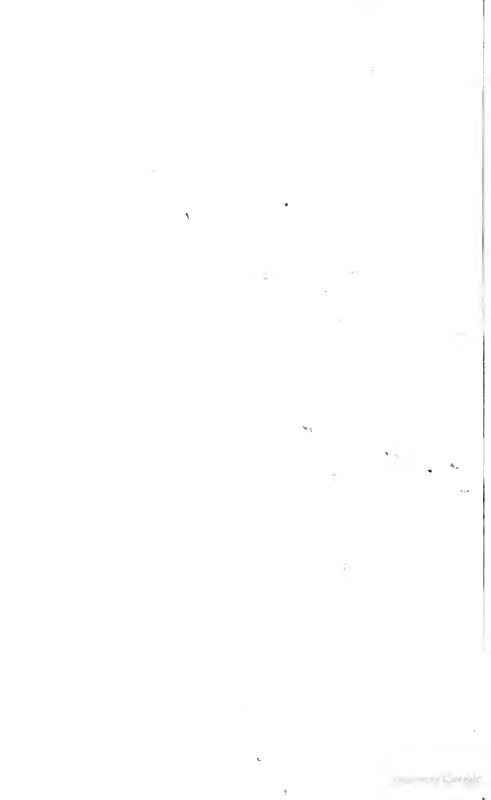
Jacob Grimm.



Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1871.

Inhalt.

Anhang.



Selbstbiographie.*)

Grimm (Jacob Ludwig Carl). Die Namen meiner Vorfahren und nächsten Verwandten stehen Band V. 117—124. XV. 340. 341. bei Strieder. Ich bin der zweite Sohn meiner Aeltern und zu Hanau 4. Jan. 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ungefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehen die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzufrühe schon, den 10. Jan. 1796, starb der Vater, und ich sehe den schwarzen Sarg, die Träger mit gelben Zitronen und Rosmarin in der Hand, seitwärts aus dem Fenster, noch im Geist vorüberziehen. Ich weiß mir ihn überhaupt sehr genau vorzustellen, er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltnen Büchern, bis auf die roth und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformiert erzogen, Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht vertraut umgehen dürfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machte ich wol mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir,

*) Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-Schriftsteller- und Künstler-Geschichte. Marburg 1831. S. 148—164.

als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben, und größere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerst empfangenem heil. Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen sah, in welcher einst mein Großvater auf der Kanzel gestanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Aeltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern Fürsten für den besten, den es geben könnte, unser Land für das gesegnetste unter allen; es fällt mir ein, daß mein vierter Bruder, der von uns hernach am frühsten und längsten im Ausland leben muste, als Kind auf der hessischen Landkarte alle Städte größer und alle Flüsse dicker malte. Mit einer Art von Geringschätzung sahen wir z. B. auf Darmstädter herab. Wir wurden bei einem Stadtpräceptor Zinkhahn unterrichtet, von dem wenig zu lernen war, außer Fleiß und strenge Aufmerksamkeit, aber aus dessen charakteristischem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben ist. Den Zeiger auf dem weißen Zifferblatt der nemlichen Wanduhr, die schon damals in der älterlichen Stube stand und noch jetzt in meiner Wohnung geht, sehe ich mir manchmal darauf an, ob er mir die Ankunft oder das ersehnte Weggehen des Schulmeisters in dem himmelblauen Rock mit schwarzer Hose und Weste ankündigte. Bald wurde es nothwendig, auf unsere gründlichere Unterweisung Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war schmal und sie hätte uns sechs Kinder schwer auferziehen können, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der höchstseel. Kurfürstin oder damaligen Landgräfin von Hessen, erste Kammerfrau und von der reinsten, aufopfernden Liebe zu uns beseelt war, sie

treulich unterstützt hätte. Diese ließ mich und meinen Bruder Wilhelm also im J. 1798 nach Kassel kommen und in Kost geben, damit wir uns auf dem dortigen Lyceum ausbilden sollten. Ich konnte erst in Unterquarta gesetzt werden, so sehr war ich noch zurück, aber nicht durch meine Schuld, sondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde. Jetzt rückte ich schnell durch alle Classen hinauf und war wol fast immer ein Primus; die Samstagsmorgen, an denen durch ein Exercitium certiert wurde, waren wichtige, heiße Tage. Ueberdenke ich meine Kasseler Schuljahre von 1798 bis 1802, so erkenne ich zwar dankbar, wie mancherlei ich in dieser Zeit gelernt habe, aber es kommt mir doch vor, als wenn das damalige Lyceum bei weitem nicht unter die vollkommensten Anstalten seiner Art gerechnet werden durfte. Der Vorsteher des Ganzen war Prof. Richter, ein gründlicher Philolog, ich glaube in Ernestis Schule gebildet, und er wuste auch durch seinen herzlichen Unterricht alle Schüler zu gewinnen; aber die Last eines hohen Alters hatte ihn zu meiner Zeit bereits allzusehr geschwächt. Der Conrector Hosbach war ein hypochondrischer Mann, voll Laune, ungleich, und man sah ihm an, daß ihm das Lehren keine Freude machte. Der vierte Lehrer, Collaborator Robert hatte sich durch seine ungeschickte Methode traditionsmäßig um die Achtung der Schüler gebracht, seine Stunden vergiengen in Unordnung, ohne rechte Frucht. Bei dem damaligen dritten Lehrer, dem noch jetzt als Professor und Rector an derselben Schule stehenden Collab. Cäsar gieng es zwar ordentlicher, und es wurde gelernt, aber hingezogen fühlte ich mich doch nie zu seinem Unterricht (wie zu dem des seel. Richter), welches vielleicht mit davon herrührte, daß er mich nach alter Sitte Er anredete, während alle meine Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen, vermuthlich weil ich vom Lande her in die Stadtschule aufgenommen worden war. Solche Ungleichheit, die auch seitdem gewis lange abgestellt worden ist, sollte sich ein Lehrer nie erlauben, weil sie

von allen Schülern lebhaft wahrgenommen wird. Aber auch der Unterricht selbst, wie er damals auf dieser gutfundierten Schule im Ganzen ertheilt wurde, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie (was man Ontologie nannte) meist nach Ernesti initia doctr. sol. verthan, und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnasien sein müssen, abgebrochen. Unter den Mitschülern, die auf derselben Bank oder an denselben Tischen saßen und mit denen ich vertrauter umgieng, will ich den verstorbenen Ernst Otto von der Malsburg und Paul Wigand nennen, die sich beide in der Folge, wiewol auf sehr verschiedne Weise, als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyceum brachte ich mit meinem Bruder noch wenigstens vier oder fünf Stunden täglich in Privatlehrstunden bei dem Pagenhofmeister Dietmar Stöhr zu, einem Manne, der, was ihm an tieferer Kenntnis abgieng, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Theilnahme an uns hinlänglich ersetzte. Er half im Latein nach und lehrte besonders französische Sprache. Im Ganzen hatte man uns doch zu viel aufgelastet; ein paar Freistunden hätten uns wol gethan, wir hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinahe alle Muße, die uns noch von der Schularbeit übrig blieb, auf Zeichnen, worin wir es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten, ja diese Fortschritte sind es, die hernach unsern jüngern Bruder Ludwig Emil ansteckten, der sich seitdem so wol durch radierte Blätter als durch Oelmalerei rühmlich hervorgethan hat.

Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Universität Marburg. Die Trennung von ihm, mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geschlafen hatte, gieng mir sehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen

fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverleugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studierte ich hauptsächlich, weil mein seel. Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehen Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fest und entschieden fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. In viel späteren Jahren hätte mich zu keiner andern Wissenschaft Lust angewandelt, als etwa zur Botanik. Der seel. Vater selbst hatte auch gewissermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem zehnten Jahr allerhand Definitionen und Regeln aus dem corpus iuris eingeprägt, er hatte auch wol zum dereinstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle mit sauberer Hand aufgeschrieben. Zu Marburg muste ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Wittwe eines Amtmanns war, und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewustsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen, und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten

herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln. In Marburg hörte ich nach einander bei Bering Logik und Naturrecht (ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen); bei Weiß Institutionen, Pandecten, zuletzt auch ein lat. Examinatorium; bei Erxleben Pandecten und Canonicum, bei Robert Reichsgeschichte, Staatsrecht, Lehnrecht und die Practica; bei Bauer deutsches Privatrecht und Criminale; unter diesen allen zog mich wol der muntere und gelehrte Vortrag von Weiß am meisten an, bei Erxleben herschte Eintönigkeit und eine bereits veraltende Manier. Was kann ich aber von Savignys Vorlesungen anders sagen, als daß sie mich aufs Gewaltigste ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entschiedensten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802—3 juristische Methodologie, sowie Intestaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, Winter 1803—4 Institutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Besitz erschienen, welches begierig gelesen und studiert wurde. Savigny pflegte damals in seinen Collegien den Zuhörern die Interpretation einzelner schwieriger Gesetzstellen aufzugeben und die eingegangenen Arbeiten erst schriftlich auf dem eingereichten Bogen selbst und dann öffentlich zu recensieren. Einer meiner ersten Aufsätze betraf die Collation, und ich hatte die darin aufgestellte Frage vollkommen begriffen und richtig gelöst; welche unbeschreibliche Freude mir das machte und welchen neuen Eifer das meinen Studien gab, wäre zu bemerken unnöthig. Das Ueberbringen dieser Ausarbeitungen veranlaßte nun öftere Besuche bei Savigny. In seiner damals schon reichen und auserwählten Bibliothek bekam ich dann auch andere nicht juristische Bücher zu sehen, z. B. die Bodmersche Ausgabe der deutschen Minnesinger, die ich später so oft in die Hand nehmen sollte, und auf welche Tieks Buch und dessen hin-

reißende Vorrede mich gespannt gemacht hatte. Im Sommer 1804 verließ Savigny die Universität, um eine literarische Reise nach Paris anzutreten.

Je älter man wird, desto leichter in Versuchung geräth man, die Zeit seiner Jugend in Vergleich mit dem später Erlebten zu erheben und für musterhafter zu halten. Aus den Jünglingsjahren sind wir uns der ersten Kraft und des reinsten Willens am sichersten bewust, und es kommt uns da auch von Andern überall entgegen. Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studierenden waltenden Geist rühmen; es war im Ganzen ein frischer, unbefangener; Wachlers freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publicum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungetheilten Beifalls. Die Obergewalt des Staats hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansicht in Zukunft wieder nachlassen werde. Zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt und einem gewissen, für die übrige Zeit des Lebens wohlthätigen, harmlosen sich gehen lassen können, das hernach doch nicht wieder kehrt, Schranken setzt; so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entspringt also aus den vielen Studienvorschriften, wenn sie durchzusetzen sind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in schwierigen Hauptfällen doch nicht berathen ist. Wahr ist es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen, als vormals; aber im

Durchschnitt geht dennoch daraus eine gewisse Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es ist Alles zu viel vorausgesehn und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semesters nimmt unbewust ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle Collegia hören, worüber er Zeugnisse beizubringen hat, ohne das würde er manche nicht gehört haben, entweder weil ihn der sie vortragende Professor nicht anzieht, oder weil ihn seine Neigung anderswohin lenkt. Dagegen bleibt hm beinahe keine Zeit übrig diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeschrieben sind. Der Staat hat dadurch gewisse Vorlesungen gleichsam zu offiziellen gestempelt und die übrigen, die nebenbei gehört werden können, herabgesetzt. Ganz etwas Anders ist, wenn der Student bloß auf seine Hand und nach seiner Tradition einen ähnlichen Unterschied zwischen Brotcollegien und den übrigen aufstellte, denn davon konnte sich jeder so viel Dispensationen und Ausnahmen machen, als er Lust hatte. Möge es nur den Professoren selbst niemals vorgeschrieben werden, was und wie sie lesen sollen!

Januar 1805 traf durch Weiß ein unerwartetes Anerbieten ein. Savigny schlug mir vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Wiewohl ich in meinem letzten halben Jahr studierte und gedachte auf Ostern oder im Sommer abzugehen, so war doch die Aussicht einer näheren Verbindung mit Savigny selbst und die Reise nach Frankreich reizend genug, daß ich mich gleich entschied und nichts Eilenderes zu thun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die mir ihre Einwilligung erbitten sollten. Wenig Wochen darauf saß ich schon im Postwagen und traf über Mainz, Metz und Chalons Anfangs Febr. glücklich zu Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem Bett aufgestanden, um nach dem kalten Wetter zu schauen, was mir später einmal die Schwester erzählte; Frankreich schien ihr ganz aus dem Bereich, und sie hatte nur mit heimlicher Angst ihren Willen zu der Reise gegeben. Ich befand mich

aber vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfieng, überwog bei Weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte, durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des röm. Rechts hat er mir viele Jahre nachher die gröste Freude zubereitet. Auch ist ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen. September 1805 wurde die Heimreise angetreten und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kassel gezogen war.

Um meine Anstellung wurde sich nun gleich noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 190 Rthlr. Gehalt (ohngefähr Jan. 1806). Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodische Pariser Kleidung muste ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, so wie durch den Ankauf seltner Bücher angefacht worden war.

Auf diese Weise verstrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unser Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreise stoßen sollten. Gleich nach der feindlichen Occupation verwandelte sich das Departement des Kriegscollegiums, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommission. Mit der französischen Sprache

konnte ich mir besser als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der lästigsten Geschäfte fiel auf meine Schultern, so daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Commissärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überschwemmten, länger zu befassen und fest entschlossen, bei der neubevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fach angestellt zu bleiben, nahm ich, so bald es angieng, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Ich glaubte um einen Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Kassel werben zu können, da ich mich theils in das Lesen von Handschriften eingeübt, theils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wol fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte thun würde, während mir die Erlernung des französ. Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem Andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27ten Mai 1808 starb, erst 52 Jahr alt, die beste Mutter, an der wir Alle mit warmer Liebe hiengen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben!

Ich war durch Johannes v. Müller Empfehlung dem damaligen Cabinetssecretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es muß an andern begünstigten Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5ten Jul. 1808 wirklich geschah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war

von Niemand geprüft. Die ganze Instruction des Königl. Cabinetssecretärs bestand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verflossen war, kündigte mir eines Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d'Etat ernannt habe, doch solle ich die Bibliotheksstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Fr. mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rthlr., der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden.

Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder excerpieren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrath machte mir, außer daß ich in gestickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen muste, wenig zu schaffen und bald merkte ich, daß, wenigstens wenn der König nicht persönlich den Vorsitz hatte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erscheinen nöthig hatte. Von allen Gesellschaften wuste ich mich auszuschließen und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft Monate lang abwesend war, dann das ungestörteste Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm sich gegen mich immer freundlich und anständig, er schien, besonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutschen im Cabinet, weniger Zutrauen zu haben,

als zu den übrigen Angestellten, die sämmtlich Franzosen waren; und ich finde das natürlich. Vielleicht wäre ich doch von der Stelle entfernt worden, wenn mich nicht der Cabinetssecretär Bruguiere (nachmals Baron von Sorsum), der bald jenem Cousin de Marinville nachfolgte, gehalten hätte. Dieser war ein gebildeter Mann, selbst Schriftsteller und in der englischen Literatur, auch in der orientalischen, soweit man es aus Uebersetzungen sein kann, gut belesen; gegen mich bewies er sich besonders freundschaftlich und ich habe ihn später zu Paris wieder gesehen. Er ist vor vier oder fünf Jahren verstorben.

Widriges kam aber doch auch dazwischen. Eines Morgens sollte der Saal im Wilhelmshöher (damals einfältig genug Napoleonshöher) Schloß, der die Bibliothek enthielt, schnell zu andern Zwecken umgeschaffen werden. Auf das Unterbringen der Bücher anderswo war nicht der mindeste Bedacht genommen. Auf der Stelle muste ich in anderthalb Tagen alle Schränke räumen, alle Bücher über einander werfen, und so gut oder übel das gehen wollte, in einen großen beinahe dunkeln Bodenraum schleppen lassen. Da lag nun das, wofür mein Amt geschaffen worden war, in leidigster Unordnung. Bald darauf wurden jedoch einige Tausend Bände, die man für die nützlichsten hielt, ausgesucht, um im Kasseler Schloß zu den andern, die sich schon früher dort befanden, aufgestellt zu werden. Dort stand ihnen aber eine neue noch größere Gefahr bevor. Im Nov. 1811 gerieth um Mitternacht das Schloß in Brand; als ich hineilte, standen gerade die Gemächer unter dem Bibliothekszimmer in voller Flamme. In Rauch und Qualm wurden alle Bücher von Leibgardisten, die Lichter trugen, aus den Fächern genommen, in große Leinentücher gepackt und auf den Schloßplatz geschüttet. Neben und unter uns knisterte Alles. Im Heruntergehen verirrte ich mich auf einer der kleinen Wendeltreppen, und muste ein paar Minuten nach dem rechten Ausgang im Dunkeln umhertappen. Die wenigsten Bücher, was zu verwundern ist, giengen verloren, ehe aber neue Schränke bestellt

und gemacht worden und ein neuer Ort für sie ausgewählt war, lag Alles auf einem Haufen. Das waren nicht meine angenehmsten Tage.

1813, als der Krieg dem Königreich drohend näher rückte, wurde Befehl ertheilt, die kostbarsten Bücher zu Kassel und Wilhelmshöhe einzupacken, um sie nach Frankreich zu versenden. Ich fuhr mit Brugiere nach Wilhelmshöhe, der besonders auf die Kupferstichwerke drang, und suchte wenigstens die Sammlung von Handschriften, die sich auf hessische Kriegsgeschichte bezogen und vom 30jährigen Krieg an begannen (es war Eigenhändiges von Gustav Adolph, von Amalie Elisabeth u. s. w. darunter), als unwichtig darzustellen. Auch blieben sie uneingepackt. Die eingepackten aber bekam ich erst 1814 zu Paris wieder zu sehen, als sie mir derselbe Huissier (er hieß Leloup), der sie hatte packen helfen, dort für den Kurfürsten wieder ausliefern muste. Der Mann machte große Augen, als er mich erblickte.

Die endliche, kaum gehoffte Rückkehr des alten Kurfürsten, gegen Ende des Jahres 1813, war ein unbeschreiblicher Jubel und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha besucht hatte, im Gefolge der Kurfürstin wieder einziehen zu sehen. Wir liefen an dem offnen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren. In jenen Monaten war Alles in aufgeregter Bewegung. Ich stand doch noch gut angeschrieben und kam in Vorschlag, als Legationssekretär den hessischen Gesandten zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt werden sollte. Meine Ernennung ist vom 23. Dec. 1813. Zwei meiner Brüder machten den Feldzug in der Landwehr mit, sie waren aus München und Hamburg, wo sie gelebt hatten, dazu ins Vaterland herbeigeeilt. Der gewählte Gesandte hieß Graf Keller, von Geburt kein Hesse, ein schon bejahrter und gutherziger, zuweilen eigensinniger, auffahrender Mann, dem der recht hessische Trieb fehlte, aber wer hätte in jener großartigen Zeit nicht jeden Anstoß übersehen? Ich reiste um

Neujahr 1814 von Kassel ab über Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg, Basel, Mümpelgart, Vesoul, Langres, Chaumont, Troyes. Von da gieng es wieder zum Theil in eilender Flucht rückwärts bis Dijon; dann nach vierzehntägiger Rast neuerdings vorwärts über Chatillon, Troyes, Nogent in das frisch eingenommene Paris (April 1814). Vor zehen Jahren kein Gedanke, so bald und auf diesem Wege nochmals dahin zu kommen. Unterwegs hatte ich nicht versäumt alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde genutzt, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweile war auch mein nachheriger College Völkel zu Paris eingetroffen, um die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzufordern; ich half die entführten Bücher wieder erlangen, wie ich schon erwähnt habe. Im Sommer trat ich die Rückreise nach Kassel an, und rüstete mich bald von Neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte ich zu von Oct. 1814 bis Jun. 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich, und mir Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderm Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache anfieng bekannt zu machen. Aus Kassel empfieng ich aber die Trauerbotschaft von dem Tod der lieben Tante Zimmer (15. April 1815), der einzigen älteren Verwandtin, die uns übrig geblieben war, und der ich so viel zu danken habe. Kaum war ich zu den Geschwistern heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältnis zu den Pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf

der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenstunden immer zu thun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie zurück, und gieng nicht mehr hin um zu arbeiten, sondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war. Zu Paris, wo ich diesmal ordentlicher (bei einem Advocaten in der Rue de l'université) einquartiert war und ein tägliches Kostgeld von der Stadt bezog, erfreute ich mich besonders des näheren Umgangs mit dem preuß. Geh. Kammergerichtsrath Eichhorn, der gerade eine schwere Krankheit auszustehen hatte. Erst im December giengen meine Geschäfte glücklich zu Ende und ich empfieng später zu Kassel ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg (31. Aug. 1816), das mir Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte.

Von jetzt an beginnt die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens. Nach Strieders erfolgtem Tode, hatte ich endlich den früher gewünschten Platz bei der Kasseler Bibliothek erlangt, an der auch nun Wilhelm ein Jahrlang früher arbeitete. Eine Anstellung bei dem Bundestag zu Frankfurt, als Gesandtschaftssecretär, hatte ich entschieden abgelehnt. Ich wurde also zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und behielt den bisherigen Gehalt von 600 Rthlr., Völkel war zum ersten Bibliothekar befördert worden. Die Bibliothek ist jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnte ich nach Lust studieren, und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mir größtentheils aufgebürdete censorische, aber nicht bedeutend gestört. Mit meinem Collegen Völkel lebte ich auf freundschaftlichem Fuß, nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieser Hinsicht wenig Wünsche übrig geblieben sein. Schnell verflossen die Jahre.

Nach dem Tode des höchstseel. Kurfürsten traten in Verwaltung der Bibliothek Veränderungen ein. Während vorher

die Bibliothekare den ausgeworfenen Fonds jährlich baar empfangen und darüber der Finanzkammer Rechnung abgelegt hatten, wurde nunmehr die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarschallamts gestellt, von diesem sollte in Zukunft jede zu leistende Zahlung verfügt und bewirkt werden. Ob dadurch der herschaftliche Dienst gewonnen hat, will ich nicht beurtheilen; so viel ist sicher, daß dadurch alle Zahlungen aufgehalten und daß dem Bibliothekar die Hände gebunden wurden, vortheilhafte Ankäufe gleich zu benutzen, wenn er nicht das Geld aus seiner eignen Tasche vorschießen wollte. Jene Behörde forderte auch hernach außerdem, daß zum Behufe einer nothwendigen Controlle ihr eine Abschrift des gesammten Katalogs (der aus 79 oder 80 Folianten bestand) binnen kurzer Zeit eingereicht würde. Gegenvorstellungen fruchteten nichts, und wir musten, der alte Völkel, mein Bruder und ich, wirklich Hand anlegen und ohngefähr anderthalb Jahre die edelsten Stunden auf diese Abschrift, deren Zweck wir nicht einsahen, verwenden. Man arbeitet noch Alles gern, was irgend einen Nutzen hat, aber dies Geschäft, gestehe ich, ist mir das sauerste in meinem Leben geworden, und hat mich Stunden und Tage lang verstimmt. Nützlich für die Bibliothek wurde die von dem jetzt regierenden Kurfürsten befohlne Abgabe eines Theils der Wilhelmshöher an die unsrige (etwa 200 Bände); manche alte Bekannte giengen mir von Neuem durch die Hand. Im Januar 1829 starb Völkel, dem ich ein längeres Leben zugetraut und sicher von Herzen gegönnt hätte. Wir bildeten uns ein, gerechten Anspruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienst, ich hatte seit 1816 niemals um Zulage angehalten und niemals eine erlangt; auch hoffte ich der Bibliothekarstelle keine Unehre gemacht zu haben. Allein es schlug anders aus. Der, soviel ich mich erinnere, im Jahr 1819 oder 1820 von Marburg nach Kassel als Historiograph versetzte Professor Rommel erhielt zu jener Zeit daneben die Aufsicht über die Urkunden des Hofarchivs, unter dem Titel eines Staatsarchivdirectors. Vor der französ. Occu-

pation hatte sich das Hofarchiv in einer gewölbten Kammer des alten Schlosses befunden, war also seit 1814 nothwendig in einem anderen Local untergebracht worden, wo es verblieb, bis 1824 oder 1825 in einem Zimmer des Museums die Wachsbilder der alten Landgrafen weggeräumt wurden; das Zimmer wurde hernach zur Aufnahme des Archivs auserlesen. Diese lockere Verbindung zwischen Museum und Archiv sollte sich nunmehr zu einer festen stärken. Herr von Rommel (seit 1828 in den Adel des Kurfürstenthums erhoben) wurde mit Beibehaltung seiner bisherigen Posten auch zum Director der Bibliothek und des Museums bestellt. Ich blieb, was ich seit 1816 war, zweiter Bibliothekar, mein Bruder, was er seit 1815 war, Secretar, jeder von uns empfieng 100 Rthlr. Zulage. Hiermit war uns Beiden weitere Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten. Die Sache hätte, auch wenn von Rommels Ansprüche berücksichtigt werden sollten, auf mehr denn eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beispiel, er hätte die Direction des Museums erhalten mögen, wenn ich den Posten eines Archivarius, mit angemessenem Gehalt, bekommen hätte, und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzustehen und ein so reiches und wenig benutztes, wie das hessische, nach Lust bearbeiten zu können, hätte meiner innern Neigung noch mehr zugesagt, als die Bibliotheksstelle. Der alte, simple Archivariustitel hätte mir auf Lebenslang genügt, und keiner Direction so wenig wie früherhin es bedurft. Indessen bin ich nie von Jemand gefragt worden und hütete mich wol Vorschläge verlauten zu lassen. Ich hatte mich ganz einfach um die erste Bibliotheksstelle gemeldet, als um das Gerechteste und was sich beinahe von selbst verstand. Die getroffene neue, alle bescheidenen Wünsche vernichtende Einrichtung muste mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahr 1816 durch Eichhorn indirect mir geschehnen Antrag einer Professur zu Bonn geradezu abgelehnt und keiner Art Vortheil daraus zu ziehen gesucht, weil ich in Hessen zu leben und zu sterben dachte. Damals aber wäre

es mir gewis leichter und vortheilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah uns nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rath gezognen Freunde ermahnten dazu aus Kräften. Die geliebte und gewohnte Heimat aufzugeben schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältnis zu einem neuen Vorgesetzten, der wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gefühl der Ehre, und entschieden für die unbedingte Annahme des Gebotenen. Unterm 20. Oct. erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vocation, die mich zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, meinen Bruder zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die unsrer steten Nahrungssorge im hessischen Dienst ein Ende machten. Schon unterm 30. Oct. wurde zu Cassel unsere Entlassung ausgefertigt. Neujahr 1830 haben wir die hiesigen Stellen angetreten. Wir sind von allen Collegen zu Göttingen freundschaftlich aufgenommen worden, mein erstes Collegium lese ich diesen Sommer über deutsche Rechtsalterthümer. Zwar sind die Bibliotheksarbeiten weit mühsamer als zu Cassel, aber sie bieten doch auch ihre Vortheile dar, die ich mit der Zeit noch viel deutlicher gewahren werde. Zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Casseler, aber die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.

Noch habe ich hier dankbar der mir zu Theil gewordnen Ehrenbezeugungen zu erwähnen, die mich vielfach ermunterten, auf der betretenen Bahn vorzuschreiten und mich des erhaltnen Beifalls würdiger zu machen. Unterm 9. Jun. 1811 ernannte mich die Académie celtique (gegenwärtige Societé des antiquaires de France) in Paris zu ihrem correspondierenden Mitglied; den 26. April 1813 das Museum in Frankfurt zu einem Ehrenmit-

glied; den 3. Nov. 1813 die maatschappy der nederlandsche letterkunde te Leiden zu ihrem Mitglied; den 1. Septbr. 1816 die zweite Classe des königlichen Instituts in Amsterdam zu einem membre associé; den 6. Nov. 1816 det skandinaviske literaturselskab in Kopenhagen zu seinem correspondierenden Mitglied; in demselben Jahr auch die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache zu einem Mitglied; den 9. Oct. 1818 die Frankfurter Gesellschaft für deutsche Sprache desgleichen; den 18. Dez. 1818 die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde zu einem außerord. correspondierenden und Ehrenmitglied; im Jahr 1822 die Utrechter Societät zum Mitglied; 27. Oct. 1823 das islenzka bókmenta fèlag in Kopenhagen zu einem Ehrenmitglied; 28. Dec. 1824 die königl. Societät zu Göttingen zum Correspondenten (seit dem 11. Apr. 1830 bin ich nun aber ordentl. Mitglied); 13. Jan. 1825 die königl. deutsche Gesellschaft in Königsberg zu ihrem Ehrenmitglied; 28. Apr. 1825 das norroena fornfroeda fèlag zu seinem ordentl. Mitglied; Juni 1826 die königl. preuß. Akademie zu Berlin zum Correspondenten; 7. Aug. 1827 der Verein für Geschichte und Alterthümer Westfalens zum correspond. Mitglied; 26. Jan. 1829 der Breslauer Kunstverein zum Ehrenmitglied; 19. April 1829 das provincial friesch genootschap ter beoefening der friesche geschied, oudheid en taalkunde in Leeuwarden zum Ehrenmitglied.

Das Doctordiplom der Philosophie wurde mir Jan. 1819 von Marburg ertheilt, das beider Rechte von Berlin 18. Oct. 1828 und von Breslau 16. April 1829.

Ehe ich aufzähle, was von mir im Druck erschienen ist*), bemerke ich im Voraus, daß fast alle meine Bestrebungen der Erforschung unserer älteren Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet sind, oder sich doch mittelbar darauf beziehen. Mögen diese Studien überhaupt Manchem unergiebig geschienen haben und noch scheinen; mir

*) Hier fortgelassen, weil diese Liste nur bis 1828 geht.

sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt. Das Schwierige bestand hauptsächlich darin, daß die meisten Quellen noch gar nicht herausgegeben waren, oder unkritisch, daß man sich mühsam und mit Kostenaufwand der Handschriften versichern muste, und eigenhändige Abschriften nicht scheuen durfte. Die auf solche Abschriften verwandte Zeit ist aber keine verlorne, sondern eben sie führen auf genaues Verständnis und heben das Unsichere oder Bedenkliche hervor. Ein anderer Grundsatz, der mir stets vorschwebte, war, in diesen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebenen Denkmäler zu brauchen. Die in dem folgenden Verzeichnisse besternten Bücher habe ich mit meinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich ausgearbeitet und herausgegeben, von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden. Es war uns auch Beiden förderlich. Eine solche Verbindung schriftstellerischer Thätigkeit ist es besonders für eine gewisse Zeit, wo sich abweichende Ansichten noch nicht deutlich ausgeprägt haben, wo das, worin Einer dem Andern zu weit oder nicht weit genug geht, noch nicht hinreichend entwickelt worden ist. Späterhin kann es auch wieder vortheilhaft sein auf die eigne Hand Bücher zu schreiben, ohne daß die fortwährende gegenseitige und nähere Theilnahme an den Arbeiten des Andern dadurch gestört wird. Wenn ich meinen Bruder hier rühmen dürfte, so könnte ich es viel besser als Andere.

Jacob Grimm sandte diese Lebensbeschreibung an Justi, wie dieser in den Nachträgen zu seiner Grundlage u. s. w. S. 831 bemerkt, im Juli 1830 ein. Was er darin mittheilt, ließe sich in reichlichem Maße vervollständigen. Für den Augenblick jedoch er-

scheint eine umfassendere Darstellung seines Lebens noch unmöglich, da zuviel Verhältnisse nicht mit der Offenheit besprochen werden könnten, deren es zu einer solchen Arbeit bedürfte. Dasselbe gilt für Wilhelm, welcher sein Leben für dasselbe Werk beschrieben hat und zwar, wie sich aus brieflichen Aeußerungen ergiebt die auch wol für Jacob gelten, nur aus Gefälligkeit gegen Justi und im Gefühl daß Vieles, meistens sogar das Einschneidendste, ungesagt bleiben muste.

Unter Jacobs Papieren findet sich, die Correspondenz ganz abgerechnet, viel einzeln Aufgezeichnetes, das auf die Stimmung von Tagen und Stunden, deren Inhalt er einsam, fast nur um das Gefühl mit dem geschriebenen Worte zu beschwichtigen, in wenigen Reihen niederlegte. Sein Trieb, Facta zu sammeln, äußert sich auch hier in oft rührender Weise. Kleine Löckchen die er den Kindern seiner Geschwister abschnitt, wickelte er sorgsam ein und setzte genaues Datum dazu, Blumen die er abgepflückt, bewahrte er so, oft mit der Angabe in welcher Stimmung er sie gepflückt, was er dabei gedacht und wie das Wetter gewesen. Von den frühesten Jahren an hat er solche Andenken aufbewahrt. Die Erinnerungen seines Lebens begann er früh niederzuschreiben. Das Aelteste fand ich in einer Brieftasche, welche er mit auf Reisen nahm als er in der Eigenschaft eines hessischen Legationssecretairs im December 1813 in weitem Umwege durch die Schweiz nach Paris ging. In Basel schrieb er am 25. Januar 1814 Folgendes:

'Ich bin heute besonders leidermüthig und sehe klar, daß ich nicht wolgethan mitzugehen. Dies Leben paßt mir auch gar nicht. Aus meinen Arbeiten ganz verstört, ohne freundlichen Zuspruch, ja Anspruch; Zeitversplitterung, die ich nicht abwenden kann; alberne Verrichtungen, beständiges Aus- und Einpacken, das immer unordentlicher geschehn wird je mehr ichs thun muß; allerhand Unbequemlichkeit sonst; seitdem ich weg bin kein Wort von Haus, Geldausgaben und keine Aussicht zu sparen*); und keine bestimmte

*) Jacob und Wilhelm hatten bei fast so gut wie keinem eigenen Vermögen drei jüngere Brüder und eine Schwester zu erhalten. Die Entbehrungen, welche sie sich um deswillen auflegten und zugleich der Fleiß mit dem sie dafür sorgten, daß niemals Geld mangelte, haben

wann dies Alles aufhören wird. Nicht recht gesund, und Meinung daß ich nicht lange lebe und in der übrigen Zeit etwas Besseres thun könne.

'Trost. Schon daß ich dies geschrieben habe, beruhigt mich. (Sonst hab' ich dergleichen nie gemocht.) Freude, daß das deutsche Wesen gut geht, wobei ich wenig in Anschlag kommen darf. Hoffnung, daß es bald endigt und dann will ich mir mit Gottes Hilfe auch wieder in einen andern Stand helfen. Das diplomatische Fach muß auch bei einem ruhigen Ort und in Friedenszeit zuviel langweilige Bekanntschaften herbeiführen und ich bin sonst nicht dazu gemacht, höchstens in der jetzigen Zeit könnte ich etwas nutzen, wenn ich vielleicht mit einfachen Leuten, wie Stein sein soll, bekannt werde. Also noch einen Monat Ruhe! Den 24. Februar*) will ich einmal wieder schreiben. Von der fortgesetzten Reise erwarte ich wenig literarische Beute.'

Dann ferner auf denselben Blättern Erinnerungen an seine Mutter.

'Wie ich confirmiert wurde und zuerst zum Abendmal gieng, sah ich wie die Mutter ganz klar aus dem Stuhl heraus das Lied mitsang und wie sie das Gesangbuch hielt und dabei weinte.'

'Von Paris kam ich im October 1805 in Cassel Abends an, die Mutter war ausgegangen zur Taute, in der Stube war aber die alte bekannte Uhr und warm; wir giengen ihr heimlich entgegen und begegneten ihr auf dem Marställerplatz mit einer Laterne.'

'Die Mutter phantasierte und träumte in ihrer Sterbensnacht

---

dem der die Details kennt etwas Rührendes. Ich würde dies unerwähnt lassen, wäre es nicht ein für ihr Bild nothwendiger Charakterzug. Als Hintergrund dieser Verhältnisse bedürfte es einer Darstellung der buchhändlerischen Zustände zu Anfang unseres Jahrhunderts, wozu gleichfalls Material vorläge. H. G.

*) Wilhelms Geburtstag.

daß die Franzosen verlören und die Hessen siegreich auf einer Wolke himmelan stiegen. Sie sprach alles laut aus.'

In derselben Brieftasche war ein gefaltetes Papier mit wenig kleinen schwarzen Samenkörnern und darauf geschrieben 'Samen eines armen Unkrautpflänzchen, das ich im Sommer 1821 vor dem Verderben und Verdörren rettete, daß es hernach so fortkam und wucherte, daß es eine ganze Scherbe deckte. Es ist rankicht und trägt kleine Sternblüten und hatte unzählig viel Samenkapseln, in deren jeder 16—18 solcher (verhältnißmäßig großer) Körnchen waren. Aus einer Pflanze sind also sicher fünfhundert neue, junge zu ziehen.'

In Dijon, wohin er, wie vorn von ihm erzählt worden ist, zurückflüchtete, begann er seine Erinnerungen systematisch aufzuschreiben und verzeichnete mit der größten Genauigkeit Alles was ihm von seinen Kinderjahren im Gedächtnisse geblieben. Den Grundriß des Hauses in Hanau, dazu die deutlichste Darstellung der Stuben darin, eine Schilderung der Verwandten, der Mägde, der Nachbarn, der Vorgänge die zuerst seine Aufmerksamkeit erregten, lese ich hier so anschaulich als wären es meine eigenen Erlebnisse. Mitten darin bricht er ab mit den Worten 'hier wurde ich weiter zu schreiben durch die in Dijon eingetroffene Nachricht von der Einnahme (von) Paris gehindert'. Als spätere Notiz ist dem Manuscripte zugefügt 'Im April 1815 habe ich zu Wien einen andern Weg eingeschlagen, weil jenen weiter zu verfolgen zu umständlich geworden wäre, und einzelne chronologische Verzeichnisse ausgearbeitet 1) von den wichtigsten Vorfällen 2) von den wichtigsten Bekannten 3) von den wichtigsten Beschäftigungen'. Auch diese sind, scheint es, erhalten. Keine Spur darin aber jemals, daß er sein Leben habe beschreiben wollen. Es leitete ihn nur der Trieb, zu verhüten daß hier wie irgendwo sonst Factisches verloren gienge. Ganz derselbe Ansporn, der ihn Citate, die er voraussichtlich niemals brauchen würde, dennoch an Ort und Stelle genau, sauber und vollständig eintragen ließ.

Es fügt sich hier nicht unpassend ein Brief noch an, welchen

er kurz vor der Berufung nach Göttingen an seinen jüngsten Bruder schrieb.

'Lieber Ferdinand,

ich antworte Dir so spät auf Deinen letzten Brief ohne Datum, der aber noch aus dem vorigen Jahr gewesen sein muß weil er schon den 2. Jan. eintraf. Du hast keine Vorstellung davon, wie viel ich zu schreiben, zu lesen und zu thun habe, und dabei fehlt es auch an mancherlei Störung nicht. Deine Glückwünsche zu meinem Geburtstag rühren mich, ich habe nun bald das Alter heraus das unser seeliger Vater erreichte, er wurde mitten aus seiner Wirksamkeit durch den Tod gerissen, ohne Freude und vergeltende Liebe an seinen Kindern zu erleben. Wahrscheinlich wäre ganz etwas Anderes aus uns geworden, wenn ihn Gott länger erhalten hätte, und wie zufrieden wäre ich unter dieser Bedingung mit jeder andern Lebensart gewesen. Ich erinnere mich genau, daß ich mit dem Vater, als er noch Stadtschreiber in Hanau war, einmal in einer Winternacht oder doch Abends durch den Schnee in ein Dorf fuhr, wo er Leute zu verhören hatte, die Stube war voll Bauern, Tabaksdampf und trüber Lichter. Aus noch früherer Zeit ist, daß ich Morgens gleich nach dem Aufstehen mit ihm im Fenster stand und Mägde unten auf der Gasse giengen mit Wasserbütten auf dem Kopf, worin sich die Sonnenstrahlen spiegelten. Aus der Steinauer Zeit ist mir natürlich von ihm noch viel mehr im Gedächtnis. An Stickel und die Justine hast Du mich eben erinnert. Besinnst Du Dich auch des alten Stickels und seiner Frau, der reinlichen Holzkrüge, der Wagen mit den verschiedenen Gewichten auf dem Hausehren? Die Justine war ein hübsches gutes Mädchen, sie wurde nach Gelnhausen an einen Kaufmann Mittler verheiratet, ich weiß nicht wie es ihr gegangen ist. —

'Das Autographum von Frau Naubert habe ich mir in mein Exemplar der Volksmärchen geklebt. Ich theile Deine Verehrung für diese sehr begabte und phantasiereiche Schriftstellerin; es ist schade daß sie zuviel und zu schnell geschrieben hat, weshalb ihr Stil oft schlecht und fehlerhaft wird. Musaeus, der sich im Stil sehr auszeichnet, lebt darum bei der Nachwelt länger.

'Meinen erworbenen Doctorhut setzest Du mir allzusehr herab; die Ehre hat mich doch gefreut und wie würde der Gedanke daran den Vater gefreut haben. Die Sache kann mir einmal wesentlich nutzen.

'Durch den erfolgten Tod unseres Collegen Völkel wird unsere hiesige Stellung irgend eine Veränderung erleiden. Das Nähere kann aber erst der nächste Brief bringen. Ich verbleibe Dein treuer Bruder Jacob.

C. 26. Febr. 1829.

Es ist wieder eine neue Reihe Bäume auf dem Friedrichsplatz gepflanzt worden.'

Man sieht wie sicher die Brüder darauf rechneten in Cassel eine bessere Stellung zu erhalten, und wie wenig sie ahnten, worin die Veränderung bestehen sollte welche sie durch Völkels Tod zu erleiden hatten. H. G.

Ueber meine Entlassung.*)

War sint die Eide komen?**) Nib. 562, 3.

Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag electrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigener Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nöthigte mich ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. 'Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling', sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. December die Grenze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.

Ueber eine That, deren Absicht offen, deren Beurtheilung Allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung Anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende Theilnahme, untermischt bei Einzelnen mit scheuer Beklommenheit an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich muste; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im Voraus entschlossen

*) Basel 1838. Schweighauserische Buchhandlung. Geschrieben 12. bis 16. Jan. 1838.

**) Wohin sind die Eide gekommen?

sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, dem, den sie für todt hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unvertheidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe, und ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Uebelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchzuckt. Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, Manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Täuschungen und Entfärbungen darf sich die Kraft einer einfachen und schuldlosen Erzählung entgegenstellen: sie will glimpflich sein, aber frei und ungehemmt. Sie will keine Wunden vor der Zeit zuheilen lassen, sondern sich das Andenken an jeden Vorgang noch frisch erhalten; später wird Alles schon verharschen. Niemand setzt die Feder gern für sich selbst an, sogar in gerechtem Abwehren; wer mag neugierigen Blicken die Thüre seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre?

Mein Leben, insoweit seine Schicksale von meiner Gemüthsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unablässigem Dienste der Wissenschaft verflossen sein. Nun ist schon zum drittenmal der Pfad, den ich mir bahnen konnte, verdornt und gesperrt worden durch äußere Verhältnisse, die weit über den Widerstand hinaus walteten, den ich ihnen entgegen zu setzen hatte. Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herdes fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von

früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmuthungen, welche die Reinheit meines Bewustseins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern. Spräche er statt meiner, er würde sich in seiner Weise ausdrücken, aber seine Antwort auf jede ernste Frage würde nicht anders lauten, weil die Quelle, aus der ich sie schöpfe, auch ihn tränkt.

Ich bin von unbemittelten aber braven, mir frühe entrissenen Eltern in Hessen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt. Sie gewöhnten mich von Kindesbeinen an, diese durch glänzende Mittel wenig hervorstechende, durch angestammte Tüchtigkeit und Genügsamkeit ausgezeichnete Landschaft nur als einen wesentlichen Bestandtheil des deutschen Vaterlands anzusehn, dessen Ruhm und Größe auch sie bestrahlen, und was sie ihm zum Opfer darbringen könnte, liebend empfangen müste. Meine Gedanken, sobald ich sie sammeln, meine Arbeiten, so lange ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung unscheinbarer, ja verschmähter Zustände und Eigenthümlichkeiten Deutschlands, aus welchen ich Haltpuncte zu gewinnen trachtete, stärkere, als uns oft die Beschäftigung mit dem Fremden zu Wege bringt. Schon der Beginn dieser Studien war hart aber trostreich Mit herbstem Schmerz sah ich Deutschland in unwürdige Fesseln geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens aufgelöst. Da schienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur erst mühevoll und langsam gerieth es mir die Faden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmüthig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang. Nach Deutschlands Befreiung und Hessens Wiederherstellung soll-

ten sie mir den großen Lohn tragen, daß für den Gegenstand ihrer Forschungen die ihnen vorher abgewandte öffentliche Meinung empfänglich und günstig wurde. Jahre lang konnten wir, mein Bruder und ich, von jeher in entschiedner, unzertrennlicher und wechselseitig aushelfender Gemeinschaft der Studien und Schicksale, mäßig und anspruchslos zusammen arbeiten, und Früchte gedeihen sehn, die auf den noch schmalen Beeten, aber unsers eigensten Bodens wuchsen. Als eine offenbare Ungerechtigkeit unsern treuen Dienst und erworbnen Anspruch auf damals oder nie in der Heimat zu erwartende Besserung unserer Lage, ohne welche unabhängig und sorgenfrei fortzubestehn schwierig schien, mit einemmal abschnitt, kostete es wegzuziehn immer noch heiße Ueberwindung. Wir folgten einem Rufe nach Göttingen, keine der Anstrengungen scheuend, welche der Uebergang aus zurückgezogener, aber innerlich freier Wirksamkeit in eine öffentliche und gemessenere mit sich führt. Man behauptet mit Grund, die Bestimmung zur akademischen Laufbahn müsse von frühe entschieden und durch lange Gewohnheit unterstützt werden. Das Lehramt auf Universitäten ist ein eigenes Element, das seine Freiheit, aber auch seinen Zwang hat, und dessen Wahl oft erst durch Nebenumstände, die außer allem Anschlag liegen, für nicht gerechtfertigt erscheint. Seinen Anforderungen zu genügen haben wir acht Jahre hindurch gestrebt, wenn nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stilleben, auch nicht ohne das frohe Bewustsein unvorhergesehener, in der engeren Gemeinschaft mit trefflichen Menschen beruhender Gewinne. Aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens, die vielleicht tiefere Wurzel in uns, als wir selbst wissen, gefaßt haben, sollen wir wiederum weichen, nicht einem Antrage folgend, dessen Vortheile und Nachtheile sorgfältig abgewogen werden dürfen, sondern auf einmal verschlagen in unabsehbare Ferne, gerissen mitten aus angelegten und begonnenen Arbeiten, ja was am innigsten versehrt, augenblicklich sogar persönlich von einander getrennt.

Was ist es denn für ein Ereignis, das an die abgelegne Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogne, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, geleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge geräth, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende thun oder nicht thun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind.

Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Curs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein schwarz und weiß getheiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgend einer Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größern oder kleinern Theil Wahrheit zu, und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehn. Wer fühlte nicht in gewissen Puncten zusammen mit dem Liberalen, mit dem Servilen, mit dem Constitutionellen und dem Legiti-

misten, Radicalen und Absoluten, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler sind? Unsere Sprache besitzt zum Glück noch keine Ausdrücke, die das Ultrierte in allen diesen Begriffen wiedergäben; viel naturgemäßer scheint in einigen Ländern eine historische Bezeichnung der beiden Theile, wie durch Whigs und Torys, welche Namen darum keinem jener abstracten genau entsprechen und doch ihr geistiges Element in sich fassen. In dem Grunde solcher Entgegensetzungen sehe ich oft wilde Pflanzen treiben, üppig in Stengel und Laub, ohne nährende Frucht. Unter den vielen wechselnden Verfassungen waren die glücklichsten die, welchen es gelang, das allgemeine Loos irdischer Tugenden und Unvollkommenheiten dergestalt zu beherrschen, daß sie, was Zeiten und Völker am eigensten hob, sich gewähren ließen und schirmten. In seiner noch größeren Einfachheit und Abschließung hat das Alterthum vollendetere Einrichtungen aufzuweisen, deren Erfolge in der Geschichte verzeichnet stehn, dem menschlichen Geschlecht zu unverrinnender Erquickung, nicht zu unbesonnener Nachahmung, die blindlings das Sichere der eignen Gegenwart fahren läßt und nach einem verschwundenen Zustande ringt. Noch jetzt aber, bei vielen Völkern, haften Grundpfeiler von Treue und Anhänglichkeit an hergebrachte und angestammte Ordnung, unter deren Sonne und Schatten sie groß gezogen worden sind. Auf ihr zu beharren, ohne sich der Macht des Neuen zu entschlagen, die Verfallnes und Verwittertes nach eignen Mitteln herzustellen hat, das scheint die Aufgabe, bleibe nun der alte Stil vorherschend oder werde er überstiegen von dem Neubau. Den heilsamsten Anlaß zu solcher, wie soll man sagen, Fortentwicklung oder Verjüngung? führt die Mitte herbei, nicht das Ende, aber jene Mitte des Lebens, des Herzens, nicht die künstlich gemachte, die Lüge mit Lüge abwägt. Die innere Mitte ist warm, die Extreme sind erkältet, um sie webt schnell die luftigste Theorie, während jener Schoße die goldne Praxis entsteigt. Ich habe, auch ganz zujüngst, Liberale augenblicklich, wo es daran lag, servil handeln, Servile, wo ihr Vortheil oder

Schaden ins Spiel trat, ohne Weiteres die liberalste Schonungslosigkeit in ihr Verfahren legen sehen. Ein paar Gleichnisse sollen versuchen den Eindruck darzustellen, den jene Gegensätze wol bei mir hinterlassen. An Constitutionellen misbehagt mir ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit, Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühen sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen Alles mit Hast getrieben wird, gehn die Absolutisten aus auf eine unnatürliche Stätigkeit aller Dinge; sie scheuen und suchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben, ihre Mittel sind langsamer und geschmeidiger. Sie unternehmen es wohl, wenn ihrer Ansicht der Vordergrund unsrer Zeit zu eintönig und abgeblichen erscheint, ihn mit grellen Farben aufzumahlen, und vor unsern Augen Fratzen hinzustellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird. Alle Gegenwart in der Zeit hat mit der Nähe im Raum gemein, daß sie den Zuständen und Gebräuchen sanftes und verschmelzendes Colorit verleiht.

Es gibt noch ein Kennzeichen für beide Parteien. Die Liberalen verachten das Mittelalter und schreien wider Barbarei und Feudalismus; die Servilen tragen eine gewisse Sehnsucht danach zur Schau. Ich darf hier ein Wort mitsprechen, der ich gerade mein Leben an die Untersuchung unseres Mittelalters setzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unsrer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. Weder die alte Freiheit des Volks blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christenthums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte. Ihr habt oft wenig gewust von diesen Dingen, ihr konntet Waffen holen aus meinen Büchern, wenn ihr, nach euerm Zweck, die Gegenwart durch die Vergangenheit herabwürdigen oder bestätigen,

wenn ihr dem König, dem Volk, der Kirche bald geben, bald nehmen wolltet. Schriftsteller die sich einem verlassnen Felde widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringhaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne. Denn selbst wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.

Ich fühle mich eingenommen für alles Bestehende, für Fürsten und Verfassungen. Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben in dem Dienst eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zugebracht. Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maßregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten. Die Könige des Mittelalters zeigten sich dem Volke noch in ihrer Würde Zeichen, die Krone auf dem Haupt unter wallenden Locken, den Mantel um die Schultern; wenn die heutigen Könige dieses Glanzes sich entäußernd gleich Unterthanen einhergehn, wenn sie bei vielen Anlässen die Bequemlichkeit des Privatlebens der Bürde ihrer öffentlichen Stellung vorziehen; schwebt ihnen dann nicht das allgemeine Ziel aller menschlichen Hinfälligkeit*) lebendiger vor Augen? Fühlen sie dann nicht, daß ihre Zeit auch Privattugenden von ihnen heischt? Der Majestät Strahl umgibt sie immer noch, je mehr sie im Licht der Gerechtigkeit wandeln, die ihre erste Eigenschaft ist.

Hier kann ich zu den Hergängen übergehen, durch welche die bestandene Ruhe nicht allein des Königreichs Hannover, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes auf das Empfindlichste

*) Wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde? Walther von der Vogelweide 22, 12; vgl. Neocorus 1, 489.

und zum Leidwesen der Redlichen, man darf hinzufügen von **allen** Parteien, unterbrochen worden ist.

Es ist nicht von Nöthen, den Inhalt beider Patente auszuheben, welche König Ernst August nach seiner Thronbesteigung erließ; es wäre anzuführen überflüssig, wie durch diese Acte unmilder Gewalt die Freude gedämpft wurde, daß ein wichtiger Landstrich aus der zwar ehrenvollen, oft ersprießlichen, aber das Nationalgefühl herabdrückenden Verbindung mit einem mächtigen fremden Reiche in das reine Verhältnis der andern deutschen Bundesstaaten übergegangen war. Dumpfe Bestürzung verbreitete das erste Patent, heftigere und unverhaltbare das andere.

Der Herzog von Cumberland, in dem freisten, glücklichsten und blühendsten Reiche der Welt geboren, hatte von Kindheit auf die Luft brittischer Verfassung eingesogen und muste alle die Eindrücke wahrgenommen haben, welche aus einer lange bewährten großartigen Ordnung der englischen Macht auf jeden Unbefangenen, wie viel mehr auf alle Landesgenossen hervorgehn. Dort wird nichts so lebhaft gefühlt, so augenblicklich vereitelt und gerächt, als jeder Eingriff in die festgegründeten Rechte beneidenswerther Institutionen.

Unter Privatleuten gilt als edle Sitte, daß der Bruder, wenn er des Bruders Habe erbt, des Hingeschiedenen Ruhe nicht störe und alle Anstalten desselben aufrecht erhalte. Während Wilhelm des Vierten, als eines milden, gerechten Königs Andenken zahllose Unterthanen segneten, als die Leichenfeier noch nicht verhallt ist, beginnt der Nachfolger seine Regierung damit anzutreten, daß er des königlichen Bruders und Vorfahren Werk, als sei es ein nichtiges und untaugliches, umstürzt.

Dies Werk war das im Jahr 1833, nach langer, von allen Theilen wohlgemeinter Berathung zwischen König Wilhelm und den Ständen auferrichtete Grundgesetz, welchem von da an bis auf jenen Machtschritt Regent, Land und Leute mit Treu und Glauben angehangen hatten, gegen dessen völligen, unkränkbaren

Rechtsbestand in dem Volke selbst nicht der leiseste Zweifel obwaltete. Jetzt plötzlich soll dieses Gesetz nicht mehr gelten. Also ein König, dessen angebornes Wohlwollen aus allen seinen Aeußerungen hervorleuchtete, Minister, deren redliche Absicht zu bezweifeln keine Ursache war, haben dem Lande eine Verfassung gegeben, deren Nichtigkeit sie vor Allen einsehen musten? Sie haben einen Eid darauf abgelegt, von dem sie wusten, daß er auf Täuschung beruhe, und vier Jahre danach regiert? Kann der einfache gesunde Sinn das glauben?

Der König findet seine agnatischen Rechte ungewahrt. Wer kann ihn tadeln, wenn er darauf hält? Das durfte ihn zu deren neuer Erörterung führen, nicht zu einseitiger Auflösung eines ihm als Regierungsnachfolger überlieferten Staatsgrundgesetzes. Als Nachfolger tritt er aus der Reihe der Agnaten, und ihnen gegenüber, er nimmt seines Vorgängers Gesichtspunct an. Könnte jeder Nachfolger den Vertrag lösen, der mit dem Lande eingegangen war, so würde niemals Sicherheit, auch nicht während langer Regierungen entspringen, weil hinter jedem Thronerben ein Umwurf drohen würde. Nicht daß Verfassungen ewige Dauer gebührt: sie sollen gleich allem Irdischen vergänglich und zerbrechlich sein, nicht aber aus Willkür, sondern von beiden Theilen, zwischen welchen sie zu Stande gekommen waren, abgeändert oder zerbrochen werden. Es fällt mir weder ein noch ist es meine Sache, eine ungewöhnliche Trefflichkeit des hannöverischen Gesetzes von 1833 zu behaupten; es wird dem Einen democratischen Stoffes zu viel, dem Andern zu wenig enthalten und genug Mängel sonst an sich tragen; aber es hat bisher bestanden und gegolten. Allen ständischen Verfassungen in Deutschland kann der negative Nutzen schwerlich abgesprochen werden, den sie seit ihrer Dauer stifteten. Sie fördern nicht so offenbar, als sie wolthätig Mißbräuche hemmen; sie sind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt. Der eigentliche Segen geht allerdings erst von der reinen Liebe des Fürsten zu seinem Lande aus.

Bei Bekanntwerdung des ersten Patents fanden sich die Landstände gerade noch in Hannover versammelt, und ihr Präsident scheint schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, dadurch daß er ihren rechtmäßigen Einspruch, als es die höchste Zeit war ihn geltend zu machen, vereitelte. Alle späteren Schwierigkeiten hängen von diesem unberechenbaren Fehlgriff ab, das Land ist der nothwendigsten Form beraubt worden, an welche es seinen Widerstand binden durfte.

Das einfachste Mittel war entrissen; aller Augen richteten sich auf die Minister hin, denen nun zunächst die Pflicht des Handelns oblag. In constitutionellen Ländern sind sie ein Barometer, sie dürfen über eine bestimmte Linie weder hinaufsteigen noch herabsinken, ohne einen gefährlichen, ja unerträglichen Stand der Dinge anzuzeigen. Ein begründeter Ruf der Rechtlichkeit und Unbescholtenheit umgab diese Männer, ihre Namen wären mit unvergänglicher Ehre in den Annalen des Landes eingeschrieben, wenn sie Muth und Tact gehabt hätten jede falsche Stellung von sich abzulehnen. Eine solche war ganz deutlich die, welche sie nach dem ersten königlichen Erlaß noch einnahmen. Wer aber drückt das allgemeine Staunen aus, als sie sogar nach dem zweiten Patent in einem Amte zu verharren wagten, das für sie selbst persönlich um eine Stufe erniedrigt wurde? Aus treuen Freunden der Verfassung, deren oberste Hüter und Wächter sie gewesen waren, wandelten sie sich in erklärte Feinde derselben, die fortan nothgedrungen waren, jeden Angriff auf sie zu erleichtern und zu beschönigen. Fühlten, auf so schlüpfrigem Boden, sie wenigstens nicht einmal die Gefahr des gegebnen Beispiels? Der belastet sich zwiefach, der auch noch Andere in den Fall mit sich fortreißt.

Und sie hatten zuoberst den Eid auf die Verfassung geleistet, der so heilig ist als jeder andere Eid, der von allen Staatsdienern als wesentliche Ergänzung des Huldigungseides im Jahr 1833 geschworen worden war, und seitdem von jedem neu in den Staatsdienst Eintretenden geleistet werden muste. Was nun

den Eindruck des zweiten Patents mehr als Alles steigerte, war eben die darin unumwunden ausgesprochene Loszählung aller Staatsdiener von dem auf die Constitution geleisteten Schwur. Dem Gewissen, das keine irdische Macht, kein König entbinden kann, wird hier eine Erledigung angeboten, die zu immer währender Belastung führt. Den Eid auf die Verfassung konnte Niemand lösen als entweder der König gemeinschaftlich mit den nach dem Gesetz von 1833 berufenen Landständen, oder ein rechtlicher Ausspruch des Bundestages; einen dritten Weg gab es nicht. Beiden Entscheidungen würden wir uns in ehrerbietigem Gehorsam gefügt haben, aber ohne volle Ueberzeugung war keine Entlastung möglich, jeder Zweifel hätte einen unerträglichen Zustand der Seele mit sich geführt. Ich sehe das kalte Lächeln Derer, die sich die Klugen nennen, und hier bloß eine nicht ernsthaft gemeinte Ausflucht erblicken; habe ich doch selbst sagen hören, ein Eid in politischen Angelegenheiten bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn so weit man Lust habe. Gut, denkt der Eine, daß sich Veranlassung findet, eine liberale Verfassung umzuwerfen, wenn es gelingt, so heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der Andere, wenn sie mich in meiner Behaglichkeit oder in meinen gelehrten Arbeiten stört. Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben. — Späterhin wurde eine weitere Deutung aufgesucht: der König sei alleiniger Dienstherr, ihm allein, keinem Andern, sei der Eid geschworen, in seiner Macht stehe es den Diener von dem Eide zu entbinden. Gewis, der König ist der einzige Herr, gewis, der Eid ist in die Hand seines Bevollmächtigten abgelegt, dennoch steht es nicht in der Macht des Königs, den einmal vor Gott ausgesprochenen zu lösen. Er ist auf die Aufrechthaltung des

Grundgesetzes geleistet, und so lange dies nicht rechtsgültig aufgehoben ist, muß er unverbrüchlich sein. Ich habe keine staatsrechtliche Theorie gemacht und keine zu verfechten, ich muß mich an das halten, was mir von oben gegeben ist, aber nach der Basis, auf welcher das Grundgesetz ruht, kann man mit vollem Recht sagen, der Eid ist auch dem Lande geleistet. Und braucht man nach analogen Verhältnissen weit zu suchen? Hat ein Oberappellationsgericht einen andern Herrn als den König? Und steht es in seiner Macht, die Mitglieder desselben von dem Eide, den sie auf die Gerichtsordnung geleistet haben, zu entbinden? — Würde sich vor einem Jahre Jemand mit einer solchen Deutung vorgewagt haben? Und glaubt man, daß sophistische Wendungen dieser Art in ein ehrliches, einfach denkendes Gemüth eindringen?

Indem ich mich nunmehr anschicke, von den Gesinnungen und Handlungen zu reden, welche sich in Göttingen seit den beiden Patenten kundgaben, gedenke ich zuvor noch des tragischen Verhängnisses, das diese Unterbrechung der öffentlichen Ruhe unmittelbar in den Zeitpunct fallen ließ, wo die Universität die gröste Feier zu begehn hatte, die ihr seit ihrer Stiftung zu Theil werden konnte. Alle Gemüther waren innig erregt und die Blicke von ganz Deutschland auf Göttingen gerichtet; das Schicksal hatte dem höchsten Glanz der Academie schon eine Zuthat von unruhigem Schmerz gegeben, der an den feierlichen Tagen sich noch in den Hintergrund ziehen durfte, weil damals die auf das erste Patent gefolgte zweifelnde, noch nicht verzweifelnde Beklemmung herschte. Der noch reine Festhimmel war nur am Rande mit bedenklichen Wolken gesäumt. Die von den Schaaren fremder Gäste und Zuschauer, wie nie vorher, belebten Straßen der Stadt waren wieder öde geworden und ein kurzer Feriengenuß eingetreten, als unmittelbar mit dem Beginn des neuen Semesters die gefürchtete Catastrophe eintrat und alle gehegten Besorgnisse, auf einen Schlag, weit überbot. Die unerwartete, bald aber bestätigte Botschaft von

der Nachgiebigkeit der alten Minister vollendete die allgemeine Bestürzung.

Kein anderer Bestandtheil des ganzen Königreichs konnte von dieser Begebenheit lebhafter und tiefer ergriffen werden, als die Universität. Die deutschen hohen Schulen, solange ihre bewährte und treffliche Einrichtung stehn bleiben wird, sind nicht bloß der zu und abströmenden Menge der Jünglinge, sondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen, höchst reizbar und empfindlich für Alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck, so wie bisher, zu erfüllen. Der offne, unverdorbne Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und so stark ist die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüth der Zuhörer, daß sie sich ihm von selbst zuwenden und über jede Entstellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berge gehalten werden mit freier, nur durch die innere Ueberzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik sind, kraft ihres Amtes, angewiesen die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte können keinen Augenblick verschweigen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker übten; Lehrer der Philologie stoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der Classiker über die Regierungen des Alterthums, oder sie haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volksentwicklung auf den Gang der Poesie und sogar den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle diese Ergebnisse rühren aneinander und tragen sich wechselseitig. Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß auch das ganze Gebiet der Theologie und selbst der Medicin,

indem sie die Geheimnisse der Religion und Natur zu enthüllen streben, dazu beitragen müssen, den Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken. Wie allseitig muß also die Universität von der Kunde ergriffen werden, daß die Verfassung des Landes dem Umsturz ausgesetzt sei. Eine Menge junger Leute nehmen Antheil an der veränderten Lage ihrer Eltern, Brüder, Freunde und Lehrer, an der Verrückung ihrer eignen Stellung; Alle bewegt ein allgemeines Gefühl der schwebenden Gewaltthätigkeit, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite sie stehen.

Unter den Professoren thaten sich bald verschiedenartige Gruppen hervor, die Charactere, wie mein Bruder treffend bemerkte, fiengen an sich zu entblättern gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost; da sah man Viele in nackten Reisern, des Laubes beraubt, womit sie sich in dem Umgang des gewöhnlichen Lebens verhüllten. Zwar das muß zugegeben werden, daß Alle und Jede von dem Entschluß des Königs unangenehm berührt wurden und ihn lieber ungeschehn gewust hätten. Die vom Alter Abgestumpften scheuten die Mühe und den Lärm der Neuerung, aus der für ihre letzten Bequemlichkeiten sich Störungen ergeben könnten; sie überlegten nicht, daß auch dem ablaufenden Leben Festigkeit zieme, sogar gefahrlosere bereitet sei, daß noch die scheidende Sonne ein zu Ende neigendes ehrenvolles Wirken überglänzen könne. Ein andrer Theil, an sich gegen jede Verfassungsform völlig gleichgültig und nur eigne Vortheile ins Auge fassend, mochte dem Grundgesetz von 1833 abgeneigt sein, weil es einzelne frühere Rechte und Privilegien der Universität aufgehoben hatte. Dahin gehörte zumal die Vernichtung der dem Professorenstande so nöthigen Einquartierungsfreiheit, worüber ärgerliche Reibungen und Verhandlungen mit den Bürgern entsprungen waren, die sich hier einmal als tüchtige Staatsbürger fühlten und begierig an dem Princip der gleichen Beitragspflichtigkeit zu allen Staatslasten festhiengen, in Zeiten wahrer Noth aber wenig Beruf in sich spüren, ihrer Staats-

bürgerverpflichtung nachzukommen. Ich will dem Aufheben solcher Privilegien nicht das Wort reden, es wird an der allgemeinen Nivellierung aller Verhältnisse ein Weniges dadurch gewonnen, aber der Verband der Corporation gelockert, an welchem viel mehr gelegen war. So lange nicht die Ausgleichung den Gipfel erlangt hat, daß sie den Bürger befähigt abwechselnd mit dem academischen Lehrer das Catheder zu besteigen, diesen nöthigt, abwechselnd mit dem Bürger zu backen und zu schlachten, brauchen noch keine Soldaten in die Auditorien eingelegt zu werden. Doch war hier weniger die Richtung der Constitution von 1833 anzuklagen, als der schon lange wirkende Zeitgeist, dem sie huldigte. Aeltere Göttinger Professoren erinnern sich auch einer sonst bestandenen Accisefreiheit, deren Wohlthaten schon geraume Zeit vorher, ehe Jemand an ein Grundgesetz dachte, aufgehört hatten. Man muß Verbesserungen im Großen hinnehmen mit Verschlimmerungen im Kleinen, nicht umgekehrt ein ganzes Verderbnis entschuldigen aus einzelnen Vortheilen, die es bringen könnte. Es mag indessen nur sehr wenige Professoren geben, die sich von solchen Gründen hätten bewegen lassen, dem königlichen Patent ihren Beifall zu zollen, aus dessen Sinn durchaus nicht entnommen werden darf, daß mit der Vertilgung der Verfassung jene Bevorrechtungen einzelner Stände wieder erwachen werden. Jede Regierungsart ist so klug, daß sie sich auch einige Folgerungen aus der ihr ganz entgegengesetzten gefallen läßt.

Der grösten Zahl der Professoren muste einleuchten, daß das königliche Machtgebot die wichtigste Angelegenheit des Landes betreffe und daß es nun auch der Universität gelte, sich ihm entweder muthlos zu ergeben, oder ein gegründetes Recht des Widerspruchs auszuüben. Wiederum aber zerfielen die, welche es für rathsam hielten unterwürfig zu schweigen, in zwei sehr verschiedne Parteien. Zur einen gehörten die Männer welche, sonst vorlaut und stolz genug, vor aller Gewalt verstummen, und jede Ungnade in den Augen des Herschers als das unerträg-

lichste Unglück betrachten; sie waren, auf Kosten ihrer selbsteignen Denkungsart, zur Nachgiebigkeit bereit, und schnell erfinderisch Scheingründe für ihre Abtrünnigkeit nicht bloß hervorzusuchen, sondern sie auch anders Gesinnten auf alle Weise anzuempfehlen. Andere, allerdings achtungswerther, bedauerten zwar den Untergang der beschwornen Verfassung, hiengen aber über Alles an der Aufrechthaltung der Universität, deren Gefahr, wenn sie den Unwillen des Königs auf sich ziehen sollte, ihrem Herzen weit näher lag, als das Heil des ganzen Reichs, welcher daher die angelobte Pflicht unbedenklich aufgeopfert werden müsse. Verkennend, daß auch die edelsten und berühmtesten Einrichtungen darunter am meisten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern versäumt wird, sind sie Beamten ähnlich, die aus misverstandner Liebe zu ihrem Amt dessen ganze Würde in die Schanze schlagen, und das ihnen rein vertraute Gut fleckig werden lassen, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten nichts zu vergeben. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte ein eitles Schaugericht, das Niemand sättigt und nährt. Auf diesem Wege verstehe ich es nicht, den Glanz der Georgia Augusta zu erhalten, für den ich freudig und mit treuer Anhänglichkeit meine besten Kräfte hingegeben, keine Störung der liebsten Arbeiten gescheut habe. Hier mögen meine Collegen, selbst die anders gehandelt haben, hier mag das Curatorium Zeugnis ablegen.

Mit Freuden bekenne ich, daß, diese die höhere Pflicht und jene alles Selbstgefühl Aufgebenden abgerechnet, unter der bedeutenderen Masse aller Uebrigen, in den ersten Wochen, die Meinung der vor Zorn und Scham Glühenden das Uebergewicht hatte, welche ihren Eid zu wahren, nicht zu brechen gedachten.

Hätte man damals die Stimmen gesammelt, sie wären fast alle zu Gunsten der Wahrheit und des Rechts abgegeben worden, und selbst die Schwächeren fühlten sich durch die Reinheit des ersten Eindrucks, wie er sich bei solchen Gelegenheiten überall geltend macht, empor gehalten. An den Mitteln aber, welche man berathschlagte, thaten sich bald Trennungen hervor, und den Nachgiebigeren oder Zagenden war es innerlich willkommen, ohne der Anfangs geäußerten Gesinnung zu entsagen, vorerst die Ablehnung festerer Maßregeln durch aufhaltende Bedingungen oder die Halbheit dazwischen geworfner vielfacher Vorschläge zu erreichen. Während dem Gewissen mit jener Anmuthung sich des Eides zu entschlagen eine sofortige und laute Gegenerklärung geboten war, faßte bei Vielen die leidige Ansicht Wurzel, der rechte Zeitpunct sich zu erklären trete für die Universität erst dann ein, wenn sie die bevorstehende Aufforderung zur Wahl eines Deputierten in die vom König unberechtigt einberufene Ständeversammlung nach den Grundsätzen von 1819 entschlossen bei Seite zu weisen habe. War denn nicht der Eid auf die Constitution von 1833 factisch zu Boden getreten, und gab es Gründe sein Sträuben dawider warten zu lassen? Bedurfte es erst noch eines andern Factums, gegen welches Widerstand zu leisten sei? War nicht Gefahr, daß durch die lange Erwartung dieses Factums Erschlaffung der Handelnden herbeigeführt werden würde? Der Erfolg hat diese Besorgnisse vollkommen gerechtfertigt. Unter dem Vorwand, bei Einberufung der Wählenden einen allgemeinen Protest der gesammten Universität zu Stande zu bringen (woran gleich damals billig zu zweifeln war), gab man die starke Eintracht der besseren Mehrheit auf, und stellte die Entschloßnen größerer Gefahr preis. Es hat sich gezeigt, daß die Stunde jener Wahl nicht vierzehn Tage (wie man vorschützte), sondern über acht volle Wochen nach dem Patent eintreten sollte, nachdem sich durch eine Reihe anderer Vorgänge und Einwirkungen die Gemüther hinlänglich abge-

lenkt*) haben können. Was auch nunmehr bei diesem Wahlact vorgehn möge, es wird von wenigem Gewicht auf das Ganze sein. Die Regierung weiß nunmehr viel besser als damals, wie sie selbst eine völlige Verwerfung ihres Wahlvorschlags aufzunehmen und zu behandeln habe.

In so peinlicher, vielberathner und hingehaltner Lage entschied sich endlich eine geringe Zahl Beherztgebliebener das Eis des Schweigens zu brechen, dessen Rinde hart und schmählich das ganze Land überzogen hatte**). Unsere Erklärung an das Curatorium war den 17. November Abends entworfen worden, noch wusten wir nicht, ob sie am folgenden Tage von fünf, oder von sieben, oder von dreizehn unterschrieben abgehen sollte. Sieben Namen standen am Schluß der am 18. November entsandten Ausfertigung. Jeder war auf seinem Wege mit völliger Unabhängigkeit des Geistes zu der Ueberzeugung gelangt, welche die Protestation aussprach. Es war also wenigstens eine Besiebnung, der das altdeutsche Recht entschiedne Kraft beimißt, vollführt.

In diesem erlaßnen Widerspruch gegen das Patent herscht die einfache aber starke Sprache unverstellter, unverschleierter Wahrheit. Die der Würde des Königs gebührende Ehrfurcht wird nirgends verletzt; was zu sagen war, konnte nicht verhalten bleiben. Das Schreiben wurde an die Behörde eingereicht, welche der Universität zunächst vorgesetzt war und in deren Verpflichtung es lag, der Regierung ungesäumte Kunde dieses Hergangs zu hinterbringen.

*) Aber es mag einer so gut gesittet sein, daß über ihn das göttliche wie das menschliche Urtheil übereinstimme. Doch er ist schwach an Muth: wenn einem solchen etwas Widriges begegnet, so wird er vielleicht aufhören die Unschuld zu pflegen, durch welche er sein Glück nicht festhalten konnte. Boethius vom Trost.

**) Wie bitter ist der Tadel darüber, den ein etwas höher gestellter Beamter in Hannover aussprach, ohne es in seiner Unschuld zu merken: 'Wir haben es nicht gewagt dem Könige zu widersprechen, und sieben Professoren nehmen es sich heraus'.

Er konnte und sollte nicht geheim gehalten werden. Nicht allein war die vorausgegangene Berathung und ihr Ziel unter der Mehrzahl der Professoren bekannt, sondern auch Entwurf und Reinschrift der Erklärung mehrern Collegen, die nicht mit unterzeichneten, vorgelegt worden. Und wie hätte eine Vorstellung gegen das, was der König öffentlich an das ganze Land erlassen hatte, sich in die Schranken einer bloß an das Ministerium gerichteten, vielleicht ohne weitere Folge zu den Acten genommenen Antwort zwängen mögen? Diese Antwort bedurfte eben so sehr an das Licht der Welt zu treten, als ihr Anlaß. Richtet der König sein Wort an seine Unterthanen, so steht auch ihnen offen zu antworten und sich zu vertheidigen frei. Was für ein Verbrechen wäre das Recht dieser Vertheidigung, die nichts verräth, nichts verdeckt, keinen Gehorsam aufkündigt, sondern nur gegen eine Gewaltmaßregel der Regierung Einsprache thut? Ihr einziges Ziel, die Beruhigung der Gewissen, war der Anerkennung würdig. Wer verabscheut mehr als ich Alles was man politisches Treiben nennt? Es hat mich nie nur aus der Ferne berührt. Steht es so mit uns, daß die Lehre des Christenthums, den Strauchelnden durch Beispiel zu warnen, zu einem politischen Vergehen darf gestempelt werden? Ich halte Jeden, der nicht mit voller unerkünstelter Ueberzeugung den Gründen des Patents vom 1. November nachgeben kann, auch den, der seine Gedanken aus Klugheit davon abwendend die Frage sich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen.

Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsein gehört denen, die den Muth dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Unterthanen seine Zunge, da wo die Noth drängt, und trösten über jeden Ausgang.

Niemand in Göttingen, oder andrer Orte, hat übersehn können, wie verschieden die Entschlossenheit der einzelnen Facultäten ausgefallen ist, das Recht der Universität auf Erhaltung des Grundgesetzes zu vertheidigen. Als Corporation befugt und verpflichtet ihren Deputierten den Ständen beizuordnen, gekränkt durch die ausgesprochne Aufhebung der Verfassung, war sie einzuschreiten ermächtigt und aufgefordert. Einer aus gelehrten, kundigen, feiner fühlenden Männern zusammengesetzten Gemeinheit gebührte dieser Beruf vor den übrigen im Lande: was als Laienwahrheit allen Herzen einleuchtete, sollte sie von der Gelehrten-Bank herab, nach göttlichen und menschlichen Satzungen, bestätigen und bestärken. Ein vollstimmiger Beschluß von Seiten der ganzen Universität hätte die bedeutendste Wirkung haben müssen; bald aber zeigte sich nicht nur die Unausführbarkeit einer solchen Vereinigung, sondern auch wie sehr die Kräfte der Muthigeren durch gesondertes, ungleichzeitig und in abweichenden Formen sich entfaltendes Auftreten zersplittern würden. Keiner der endlich eingeschlagnen Schritte vermochte die Mitglieder der theologischen noch der medicinischen Facultät für sich zu bestimmen. Die philosophische und juristische waren es, von welchen aller Entschluß und alle Anregung ausgiengen, und das bleibt eine fast psychologische Merkwürdigkeit. Wenn man auch anschlagen muß, daß der Zahl nach die philosophische Facultät auf allen Universitäten immer die bei weitem stärkste, die theologische die schwächste ist; so wird doch die medicinische in dieser Beziehung der juristischen wenig weichen. Macht die alltägliche Gewohnheit vor Sterbebetten zu stehn und mit dem Messer in Leichen zu schneiden Aerzte härter und unempfindlicher gegen die Noth des Vaterlands? Wird ihnen durch ihr Geschäft mehr Gleichgültigkeit für die Bedrängnisse des menschlichen Lebens, dem sie nur von der leiblichen Seite her zu Hilfe kommen, eingeflößt? Es gibt gleichwol die edelsten Beispiele liebender Aufopferung für das Gemeinwesen auch unter Aerzten, und ihre regere Berührung mit allen Ständen pflegt ihnen sonst die Kunde der öffent-

lichen Dinge zu erleichtern, nicht zu verleiden. Von den Theologen hingegen, den Bewahrern des Glaubens und der Gewissen, wäre am allerersten zu erwarten gewesen, daß sie, eingedenk lutherischer Freimüthigkeit und Standhaftigkeit, ihre Zornschalen kräftig ausgeschüttet und alle Blödigkeit des Zweifels dahin geworfen hätten. Es fehlte nicht an Beistimmung, aber an der Entschlossenheit sie öffentlich zu bekennen. Theologischer und juristischer Gelehrsamkeit stand hier allerdings die eigentliche Begründung der obschwebenden Fragen zu; wenn es die Unterzeichner der Protestation schmerzlich empfanden, von ihren theologischen Collegen verlassen zu sein, so durfte freilich die Theilnahmslosigkeit der medicinischen Facultät minder schwer auffallen, doch die Einstimmung strengjuristischer Ansichten mit denen, die aus der freieren philosophischen Classe hervorgiengen, vollkommen beruhigen.

Es ist außerdem, selbst öffentlich von der Regierung, hervorgehoben worden, daß an dem Widerstand, welchen sie zu erfahren hatte, hauptsächlich sogenannte Ausländer, d. h. keine gebornen Hannoveraner betheiligt seien. Ein tief kränkender, undankbarer Vorwurf, der, wenn er gelten könnte, überhaupt nur den Sinn haben würde, daß unter deutschen Gelehrten, zwischen welchen von jeher Freizügigkeit und Gefühl deutscher Nationaleinheit waltete, die Abgrenzung einzelner Bundesgebiete Spaltungen erzeugen sollte. Oder hören die, welche fünf, zehn, zwanzig Jahre im hannöverischen Lande gelebt und gewirkt haben, noch nicht Auswärtige zu heißen auf? Will der König seine hohe Schule mit lauter eingebürtigen Professoren besetzen, nur für eingeborne Studenten öffnen? Man schlage Göttingens Jahrbücher auf, und zähle nach, wie viel Gelehrte ihm die engere Heimat, wie viel das übrige Deutschland zugeführt hat? Von welchen unter diesen der gröste Glanz über es gekommen, die festeste Treue ihm bewiesen worden ist? Nach dem dermaligen Bestande des Personals der Universität bilden die eigentlichen Hannoveraner nicht einmal dessen vierten Theil, und so schwer-

lich die Würde der ganzen Anstalt mit bloßen Hannoveranern aufrecht erhalten werden könnte, eben so wenig Lust bezeigen möchten die auf andern deutschen Universitäten zerstreuten, nirgend als Ausländer betrachteten hannöverischen Gelehrten jetzt nach Göttingen abzugehn. Haben die außerhalb gebornen Unterzeichner der Protestation (welchen sich, wie jedermann weiß, auch ein geborner Göttinger rühmlich zugesellte) keine Liebe zu dem Lande verrathen, dessen Grundverfassung sie auf Gefahr ihrer Stellung hin zu hegen unternehmen? Liegt der hier berührten Erscheinung etwas Wahres zum Grunde, so dreht sie sich um in den wirklichen Vorwurf, daß die eingebornen Landeskinder, denen keine geringere, sondern eine noch mächtigere Verpflichtung zu der Constitution oblag, saumselig und furchtsam ihr nicht nachgekommen sind. Ihre Lässigkeit kann das gewissenhafte Betragen der Uebrigen nicht zum Laster stempeln.

Man hat, im Gefühl es gebreche sonst an Ursachen uns zu verdammen, die schnelle Veröffentlichung jener Erklärung als etwas Strafbares aufzufassen gestrebt. Wissen doch Regierungen selbst, wie schwer es heutzutage ist, sogar ihre verborgensten Handlungen der Oeffentlichkeit zu entziehen, die als wolthätige zugleich und gefährliche, aber unausrottbar gewordne Macht ihren Schritten zur Seite steht. Und, wie verbotne Früchte süßer scheinen, kehrt sich auch der Vortheil augenblicklicher Hemmung bald hernach wider die, welche sie verursachen, wenn sich die geschehnen Dinge mit desto stärkerem Schwung Luft machen und das Gerücht ihnen erhöhten Reiz leiht. Des Verbots, der Censur blödsichtiges Auge vermag doch bloß in unmittelbarer Nähe und Gegenwart zu sichern, die drohenderen Uebel der Zukunft gewahrt es nicht. Hätten wir mit Angst und Sorge jede Mittheilung unsrer Worte gemieden, sie wären, einmal entsandt, doch auf mehr als einem Wege frei geworden. Wir wollten sie nicht zuerst verbreiten, erwarteten nie, daß sie geheim bleiben würden. Sind wir daran Schuld, wenn ein uns völlig unbekannter

Correspondent einer englischen oder französischen Zeitung von unserer Absicht hörte und davon meldete? Was konnten wir mit einer solchen kahlen Notiz bezwecken? Wir die wir nichts verheimlichen wollten, die wir offen und mit allen Gründen uns zu erklären vorhatten? Endlich was hätte selbst eine solche Nachricht Strafwürdiges in sich? Ich für mein Theil habe ohne Bedenken was ich gethan, und Niemand daß es geschehen würde vorher wuste, was ich noch jetzt für völlig schuldlos halte, ausgesagt, daß ich den vierten Tag nach der Entsendung, zu einer Zeit wo bereits zahllose Abschriften umgiengen und benachbarte öffentliche Blätter Auszüge lieferten, einem auswärtigen Freunde, gar nicht zur Bekanntmachung, bloß zur Kenntnisnahme, eine vollständige Copie mitgetheilt habe*). Aehnliches, so viel ich weiß, dürfen meine Collegen behaupten. Keiner hat den Andern gefragt, was er thun wollte; viere haben gar keine Veranlassung zur Mittheilung gehabt. Und hätten wir wirklich zu gestehn gehabt, die alsbaldige Veröffentlichung sei unmittelbar von uns ausgegangen, stand darauf Landesverweisung, überhaupt nur auf der Mittheilung einer Erklärung an die Behörde irgend eine Strafe? War das Ausgesprochene in Recht und Wahrheit gegründet, so durfte es vor die Welt hintreten, wie vor den König selbst. Indem wir es weder an seine eigne Person richteten, noch unmittelbar öffentlich machten', folgten wir der Scheu natürlicher Ehrerbietung.

Ich habe nunmehr ein Ereignis zu berühren, das künftige

*) Meine Aussage muß in dem academischen Protocoll enthalten sein, und das nennt die hannöverische Zeitung vom 17. December unumwunden eingestehn, zur Verbreitung der Protestation beigetragen zu haben. Weil ich auf allgemeines Befragen ehrlich sage, was den Umständen nach völlig unerheblich ist, deshalb wird mir auferlegt, Haus und Hof zu räumen, die Meinigen und meine Habe im Stich zu lassen! Welche Barbarei will Mittheilungen an Freunde untersagen? Durch mich ist die Urkunde sicher in kein öffentliches Blatt gelangt und jedes konnte sie bereits anderswoher entlehnen.

Geschichtsschreiber der Universität Göttingen aus ihren Jahrbüchern tilgen zu können wünschen werden, die berüchtigte Rothenkircher Deputation.

Die innere Wahrheit unserer Protestation muste in Hannover wider Willen gefühlt worden sein, denn man schwieg so lange, bis der Versuch gemacht wäre, die übrige Universität von aller zu besorgenden Nachfolge abzuschrecken. Einem Gerücht zufolge wollte der König selbst nach Göttingen kommen, um über die Protestanten das volle Maß seiner Ungnade auszuschütten; er begab sich in das etwa vier Meilen ferne Jagdschloß Rothenkirchen.

Gegen Ende Novembers ließ der Prorector dem Senat eröffnen, daß der König zu Rothenkirchen eine Becomplimentierung von Seiten der Universität erwarte. Diese Förmlichkeit schien überflüssig, da die Dankgefühle der Universität bereits zur Zeit des Jubiläums ihren reichlichen Erguß genommen hatten. Man wähnte indessen, dem Prorector sei eine officielle Einladung des Ministeriums oder Curatoriums zugegangen, der sich nicht ausweichen lasse. Es hat später verlautet, daß dies nicht der Fall gewesen sei, vielmehr eine dritte Mittelsperson die Hand im Spiel gehabt habe. Gegen eine Bezeugung der Ehrfurcht war vom Senate, wie sich von selbst versteht, nichts einzuwenden. Neben dem Prorector, der selbst zugleich Substitut des Regierungsbevollmächtigten und Decan der Juristenfacultät war, wurden deren Exdecan und die Decane der drei übrigen Facultäten zur Reise bestimmt. Einige Senatsglieder mögen sogar gemeint haben, das aufsteigende Unwetter könne durch eine offne und freie Sprache der Abgeordneten beschworen werden. Man wird es seltsam, ja unbegreiflich finden, daß diesen keine bestimmte Instruction entworfen wurde; sie hatten einen oder zwei Tage lang Zeit dazu, alle obwaltenden Verhältnisse zu überlegen, reisten aber unvorbereitet und in voller Selbstgenügsamkeit am 30. November ab. Zu Rothenkirchen angelangt, wurde die Deputation alsbald befragt, ob sie eine Adresse der Universität

bringe? auf verneinende Antwort aber bedeutet, daß sie ohne eine solche nicht vorgelassen werden könne. Hier war nun ein einfacher durch die Umstände sogar gebotener Ausweg, eben dieses Mangels wegen umzukehren und heimzureisen. Der Prorector entschloß sich lieber, in dem Vorzimmer des Pallastes eine solche Schrift abzufassen und sich so den Weg zur Audienz zu bahnen. Er soll anfänglich eine allgemeine, d. h. nichts sagende aufgesetzt und übergeben haben. Diese wurde jedoch nicht angenommen, sondern mit dem Bedeuten zurückgestellt, es müsse darin eine Misbilligung der Protestation ausgedrückt sein. Die Deputierten sahen sich nun in dem schwierigen und peinlichen Fall, etwas aussprechen zu müssen, was sie selbst in Wahrheit nicht fühlten und wozu sie wenigstens durchaus nicht von der sie absendenden Senatsbehörde bevollmächtigt waren. Rechtlichen Männern, hier gedrungen, über einen Schritt ihrer Collegen abzuurtheilen, blieb das einleuchtende Mittel, eben diesen Abgang an aller Vollmacht geltend zu machen. Die Deputation dachte aber auf Umwegen durchzuschlüpfen, und eine neue Adresse ward ausgeklügelt, deren gewundne Phrasen wahrscheinlich einen vielleicht beschönigenden Tadel, nicht der Sache und Meinung selbst, sondern der schnellen Verbreitung der Protestation auszudrücken suchten. Diese Adresse, deren wörtlicher geschweige buchstäblicher Inhalt bisher noch auf keine Weise hat bekannt werden wollen, genügte, und wurde von dem König, nach bewilligtem Gehör, dergestalt beantwortet, daß nun seine Ungnade allein auf die Unterzeichner der Erklärung fallen, die übrige Universität aber ihrer bewiesenen loyalen Gesinnung halber gerühmt werden konnte. Der Prorector wurde außerdem zu einer besondern und geheimen Audienz gelassen, in welcher es ihm frei stand von seiner Privatansicht so viel als er mit sich selbst zu verantworten glaubte zu äußern. Klar aber ist, daß weder er noch die Decane, als Abgeordnete ihrer Collegen, im Namen der Universität, der Facultäten und des Senats nicht das Gelindeste von dem

auszusprechen befugt waren, was sie zu Rothenkirchen von sich gegeben haben sollen.

Was sie aber auch dort verhandelt und ausgerichtet haben mochten, ihre unerläßliche Pflicht war, ungesäumt nach der Heimkehr dem committierenden Senate nicht allein, sondern, in einer so wichtigen Angelegenheit, auch dem gesammten Corpus der Professoren Rechenschaft abzustatten. Sollte man es glauben, daß vom 1. bis zum 14. December, an welchem Tage mein bisheriges Verhältnis zur Academie gelöst wurde, mithin in zwei vollen Wochen, keine Silbe über diese Hergänge von Seiten des Prorectors an mich gelangt ist? Was sich im Senat zugetragen hat, mögen Andere genau berichten; man weiß daß auch da der Prorector nur allgemeine, ganz unverfängliche Dinge gesagt zu haben bekannte, jeder genaueren Erklärung und schlichter Erzählung ausweichend. Nicht weniger als ihrem Oberhaupt lag aber auch den übrigen Abgeordneten, seit sie übelverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, die stärkste rechtliche und sittliche Pflicht ob, auf die Erstattung dieser Rechenschaft zu dringen. In Privatäußerungen schienen einige von ihnen freimüthiger, ohne jedoch irgend etwas einzuräumen, was den noch wurzelnden Glauben beeinträchtigen konnte, sie hätten bei dieser Veranlassung, wie es sonst immer üblich ist, ihren Genossen die Farbe gehalten. Daß sie nicht recht klaren Wein einschenkten, fühlte man wol, war aber weit entfernt, eine solche Verleugnung ihnen aufzubürden, als sie deren einige Tage später öffentlich geziehen werden sollten.

Hegten die Mitglieder der Deputation insgeheim den Wunsch, daß die königliche Ungnade sich entladen würde, ohne sie in die Entwicklung einzumischen, so sind sie mit allem Recht geteuscht worden. Ihre unmannhafte Haltung, die sittliche Mattherzigkeit ihrer zu Rothenkirchen geführten Sprache ist es offenbar, was unser Verderben wenn auch nicht bereitet, doch vollendet hat. Das muß frei und laut gesagt werden. Ihnen lag die moralische Pflicht ob, der Anklage ihrer Collegen gegenüber, auf die

Sache selbst einzugehen, und bescheiden und ehrerbietig aber furchtlos ihre Ueberzeugung auszusprechen. Das wird Niemand, wo sie selbst es nicht etwa thun, leugnen. Aus ihren Träumen oder Hoffnungen sahen sie sich plötzlich geweckt durch einen officiellen Artikel der hannöverischen Zeitung vom 6. December, dem es nicht genügt, jener misbilligenden Adresse Meldung zu thun, der vielmehr wörtlich und ausführlich die ganze Rede mittheilt, welche, in Gegenwart der Decane, der Vorstand der Deputation gesprochen haben soll, und worin sich die Universität überhaupt, in deren Namen unbefugterweise aufgetreten wird, nicht bloß von aller Gemeinschaft mit den sieben Protestierenden lossagt, sondern ihre Gesinnung öffentlich schmäht. Lange noch wird der Verfasser dieses Artikels, wer er auch sei, mit heimlicher Schamröthe übergossen werden müssen, wenn ihm der gehässige Eindruck vorschweben kann, den dieses Machwerk bis in die weiteste Ferne hervorgerufen hat. 'Das sind Fabeln' sagte mir einer der Deputierten ins Gesicht, auf die gedruckten Worte weisend; es war ein übertreibendes Zerrbild ihrer ganzen Handlung. Man soll glimpflich urtheilen von Collegen, die unbedachterweise in eine gelegte Falle gerathen waren. Mir schien es jederzeit, daß die Ehre ihnen das unabweisliche Gebot stellte, von nun an, und sei es auf Kosten ihres Amtes, sich alles Lugs und Trugs zu überheben. Nichts in der Welt durfte ihnen das Recht abschneiden das, was zu Rothenkirchen aus ihrer Feder oder aus ihrem Munde gegangen war, wörtlich bekannt zu machen, und jeder Fälschung frei, ich meine mit der Unterschrift ihres Namens, zu widersprechen. Sie zauderten und zauderten, noch bis heute ist ihr Schweigen nicht gebrochen. Welcher diplomatische Codex wird es zuerst wagen, die echte Urkunde herzustellen?

Während durch die Rothenkircher Vorgänge die Theilung der Gemüther zunahm und die Spannung unter den Professoren eine vorher unglaubliche Höhe in wenigen Tagen erreichte, während bei einigen unsrer Gesinnung nahe stehenden edlen Freun-

den der Entschluß zur Nachfolge um so schneller reifte, als die Gefahr wuchs; nahte die Entscheidung nunmehr in raschen Zügen, und doch überraschend. Der Regierung stand es zu, Lehrer deren offen dargelegte Grundsätze ihr nicht gefielen, vom Amte zu suspendieren: darauf gefaßt sein muste man. Es gab jedoch eine doppelte Art und Weise, die Suspension bis zu dem Augenblick, wo die Ungewißheit über die Verfassung durch den Zusammentritt einer Ständeversammlung nach dem Gesetz von 1819 entschieden sein würde, aufzuschieben oder alsogleich zu verhängen. Selbst der zweite härtere Weg schien noch allzu gelind. Der König verfügte, nachdem ein kurzes inquisitorisches Verfahren über die Verbreitung (wobei ich das erstemal in meinem Leben vor irgend einem Gericht erschien) vorausgegangen war, unterm 11. December nicht Suspension, sondern förmliche Entlassung der sieben Professoren aus seinem Dienst. Dreien darunter, welche Exemplare des Protestes anderwärts mitgetheilt hatten, wurde binnen dreien Tagen Frist das Land zu räumen auferlegt, widrigenfalls sie gefänglich eingezogen werden sollten*). Wer möchte aber schuldlos im Kerker schmachten!

Mahnte den Prorector nicht sein Gewissen, als er dies ohne Zuziehung einer Behörde gefällte, nur von dem Cabinetsminister contrasignierte Urtheil Männern publicierte, denen er im Herzen selbst nichts vorzuwerfen hatte? Zeigte ihm die Ehre nicht den Weg den er gehen muste?

Durch diesen ohne Urtheil und Recht, selbst mit Verletzung der in des Königs eignen Patenten vorgeschriebnen Formen ausgesprochnen Entsetzungsact erachte ich mich meines wolerworbnen Rechtes auf mein Amt und den damit verbundnen Gehalt noch nicht beraubt, und gedenke alle mir dagegen zu Gebote

*) Es wird ihnen geboten 'das Land in drei Tagen zu verlassen, und wenn sie sich dem nicht freiwillig fügen sollten, wird die Untersuchung gegen sie mit aller Strenge fortgesetzt werden, und sie zu dem Ende an einen andern Ort im Königreich gebracht werden'.

stehenden Mittel gerichtlich zu verfolgen. Der Gewalt zu weichen war ich gezwungen.

Die unmittelbarste Behörde der Universität, ihr eignes Curatorium, wurde bei einem, für das Wol und Wehe der Anstalt folgenreichen Gewaltschritt so wenig von dem Alles lenkenden Cabinetsminister gefragt oder gehört, daß es erst von Göttingen aus am 17. oder 18. December durch die kriegerisch vollzogne Maßregel Kunde des Geschehnen empfieng.

Die Regierung erhielt mit der Nachricht von der Ausführung ihrer Befehle gegen die sieben Professoren zugleich die Botschaft, daß sechs Andere nicht ihr selbst, sondern alsogleich in öffentlichen Blättern erklärt hätten, keineswegs die Rothenkircher Schmach theilen zu wollen. Diese zweite Protestation zu Gunsten der bedrohten Constitution von 1833, ihrer Fassung nach schwächer als die erste, stärker hingegen, weil sie nach der schon ausgesprochnen Ungnade des Königs jener sich anzuschließen wagt, ist unsre schönste Ehrenrettung und ein herliches Zeugnis für den Geist der Universität. War unsere Verurtheilung unverdient und schonungslos, so gedachten sicher die nachprotestierenden Männer keine durch die Finger blickende Schonung sich abzuverdienen. Aber die Regierung, die Consequenz ihrer Gerechtigkeit aufgebend, schien selbst über den Riß zu stutzen, den ihr Verfahren in dem edelsten Gebäude des Landes hervorbrachte. Ein ausgestoßner Stein zieht dann den andern nach sich und ganze Wände lockern sich zum Sturz. Wo dieses einhalten werde, läßt sich nicht einmal berechnen.

Es war vorauszusehn und ist allgemein bekannt, welche bewegten und schmerzhaften Eindrücke unsere Entsetzung im Lande, unter allen Mitgliedern der Universität, die ein Gefühl von Recht hatten, vorzüglich aber unter der studierenden Jugend erzeugen muste. Ich verzichte hier darauf sie zu beschreiben: sie bleiben in meine Brust gegraben.

Schwerer fällt es die weit in ganz Deutschland gefühlte und noch lange nachhaltende Wirkung des Ereignisses aufzufas-

sen. Aber ich, der ich bloß von dem, was mich persönlich berührt, reden wollte, enthalte mich des Versuchs und überlasse die Pflicht dies zu erwägen denen, welchen sie von ihrer Stellung unabweislich auferlegt wird.

Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandnen Herzen. Solange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren sondern gewinnen werde.

Zwischen die Erzählung des Lebenslaufes bis 1830 und die Erörterung der Gründe weshalb Göttingen wieder aufgegeben werden mußte, gehörte die lateinische Rede Ueber das Heimweh mit welcher Jacob seine Professorenlaufbahn vor der Universität eröffnete. Das Manuscript dazu konnte nicht aufgefunden werden, die lateinische Einladungsschrift befindet sich in den Händen der Fachgelehrten.

Die Absetzung der sieben Professoren wäre auf Grund des von beiden Brüdern sorgfältig aufbewahrten Materials jeder Gattung einer umfassenden Darstellung fähig, die weniger um des Ereignisses selbst willen (das im Vergleich zu vielem Anderen heute unbedeutender erscheint) als der Charaktere wegen, welche sich dabei, man möchte sagen, entdeckten, von Wichtigkeit wäre. Es war damals eine neue Anforderung an die Menschen, in politischen Dingen auf der Stelle entschieden Partei zu nehmen. Es kam wie ein Ueberfall auf völlig unvorbereitete friedliche Leute: die Einen zeigten sich rathlos, die Anderen folgten furchtsamen Regungen, noch Andere offenbarten sich in gemeinster Gesinnung, und dies Alles, da Niemand zu öffentlichem Auftreten

eingeschult war, in einer so prägnanten Weise wie sich dergleichen heute kaum mehr ereignen dürfte. Ich wähle aus der ganzen Fülle der vorliegenden Papiere die folgenden beiden Briefe aus weil sie zugleich an Otfried Müller erinnern, einen Mann der in ganz idealem Lichte vor mir steht und der in Göttingen zu den edelsten Freunden Jacobs und Wilhelms gehörte.

'Mein theurer Freund,

ich gebe unserm K. der so glücklich sein wird mit Ihnen auf ein paar Stunden zusammen zu sein, außer meinem sehr geringfügigen Prorectoratsprogramme noch ein Blättchen mit, nicht um Ihnen den Stand unserer Angelegenheiten ausführlich darzulegen — dies wird K., der jetzt auch Senatsmitglied geworden ist, sorgfältig und zuverlässig thun — sondern nur um Sie recht inständig zu bitten, nichts zu thun was den Plan der Wiederherstellung der Universität zerstören könnte. Der Senat hat sich nun endlich zu dringenden Vorstellungen beim König und Cabinet ermannt; in Hannover ist man auf verschiedene Weise darauf vorbereitet worden, und da alle Berufungen bisher misglückt und der neue Catalog (Lectionscatalog), der auch in diesen Tagen erscheinen wird, nur die Lücken, aber gar keine Ergänzungen zeigt, sieht man wol ein daß man Alles thun muß, das Geschehene wieder gut zu machen. Die Art und Weise wie sich das wird möglich machen lassen ist freilich noch ganz dunkel und der Senat hat auch noch keine bestimmten Vorschläge gemacht, aber das ist anerkannt, daß nur eine durchaus ehrenvolle Zurückberufung den Sieben und der Universität frommen kann. Es handelt sich hierbei nicht sowol um das Schicksal der Sieben, die vielleicht anderswo ebenso glücklich leben werden, als um unsere arme Universität, die ohne Rettung verloren ist wenn nicht durch die Herstellung ihrer Mitglieder ihre Ehre hergestellt wird. Von diesem Gesichtspuncte aus und dem der Ehre und des Wohls der Freunde die Sie hier zurückgelassen haben bitte ich Sie, bester theuerster Freund, die Sache auch anzusehen wenn Sie die jammervolle Geschichte jener Tage vor dem Publicum zur Sprache bringen. Die Universität hat vielfach gefehlt, am meisten wol darin daß sie das Strafdecret des Cabinets

überhaupt angenommen und nicht gleich mit der äußersten Energie dagegen protestiert hat; sie ist, wie Corporationen meistentheils, in sehr vielen Gliedern schwach an Geist und schwächer an Fleisch — Gott besser's —, aber man würde das Fünkchen edleren Gefühls das jetzt zu glimmen anfängt, zugleich ausblasen wenn man ihr jetzt ihre Schmach ohne Barmherzigkeit vorhielte. Sollten diese besseren Regungen wieder in Elendigkeit untergehen, dann habe auch ich nichts dawider wenn darüber vor dem Publicum strenges Recht geübt wird.'

'Wenn nur erst die allgemeinen Landesangelegenheiten zu einem erwünschten Ausgange gebracht wären, dann hätte man eine bestimmte Basis für die Zurückberufung der Sieben. Aber leider verwickeln die ständischen Verhandlungen sich immer mehr und das einfache Verfahren ist so weniger klar.'

'Ich habe vor zwei Wochen an Graf Münster sehr ausführlich über die Lage der Universität geschrieben, und als den ersten Schritt zu versöhnenden Maßregeln die Aufhebung Ihres so harten wie ungerechten Exils proponiert, aber habe noch keine Winke darüber wie mein sehr aufrichtiges Schreiben aufgenommen worden ist. Wenigstens hat Graf Münster über viele Dinge die Wahrheit vernommen. Wenn Sie Dahlmann schreiben, wollen Sie ihm nicht auch rathen auf unsere Hoffnungen Rücksicht zu nehmen? Der Himmel beschütze Sie und gewähre uns die Hoffnung Sie bald wieder zu sehen.

C. O. M.'

Auch Otfried Müllers Brief an den Grafen Münster liegt vor, so wie dessen Antwort, ein versöhnlich, bedenklich, unbestimmt gehaltenes Schriftstück, aus dem die für das Cabinet gewis vortheilhafteste Absicht des Zeit gewinnen wollens zu erkennen ist. Diese ebenso natürliche als von jeher, wo sie zur Anwendung gebracht werden konnte, erfolgreiche Politik führte auch hier zum Ziele, nur das abgerechnet, daß sie diejenigen, deren Persönlichkeit heute und für immer das Urtheil über jene Dinge festsetzt und festsetzen wird, weder zu täuschen noch zur Nachgiebigkeit zu bewegen vermochte. Und darauf allein kommt es an. Jemehr sich

herausstellen wird, daß es sich bei dem Schritte der Sieben um keine politischen Nebenabsichten sondern nur um eine Gewissensfrage handelte in der man fest blieb und deren Folgen man ruhig erwartete, um so glänzender wird ihr Beispiel für alle Zukunft denen vorleuchten die je in ähnliche Lagen gerathen könnten. Hier Jacob Grimms Antwort.

'Cassel 13. Merz 1838.

Geliebter Freund, Ihr Brief, dessen ganzer Inhalt Ihre Freundschaft, wenn es dafür noch Beweises bedürfte, auf das Herzlichste darlegt, verbindet mich zur offensten Erwiederung. Ich will nun gleich gestehn daß ich gewünscht hätte, es wären von dem Senat gar keine Schritte geschehn die unsere Zurückführung veranlassen sollten. Denn daß wir zurückkehren ist eine schwierige, unwahrscheinliche, fast unmögliche Sache. Es dürfte nur unter Bedingungen eintreten, die selbst diese Regierung zu gewähren anstehen würde, nur das könnte uns genügen was sie noch mehr herabsetzte. Wir haben öffentlich das Patent des Königs für ein Unrecht erklärt, von ihm sind unsere Grundsätze als staatsgefährliche bezeichnet worden, Beides kann keine Kunst vermitteln. Unser Einspruch gegen eine unerträgliche Tyrannei war der erste und freiste, er muß rein und unentweiht bleiben, das liegt sogar im Interesse des Landes, folglich zuletzt der Universität selbst. Brächte die Regierung, der es allem Anschein nach gelingen wird jetzt ihr Vorhaben durchzusetzen, uns am Ende auch noch zur Nachgiebigkeit, so würde unsre Handlung bald wie ein eitles Spiel erscheinen und ihre vielleicht langsame und späte Frucht kommenden Geschlechtern verloren gehn. Wir alle Sieben, zweifle ich nicht, werden standhaft sein und einträchtig, denn auch jeder Zwiespalt unter uns würde uns in der öffentlichen Meinung schaden. Es ist besser daß wir sonst leiden und daß die Universität die Folgen ihrer Verschuldungen eine Zeitlang trage. Das frische Verfahren der Majorität bei der Wahl hat in ganz Deutschland ihre Ehre wenig hergestellt, daran sollte Niemand in Göttingen zweifeln; hier war den Collegen die letzte Gelegenheit gelassen uns beizustehn. Mit Treue hänge ich an der Universität, was nur in meinen geringen Kräften ist, möchte ich Alles für sie

thun; seit der Trennung von ihr lebt in mir das Gefühl recht lebhaft, wieviel ich ihr verdanke, den Umgang mit Ihnen, mit Dahlmann, mit Lücke, wird mir nichts an einem andern Ort ersetzen. Die Universität hat so festen Grund unter sich daß sie auf ihm schon wieder emporsteigen wird: Märtyrer einmal gehabt zu haben, kann ihr später mehr frommen als jetzt plötzliche Restitution und Vergessenheit der Dinge. K. war nicht hierhergekommen; wozu auch brauchte ich von den Maßregeln des Senats näher unterrichtet zu sein? Ihrer Gesinnung, sowie der einiger anderer Freunde, sicher, teusche ich mich nicht über die Beweggründe der meisten Uebrigen, die sich nun erst bloß darum für die Sieben verwenden wollen weil die Universität unter unserm Abgang etwas leidet. Nichts würden sie uns zu Liebe thun, unsrer Entfernung vielleicht noch froh sein, wenn die neuen Berufungen mehr Willfährigkeit gefunden hätten. Die Bogen die ich vorigen Januar über meine Entlassung geschrieben habe, sind längst aus meiner Hand, sie würden bereits im Druck erschienen sein wenn diesem die Censuren nicht in den Weg getreten wären. Ich lege ihnen keine Bedeutsamkeit bei, doch sie wollen unverdeckt erzählen was sich ereignete und ich empfand; ihr Erscheinen allein wird mir jede Rückkunft abschneiden. Das konnte ich mir keinen Augenblick verbergen. Von einer Aufhebung des Bannes für mich allein würde ich keinen Augenblick Gebrauch machen, sie müste auf alle Drei erstreckt werden und uns sonst in nichts binden.

Und nun noch tausend Dank für alles Edle und Freie was Sie in Wort und That geäußert haben, namentlich auch für das letzte schöne Programm. Bleiben Sie mir gut was auch komme. Mit unverbrüchlicher Freundschaft

Ihr Jacob Grimm.'

Otfried Müller kam dann während des Casseler Aufenthaltes einmal herüber zum Besuch. Bald darauf trat er seine Reise nach Griechenland an, von der er nicht zurückkehrte.

Auch von Lücke sind im Nachlasse eine Anzahl Briefe vorhanden.

H. G.

Italienische und scandinavische Eindrücke.

1844.*)

Lange Zeit schon stand meine Sehnsucht unverrückt und ungestillt nach dem Norden, von wannen unsrer Sprache und unserm Alterthum nicht das Urbild, aber ein ähnliches Gegenbild entnommen werden kann. Auf den Süden, seit die Mailänder Palimpsesten herausgegeben waren, hatte meine Spannung nachgelassen; lieber wollte ich lernen ohne zu reisen als reisen ohne zu lernen: daß man ausgienge in die Fremde und kein großes Geschäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch am Gewissen und Greifen nach dem Ungewissen. Jetzt ist mir geschehn, daß auf die Gefahr hin Suchens und Findens überhoben zu sein, ich in zwei Herbsten hintereinander, weil an der veränderten Luft meine Brust heilen sollte, schnellen Flugs die südliche und nördliche Halbinsel von Europa erreichte, und meine Augen haben sich geweidet an Allem was von gothischen Handschriften zu Mailand, Neapel und Upsala überhaupt noch vorhanden ist. Diese edlen Denkmäler, soll ihr Besitz nach ihrem Ursprung bestimmt werden, gebührte es sich unter uns in Deutschland zu bewahren, denn unsre Sprache, deren Grundlage und Stolz sie sind, behauptet unwidersprechlich darauf das nächste Anrecht.

Ich will aber hier keine gothischen Studien vorbringen, wozu schicklichere Gelegenheit anderswo sich darbieten wird, sondern es versuchen Rechenschaft zu geben von den gemischten manigfalten

*) Vorgelesen in der Berliner Academie der Wissenschaften 5. Dec. 1844.

Empfindungen, die mich auf diesen Reisen bewegten, die ich auch mit einem Theil von uns, der in denselben Gegenden länger zu Haus gewesen ist, gemein haben könnte. Was ohnehin in lebhaftestem Andenken schwebt, brauche ich nicht erst anzufrischen; so möge man meine besondere Stimmung selbst wo sie abirrt, zu dulden desto willfähriger sein. Wie man aber gegen Fremde über seine Heimat zurückhält, läßt man sich zu Hause gern über die Fremden aus.

Italien wurde von unsern Vorfahren Walaholant, oder im bloßen Dativ Pluralis Walahum, später Walhen, adjectivisch walhisc Lant, welsch Land genannt; da jedoch in zu großer Unbestimmtheit dieser Ausdruck auch auf gallische Völker geht, von welchen er sogar hergenommen scheint (und den Angelsachsen galt Vealh von ihrem galischen Nachbar, dann von dem Fremden insgemein, ja für die romanisch redenden Dacier hat man Walachen eingeführt); so wandte sich der Sprachgebrauch allmählich zu dem im Lande selbst herkömmlichen Namen Italia. Es ist als weckte sein Wollaut Verlangen zu dem Boden der ihn führt. Wie sich Pflanzen nach der Mittagssonne drehen, Völker von Osten gegen Westen, von Norden gegen Süden wenden, begehrt, seit dem Drang der großen Wanderungen Einhalt gethan und die Sitte der frommen Romfahrten erstorben ist, der einzelne Mensch jetzt noch in diesen paradiesischen Landstrich einzuziehen und in der Fülle aller dort aufsteigenden Gefühle zu schwelgen.

Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offner Sinn laben kann: die Größe und Herlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Ueber alles Andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen ver-

mittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bilde.

Wer dem meeresumspülten Italien heutzutage entgegenreist wird sich eine Küste ersehn, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegner Stelle zu landen, gewissermaßen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender sorgt immer nicht Alles zu erlangen und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln und Neapel erreichen heißt zugleich auch sich Roms versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger genießen; Staub gibt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstraße ist, wie die alte Sitte des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heiteren Himmel, der Monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei schwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue bald grüne Flut weiß aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Monds und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühe sie selbst von Funken, wiederspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit seinen rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühne Gestalt des Gebirgs rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsre meisten Berge in Deutschland haben runde zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend sich dahin ziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß seiner Theile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird; so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelnheiten eingeprägt, die ihren großartigen Eindruck bewäh-

ren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Eichen noch männlicheres Ansehn und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber ließe sich dem schlanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zersprützt und gemächlich nieder, und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckichten Blatt sichrer und schöner als Gitter und Mauer: unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehn ertheilt: dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die in zwanglose Gruppen gestellt sich mit schwerbeladnen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Mit dieser Anmut einer unerreichbaren Natur sucht nun auch das was durch Menschenhände geschieht im Einklang zu bleiben, sie nicht zu stören noch zu verderben. Auf den Heerstraßen laden gefüge Bänke den Wandersmann zum Ruhesitz, zierliche Brunnen zur Labung ein, Namen die zu wissen nöthig ist stehn mit schöner Majuskel an die Mauern geschrieben. Alle Städte zeigen sich wol angelegt, alle Dörfer gefällig über das Land verbreitet; wenn auch nicht jedes Haus und Gebäude Forderungen eines reinen Geschmacks genügt, wird doch sichtbarer als anderswo ein Gesamteindruck bewahrt, der keine auffallende Beeinträchtigung leidet. In dem weitläuftigen Neapel sind mir tadelhaft entworfene Gebäude aufgefallen, es scheint dort noch ein spanischer Stil fortzuwirken, überhaupt ist die große Toledostraße weit hinter meiner voraus gefaßten Erwartung geblieben; ihr Gewühl, wenn sie rechte Breite hätte und mehr edle Paläste in sich schlösse, müßte ganz andere Wirkung hervorbringen,

und doch in dieser Stadt, bei dem nahen Anblick des Meers, des rauchenden Vesuvs und der mitten in sie reichenden Gebirge verstummt aller Tadel. Wer die Anhöhe von Camaldoli erstiegen und nach der Stadt, den Seen und dem Meer herabgeschaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt sein, der diesem nur in fernem Abstand zu vergleichen wäre. Gegen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe und alle Manigfaltigkeit seines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehn, lassen einen doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im Voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte, und wären sich bewust einer andern Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehn gebliebene Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind wenn sie darüber hinaus wollen, um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die Alten richteten ihre großen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Capitol hinter sich, das Colosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatican, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatican allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzalischen und altfranzösischen Dichter Rom überhaupt seltsam genug Neiron prat,

Noiron pré, d. i. Prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Seulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabnes, erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag. Ich weiß wol, welche berühmte Baumeister, unter denen Rafael und Michel Angelo sind, an ihr gearbeitet haben; es ist doch weder ein heidnischer noch ein christlicher Tempel, und ich glaube die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muß weit größere Wirkung thun. Die Römer des Mittelalters scheinen sich gegen den vollen gothischen Stil, wie er in den Domen zu Cöln und Mailand waltet, gewehrt und ihn nur mit vieler Einschränkung zugelassen zu haben. Die ältesten christlichen Kirchen waren nach der weltlichen Basilica der Heiden gestaltet, von deren überliefertem Gepräge, zugleich dem nahen Eindruck der classischen Bauten die römischen sich nicht losmachten, während der gothische Kirchenstil in freierem Schwung entfaltet, man darf es sagen, den Kunstwerken der Christen erst die rechte Weihe gab. Auch in dem Meisten was die Päbste sonst gebaut haben herscht leere Pracht und überladner Schmuck, ohne das Behagen der wahren Größe. Besser darauf verstanden sich die Florentiner königliche Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigenthümlichsten Maaßstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen. Man mag überhaupt sagen, daß unbestritten Rom die erste Stadt Italiens sei und bleibe und neben ihm Florenz die wohnlichste, zu langem Aufenthalt einladende, Neapel den zweiten Rang habe, aber Venedig den dritten.

Oft zwar sehen wir unter gleichem Himmelsstrich die verschiedensten Sitten und Gebräuche eingeführt und keine Gegend vermag den eingewanderten Menschen umzuschaffen; dennoch muß in der Länge der Zeit sie großen Einfluß auf ihn ausüben, und ohne Zweifel hat auch der Italiener manche günstige Eigenschaf-

ten dem dauernden Wohnen seines Geschlechts in schöner und milder Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europas zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste und ungezwungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Gebärden spielen frei und ungehindert, er sticht vortheilhaft ab gegen den gezierten, übertriebnen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und unbeholfnen Deutschen. Es ist als ob wir hinter den Alpen Gesessenen der Mienen des Gesichts und der Bedeutsamkeit unserer Hände und Finger, deren Gesticulation des lebhaftesten Ausdrucks, einer stummen Sprache fähig wird, uns gleichsam schämten. Jeder Italiener weiß damit auf das angelegenste und ungezwungenste seine Rede zu unterstützen. Er besitzt mehr angebornen als erzognen Anstand und hat fast von selbst seines Geschick für das Rechte. Seine Kleidung, wo sie noch Volkstracht geblieben ist, wirft mahlerische Falten, und er braucht, wenn er Andere zu besuchen geht, nicht erst sich zu schmücken, sondern erscheint wie er den ganzen Tag sich zeigt auch in Gesellschaften; dieser eine Zug verbürgt uns einen noch einfachen unverstimmten Zustand. Man muß es angesehen haben, mit welcher zierlichen Gewandtheit die Stutzer den ausgezognen Wamms auf dem äußersten Ende der einen Achsel zu tragen wissen, ohne daß er je zu Boden fällt. Kein anderes Volk hat zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen, Tänzen und Vermummungen besseres Geschick als das italienische. Den schönsten Menschenschlag meine ich im Kirchenstaat und in einzelnen Theilen der Lombardei gesehn zu haben; der in Neapel und Toscana scheint ihm nachzustehn, und mit dem Vorzug der leiblichen Gestalt war, wie es meistentheils zu sein pflegt, gewöhnlich auch angenehmere Kleidung verbunden. Ueberall jedoch sind Männer und Frauen leutselig, gesprächig und unverlegen, einmal wie das andremal, während wir Deutsche im Umgang mit der Menge im Anfang steif erscheinen und erst aufthauen müssen, ehe wir uns in sie hineinfinden können.

Zu diesem Allem stimmt nun im höchsten Grade die aus-

nehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache, die zwar eine Menge lebendiger Volksdialekte neben sich trägt, allenthalben aber als höhere, edle Schriftsprache gilt und gepflegt wird. Früher wol, angezogen von dem männlichen Cervantes, hatte ich der spanischen einen Vorzug gegeben, den sie nicht behaupten kann, und jetzt steht meine Ueberzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wollautendste unter ihnen sei. In dieser letzten Eigenschaft gleicht sie der lateinischen ihrer Mutter, welcher ich ebenso einen außerordentlichen Wollaut, und höheren als selbst der griechischen zuerkennen muß, weshalb auch die Tochter der letzteren die neugriechische bei weitem nicht an den Wollaut der italienischen reicht *). Zugleich habe nsich, wenn man das Gesamtvermögen der romanischen Sprachen erwägt, in der italienischen Flexion die meisten Formen, in der italienischen Syntax die behendesten Bewegungen offenbar erhalten. Aus solchem willig ertheilten und wie ich glaube gerechten Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste zugleich in der Poesie ausgerichtet sei, so Viel und Herliches ihr von frühe an gelang; zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt, und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reichgeschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen. Mein Urtheil über die italienische Dichtkunst werde ich nachher noch aussprechen.

Es mag auffallen, wenn ich wahrnehme, daß die italienische und hochdeutsche Mundart, zwei Sprachen ganz verschiednen Ursprungs und Fortgangs, Einiges von Bedeutung mit einander gemein haben, was sie von allen benachbarten unterscheidet. Dahin gehört schon im einfachsten Lautverhältnis die Reinheit ihrer Vocale, indem beide die Grundlaute a, i, u unverderbt

*) Die Grundsätze, welche diese Behauptung leiten, sind in einem besondern (anderswo erscheinenden) Excurs vorgetragen

aussprechen und was damit innerlichst zusammenhängt beide Sprachen wahrhafte Diphthonge besitzen und aufrecht erhalten haben, wiewol sie ihnen etwas verschiedne Behandlung angedeihen lassen, indem das ahd. ou, uo, iu jedesmal den ersten Vocal, das Italienische au, uo, ie jedesmal den zweiten betonen, welche Abweichung wiederum zu anziehenden Aufschlüssen über den deutschen und italienischen Reim führt. In den übrigen Sprachen sehen wir die einfachen Vocale oft getrübt und gleichsam auf die Hälfte ihres Werths zurückgebracht, die Diphthonge meistentheils zerstört, d. h. wieder in bloße Längen verengert, was zugleich auf die andern Vocale nachtheilig wirkt. So gehn in der französischen Aussprache wenn auch nicht Schreibung die diphthongischen Laute unter, und fast auf gleiche Weise haben ihnen die niederdeutschen und heutigen scandinavischen Mundarten entsagt, wodurch nicht nur entschiedne Blödigkeit und Weiche in den Laut gerathen, sondern auch den Dichtern die Beobachtung reiner Reime erschwert worden ist. Reine Reime insgemein hat bloß die italienische und mittelhochdeutsche Poesie aufzuzeigen. Im Consonantismus verräth uns aber die italienische Spuren der Lautverschiebung und außerdem ist ihr ein Theil der Zischlaute des hochdeutschen und slavischen Systems eigen. Eine andere nicht minder überraschende Einstimmung ist mir der vocalische Ausgang aller Plurale in der Declination sowol der Substantive als Adjective; denn wie sämtliche ital. Plurale auf i oder e endigen (wo sie nicht Sg. und Pl. völlig gleichmachen), also die Flexion s der drei letzten lateinischen Declinationen fahren ließen, so ist bereits der ahd. Pluralausgang immer vocalisch und dem gothischen s einzelner Flexionen wird entsagt. Umgekehrt sehn wir in jenen vocalblöderen Sprachen, namentlich der spanischen, provenzalischen, französischen die pluralen s bewahrt, und gleichergestalt haften sie im Altsächsischen und Angelsächsischen sowie im Altnordischen, wo sie bloß in r übertraten. Noch bis auf heute ist derselbe Zug im Englischen wahrzunehmen, und im Neunordischen hält das er an; auch in dem Niederdeutschen und Niederländischen bricht s

durch, obwol es durch hochdeutschen Einfluß häufig gestört und getilgt wurde. Die Vernichtung des s scheint mir aber im Italienischen und Althochdeutschen deshalb eingetreten zu sein, weil die größere Bestimmtheit der Vocallaute aller Verwirrung vorbeugte, wie noch nhd. aus der Nachwirkung des im Niederdeutschen mangelnden oder beschränkten Umlauts hervorgeht. Beiderlei Einförmigkeit sowol des vocalischen als des s-Ausgangs widerstrebt ihrer ursprünglichen Vereinigung, wie wir sie aus der lat. griech. und gothischen Sprache erkennen und zum Theil noch aus dem provenzalischen Wechsel des gesetzten oder mangelnden s, nach einem Unterschied zwischen Nom. und Acc. (regime und sujet) erkennen mögen, der sich später verwischte und dessen genauere Erklärung mir hier obliegt. Um aber dieser geltend gemachten phonetischen und flexivischen Uebereinkunft zwischen italienischer und hochdeutscher Sprache auch eine syntactische beizufügen; so ist es gewiß nicht ohne tieferen Grund, daß der Italiener gleich dem Hochdeutschen das Präteritum des substantiven Verbums mit diesem selbst und nicht mit haben umschreibt, es heißt sono stato und ich bin gewesen, während nicht nur in allen übrigen romanischen Dialecten sondern auch den niederdeutschen und nordischen in dieser Umschreibung haben verwandt wird: prov. ai estat, franz. ai été, span. he sido, niederd. ek heve wesen, mnl. hebbe ghesin, engl. I have been, altn. hefi verit, schwed. jag hafver verit, dän. jeg har väret: bloß das Neuniederländische ergab sich hochdeutscher Einwirkung, wie es auch jenem Plural s entsagte. Beide Ausdrucksweisen lassen sich nun rechtfertigen, offenbar ist die hochdeutschitalienische abstracter, die französisch-englische concreter, und für das substantive Verbum, das aus dem concreten Begrif des Wohnens in den abstracten des Daseins übergieng, eignet sich, wie mich dünkt, die hochdeutschitalienische Auskunft vorzugsweise, denn ich bin gewesen und ich habe gewesen unterscheiden sich ungefähr wie ich bin gefahren und ich habe gefahren oder ähnliche den doppelten Ausdruck zulassende periphrastische Präterita: in jenem

Fall ist der Zustand des Seins, in diesem der einer Thätigkeit bezeichnet, und jener Ausdruck scheint freier und selbstbewuster. Da nun auch die slavischen Sprachen sowol im vocalischen Pluralis als in Umschreibung des Prät. zur hochdeutschitalienischen Einrichtung stimmen, mit welchen sie sonst in Lauten und Flexionen oft zusammentreffen; so ließe sich, wenn man die Wahrnehmung nicht übertreiben will, im Italienischen, Hochdeutschen, Slavischen ein südöstlicher Zug gegenüber dem nordwestlichen in allen übrigen romanischen und deutschen Zungen spüren, der sich nicht an die eigentliche Volksgrenze dieser Sprachstämme hielte. Das Italienische schließt sich auch darin mehr an das Deutsche, daß es der Vertilgung des Neutrums, die sich in den andern romanischen Sprachen früh entschied, länger widerstand, worüber ich mich auf Diez 2, 25 beziehe, welcher gründliche Forscher viel geleistet, doch das ergibige und schwierige Verhältnis der romanischen Sprachen zu der lateinischen und andern nicht nach allen Seiten hin erschöpft hat. Um hier einen neuen Beitrag zu liefern, habe ich in dem zweiten Excurs die beinahe räthselhafte Beschaffenheit des italienischen andare und französischen aller zu erörtern gesucht.*)

Wem solche Erscheinungen überhaupt nicht gleichgültig, vielmehr bedeutsam sind, für wen auch in der Sprache wechselseitiges Durchdringen des Nothwendigen und Freien, eines mächtigen wunderbaren Stofs und einer ihn verarbeitenden, bildenden Willkür vorliegt, dem darf in der ganzen Geschichte der Deutschen und Italiener, jener Einstimmung zur Seite, ein gemeinsamer Gang noch unverkennbar einleuchten. Ich bin fern davon das Eine aus dem Andern herzuleiten oder völlig erklären zu wollen, aber helfen können sie sich wechselsweise zu ihrer Erklärung. In beiden Völkern nehme ich die gröste Anlage zur Freiheit wahr, und die längste Abhaltung davon. Ganz Europa besitzt nur zwei Völker, deren äußere Macht und Gewalt von früher Zeit an durch innere Spaltung gebrochen wird, Deutsche und Italiener, und die Ursache davon muß unmittelbar in ihrer Natur und

*) hier nicht mitgetheilt.

Sinnesart wie in ihrer Geschichte gelegen sein. Während in Frankreich, England, Spanien, ja den slavischen Ländern die einzelnen Gebiete, aus welchen sie nach Unterschied ihrer Bewohner anfänglich bestanden, allmälich, aber unaufhaltsam zusammenfielen und diese Verschmelzung unleugbar ihre größere Kraft entwickelte, blieben unsere und die italienischen Landschaften zersplittert und in Lappen gerissen, die nicht einmal alle die Farbe der ursprünglichen Volksabstammung tragen. Es ist in der Geschichte ohne anderes Beispiel, daß eine große, ihrer Macht und Thaten sich bewuste Nation solche Zerstückung erfuhr, wie die deutsche. Durch lang hergebrachte misverstandne Anwendung der gemeinen Erbfolge auf Land und Leute wurden edle Volksstämme gesprengt, unter sich sondernde Söhne ja die Männer von Erbtöchtern hingegeben, und im verminderten Umfang der Gebiete auch Band und Gefühl des alten Zusammenhangs geschwächt. Was sich nicht vererben ließ konnte durch Kauf, Tausch und Gewaltstreiche in andere Hand gebracht werden: gegen solchen entnervenden Wechsel der Fürsten und Herrn im Mittelalter sind Verlust und Eroberung, die aus Schlachten hervorgehn, ein Glück zu nennen, weil in den Herzen sie die männliche Empfindung des Siegs oder der Rache hinterlassen, jene langsam und ungewahrt abstumpfen. Wo auch im übrigen Europa Keime dieser Zerstückelung walteten, scheinen sie durch einen gesunden practischen Sinn der Völker niedergehalten und in ihren Folgen unschädlich gemacht. In Deutschland und Italien sind es aber zwei Ideale und höhere Einflüsse, von beinah gleicher Stärke, welche sie zugleich begünstigten und entschuldigten: Kaiser und Pabst. Wo ein großes Reich gedeiht und aus dem engeren Verband einzelner Stämme erwächst, pflegt geraume Zeit lang Wahl dem erblichen Königthum voranzugehn, aber zur rechten Stunde darf es nicht ausbleiben. Diese Stunde versäumten die Deutschen; ich weiß nicht ob der Mut der Stämme noch zu stolz war, sich unter dem Kaiser zu beugen, dessen Begrif, wie der Name lehrt, uns aus der Fremde zugeführt wurde,

oder ob des Kaisers Würde zu hoch und allgemein erschien, daß sie eines Uebergewichts an Landbesitz nothwendig bedurft hätte. Niemals erstarkte die Macht des deutschen Kaisers zu der Stufe, daß sie gleich der des französischen oder englischen Königs auf die Dauer der Herzöge, Fürsten und Grafen gewaltig geworden wäre, denen sie doch den Gipfel der Herschaft vorenthielt und dem wesentlichen Begrif nach nur den Rang bloßer Beamten gestattete. Von dieser Theorie wich aber in vielfacher Färbung die Praxis ab, und das Ansehn des Kaisers leuchtete bald auf, bald fiel es zusammen. In Italien stand mitten im Lande die Idee des Pabstes und hemmte allen weltlichen Aufschwung, ja ihr nachgeahmtes Muster konnte unter uns Deutschen, und sicher nur unter Deutschen, geistliche Fürsten in Unzahl hervorbringen, deren wechselnde Wahl neben der Erbmacht weltlicher Fürsten die Zersplitterung des Reichs vollendete. Wo hätten in andern Ländern die Könige jemals ihre Geistlichkeit, selbst die einflußreichste, zu Landesherrn werden lassen? In Deutschland fand man es nicht unnatürlicher daß ein Abt oder Bischof, als daß das Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche über Land und Leute herschte. Unter dem Krummstab aber, sobald keine öffentliche Noth einbrach, ließ sich gut wohnen, und es bleibt überhaupt ein erhebender Trost, daß die nach außen gehemmte Freiheit nach innen schlagen und das geistige und bürgerliche Leben desto wärmer durchdringen konnte. Man könnte sagen, es geschah im Drange der Noth, weil die königliche Ordnung durchzugreifen nicht vermochte und das Volk sich mit eigner Hand helfen mußte; wer wollte aber dabei dessen angestammten Freiheitssinn unangeschlagen lassen? Nirgend außer Deutschland und Italien haben die Städte so mutig empor gestrebt, und was wäre den lombardischen, rheinischen, schwäbischen und hansischen Städten im ganzen Mittelalter an die Seite zu setzen? Aus ihrem Schoß und in ihrem Geist sind Venedig und Genua, wie Lübeck und Hamburg hervorgetreten, und kann man der innersten Eigenheit deutscher und italienischer Zustände größeres Lob

sprechen, als wenn man eingeständig werden muß, daß ohne sie das neuere Europa keine dauernde Freistaaten erblickt hätte? Denn nicht nur jene Städte, auch die Schweiz und Holland waren nur auf deutschem Boden möglich. Zeugen tief wurzelnden Gemeinsinns sind uns die zahlreichen freien Reichsstädte, deren Name glänzt, deren einzelne sogar den jüngsten Schiffbrüchen entgangen sind. In ihnen währte der republicanische Geist, den England und Frankreich nur einige Jahre ertrugen, Jahrhunderte.

Gegenüber dem Pabstthum stehn wir Protestanten oder lieber wir Deutsche feindselig; doch ward ich mir keiner ungerechten Gesinnung bewust, wenn ich die Geschichte der Päbste aufschlug und zornig ihre herben Uebergriffe in die Schicksale unseres Vaterlandes las, dessen Frieden sie in Zwietracht wandelten, auf dessen gefeierte Könige sie ihren Bannstral schleuderten. An einem Marientag sah ich Capellari, der sich Gregor den XVI. nennt, in durchsichtigem Glaswagen über den sandbestreuten Corso vorbeifahren und unablässig freundliche Segen winken: Kinder und Bettler fielen auf ihre Knie, das übrige Volk schaute still zu. Und diese Aufzüge haben sich unzähligemal, lang über tausend Jahre hin erneuert, der Prunk einer hochmütigen, wider den Sinn des Heilands, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, gestifteten Herschaft. Hätten Petrus und Paulus den Sitz des Christenthums in Asien behaupten oder nach Griechenland tragen können, welch andere Gestalt würde die neue Lehre angenommen und wie ganz verschieden Europa und mit ihm die Welt sich entwickelt haben. Gerade mitten in Rom, wo die Asche des Heidenthums am heißesten glühte, wurde der päbstliche Stuhl gesetzt, um unter Feinden zu erstarken und einen Theil heidnischer Anstalten sicher im eignen Schoße zu hegen; von den Päbsten der ersten Jahrhunderte wissen wir beinahe nur Namen, keine Thaten, sie waren nicht Aufsichter der Kirche im Sinn ihrer spätren Nachfolger; aus ihrer Abhängigkeit vom byzantinischen Kaiserreich wären sie

nimmer gelöst worden ohne Gothen, Langobarden und Franken, die sich als unbezwingliche Nachbarn aufstellten und den griechischen Einfluß herunter brachten, nimmer ohne Pipin und Carl, die den weltlichen Pabst errichteten, welchem noch Otto der Große rettende Arme reichen mußte. Für so große Hilfe wurde aber in folgenden Jahrhunderten, die das Gebäude einer strengeren Hierarchie aufsteigen sahen, den Deutschen schnöde gelohnt und aus dem unterwürfigen Bischof von Rom begann sich ein allgemeiner Herr der Christenheit zu erheben, in dessen Macht es stehe Könige zu ernennen und zu entsetzen. Wie deutsche Könige früher die Pabstwahl, leiteten Päbste nachher die Königswahl. Diese übermütigen Päbste waren es, deren Bann Deutschland zur staufischen Zeit, als es im vollen Begrif stand ein mächtiges Reich zu gründen, dergestalt verwirrte und entwürdigte, daß es nach Friedrich des Zweiten Tod in Schmach versank, aus welcher es sich niemals erholen konnte.

Unter den 256 Päbsten, falls man überall glaubhaft rechnet, gab es sicher edle, fromme, für ihr Amt begeisterte, und dies glänzende Amt würde durch die geringere Zahl lasterhafter, harter und beschränkter nicht einmal verdunkelt werden. Wenn ich aber aus dem Munde sogar protestantischer Schriftsteller solch ein Lob erschallen höre, daß behauptet wird, die Päbste brauchten nur ihr Archiv zu öfnen, um ihr Recht im Kampf mit den deutschen Königen und das Unrecht der Könige vor aller Welt einleuchtend zu machen; so hindern mich schon die bisher bekannt gewordnen Urkunden und die Nachrichten der Geschichtsschreiber genugsam an eines solchen Beweises Führbarkeit zu glauben. Päbste, die hartnäckig den Ton angaben, wie Gregor der Siebente, Innocenz der Dritte und Vierte, verleitet durch den Erfolg ihrer Streiche, stellten eine so unnatürliche Theorie allgemeiner die ganze Welt umspannender Priesterherschaft auf, daß nicht menschliche, nur göttliche Kräfte den straffen Zügel zu führen vermocht hätten. Unter solcher Fessel oder Bürde, wenn seine regen Geschlechter auf die Länge sie zu ertragen fähig ge-

wesen wären, würde Europa ermattet sein wie Asien im Joch des Lama oder Buddha. Ich meines Theils hätte mich in jener Zeit zehnmal lieber zu den Gibellinen geschlagen als zu den Gelfen: jene folgten, wenn auch unbewuſt, einer gesunden Einsicht in gegebene, aus sich selbst erwachsne Lebensverhältnisse, die päbstliche Partei einem blinden, maßlosen Eifer, weshalb auch die meisten irdischen Maßes bedürftigen Dichter gibellinisch waren. Ordnung soll in der Kirche, wie überall sein, aber auch Gefühl der menschlichen Schranke, und nicht der Laien Recht, wie sich Walther von der Vogelweide ausdrückt, von den Pfaffen verkehrt werden; deutsche Kaiser, im Hader mit dem Pabst, vertraten diese Ansicht, wenn schon nicht immer auf rechtem Wege; das heilsame Gegenwicht gieng allzeit nirgendwo andersher als von Deutschland aus und den Gespinsten der Päbste hat späterhin ein andrer Deutscher, Luther, das Ende gemacht, wofür ihm nicht bloß die protestantische Kirche ewigen Dank schuldet. Man muß aber die freie Sprache der deutschen Dichter des Mittelalters hinzuhalten, um die Popularität der Reformation im Herzen Deutschlands zu fassen. Italien hat gleichsam zum Ersatz seiner verlornen weltlichen Herrschaft die Pabstwürde, deren freie Wahl sich aus der gesamten Christenheit erfrischen sollte, seit Jahrhunderten gepachtet und für sich verriegelt. War von tugendhaften Päbsten, die aus der Geistlichkeit deutscher Nation hervorgiengen, bevor das Pabstthum seine volle Schärfe angenommen hatte, nicht der Ungrund einer solchen Einschränkung im Voraus dargethan? Aus einer noch denkbar freien Priesterschaft ward immer sichtbarer eine römische Aristokratie. Rom ist unverrückt die Hauptstadt der Welt, nur in einem andern Sinn, geblieben.

Rom, nach dem sich nicht bloß Pilgrime und erdichtete Geschichten benennen, sondern unser deutsches Reich und deutsche Könige lange Zeiten hindurch einen zweideutigen Namen voll Ehre und Gefahr, voll Stolz und Ungeschick führten, dessen wir

ohne Bedauern ledig gehn*), diese wunderbare Stadt übt noch andern Zauber als ihren geistlichen. Sie ist durch vielleicht ununterbrochen fortgesetzte Ueberlieferung künstlerischer Fertigkeiten und die glückliche Bergung zahlreicher Denkmale nicht bloß die Wiege der neueren Bildhauerei und Mahlerei, sondern auch bis auf heute deren Lehrschule und Werkstätte, so daß außer jenen frommen Wallern alle Jünger der Kunst nur in ihren Mauern und unter ihrem Himmel groß erzogen und los gesprochen zu werden glauben. Und wer wollte bezweifeln, daß südliche Luft und Verkehr in edel ausgeprägter Natur, neben den vor das Auge gerückten Mustern des Alterthums wie der sie übenden Meister, fördere und aufbaue? Da gleichwol das Steigen und Sinken der Kunst offenbar noch von andern mehr innerlichen Bedingungen abhängig ist, und wir italienische und römische Künstler selbst, wenn schon in allen jenen Vortheilen geboren und auferzogen, keineswegs die höchsten Ziele erreichen sehn; so fragt es sich, ob die Vorstellung von dem Fortschritt der neueren Kunst nicht zum Theil auf Teuschung beruhe und von der Zukunft widerrufen werden könne? Diese Besorgnis geziemt mir nicht irgend zu begründen, auch dringt sie bloß aus der Wahrnehmung vor, daß Zeiten eines über Hand greifenden Kunstdilettantismus niemals eigentlich schöpferische geworden sind. Durch geistreiche Deutsche, nicht Italiener, ist von Winkelmann an bis auf Otfried Müller unser Auge für Anschauung der Antike gereinigt, und an keinem Orte günstiger als in Rom selbst scheint dies unerschöpfliche Studium wärmer angefacht und genährt zu werden. Doch will ich den Eindruck nicht verhelen, den bei meinem Aufenthalt in dieser Stadt gerade die Anhäufung der Bildwerke und Gemählde in den zahlreichen Sälen und Museen auf

*) Mit der Kirche drang römische Sprache vor, mit den Kaisern römisches Recht, und sicher wird die Nothwendigkeit jener längst in die Schranke des bescheidneren lateinischen Namens zurückgekehrten die des römischen Rechts bei uns überdauern.

mich machte, deren Einrichtung, wo ich nicht irre, zuerst dort angegeben, allmälich über ganz Europa sich verbreitet hat. Ursprünglich waren alle Kunstwerke für besondere Stellen geschaffen und unmittelbar auf sie berechnet, nur an ihnen mochten sie mit voller Wirkung angeschaut und genossen werden. Dem heiligen Bild gehörte sein Platz im Tempel, der Darstellung eines theuern Verstorbenen im Haus, wo sie auf die kommenden Geschlechter sich zu vererben bestimmt war; jede Versetzung von dieser Stätten scheint eine Art Entweihung. Ich sehe wol ein, daß das Bewahren der längst schon ihrem ursprünglichen Ort entfremdeten Werke oder der von ihnen gebliebnen Trümmer in eignen Räumen unerläßlich und ihr Anhäufen ein nothwendiges Uebel geworden ist, dem Archäologen aber für sein Studium eben unschätzbare Vortheile gewährt; nichts desto weniger läßt sich behaupten, solche Sammlungen, in welchen man kein Bedenken trägt neben Athene Mänaden, neben eine milde Madonna die Abbildung des gemarterten Laurentius oder eine flämische Zechgesellschaft zu stellen, seien für den reinen Geschmack statt erweckend verwirrend, und für den Beschauer, der zahllosen Empfindungen und Gedanken hintereinander unterworfen werde, wenn er sie auch sammeln könne, peinlich.

Wie froh rettete ich mich aus der Unruhe solcher Villen und Hallen, so oft es vergönnt war, auf das Forum Romanum, wo mir die halb zertrümmerten Bauten der alten Römer in ihrer unbeschreiblichen stillen Größe entgegenschauten, Tempel, Columne, Bogen, Colosseum, alles noch an natürlicher Stätte haftend und sich selbst das volle Maaß gebend. Da hätte ich Monate lang ausschließlich herumwandern und meine Gedanken in alle dargebotnen Lagen und Verhältnisse saugen mögen und mich anheischig gemacht, in dieser Zeit über keine andre Kunstschwelle zu treten. Kindisch erschienen mir auch die von den Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze, oder gar die in der Mitte des hehren Colosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbrin-

gung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen; auch war das Umwandeln heidnischer Mauern in christliche Kirchen (wie beim Pantheon schreiend an Tag tritt) des Christenthums, das sich nicht erst ein solches Bett oder Nest zu suchen brauchte, unwürdig.

Soviel ich weiß sind darüber noch keine genügende Untersuchungen gepflogen, wann zuerst auf die heidnischen Ueberbleibsel die Päbste ihr Augenmerk richteten und sie zu hegen und zu sammeln begannen. Es muß spät, vielleicht nicht vor Leo dem Zehnten geschehn sein, nachdem in den vorausgehenden Jahrhunderten ungehinderte Zerstörung oder Vernachlässigung dieser Greuel des Heidenthums gewaltet hatte. Wie hätte auch auf der eifrigsten Hochwacht der Christen dessen geachtet werden sollen was von den Heiden noch übrig war? Nur das schonten Christen, dessen Gemäuer sie nicht zu ihren Zwecken umschaffen konnten oder dessen Vertilgung zu schwer gewesen wäre. Man behauptet, noch Paul der Zweite und Dritte hätten im 15. und 16. Jahrhundert neue Paläste mit Steinen des Colosseums erbauen lassen, bis erst hundert Jahre nachher Benedict XIV. den Abbrüchen Einhalt that und in unsern Tagen Pius VII. die stürzenden Wände zu festigen befahl, an welcher Herstellung seitdem fortgearbeitet wird. Aus dem Einen entnehme man, ob die Päbste ihrer gelehrteren Bildung ungeachtet zur Sicherung des Alterthums geeignet waren? Es gehörte dazu erst eine Abkühlung des alten Eifers, was sie für die Kunst thaten ist dankenswerth, und wurde ihnen bei vielen zu Gebote stehenden Mitteln nicht schwer; die meisten Könige würden in gleicher Lage mehr geleistet haben, und was zuletzt geschah bietet nur schwachen Ersatz für alles das die Vorgänger zu Grunde gehen ließen, denen an sich ich keinen Vorwurf daraus schöpfe.

Verschiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unsern Antiquaren zwei so ungleichartige Gegenstände, als Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemählde der christlichen Kunst sind, fast mit derselben Liebe um-

faßt, mit der nemlichen Aufmerksamkeit untersucht werden? zwar liegt eine Antwort nah, daß in beiden Hervorbringungen die ihnen gemeinschaftliche Schönheit der Gestalt und Composition gesucht und anerkannt werde, folglich die eine zur Erläuterung und Bestätigung der andern gereichen dürfe. Magdalena kann so reizend gemahlt sein als Venus ausgehauen ist und die Zusammensetzung einer Grablegung von Rafaels Hand so glücklich und gewählt sein als irgend ein altes Werk. Ich bekenne daß mir dieser Grund nicht genug thut, weil, wie mich dünkt, in den Bildseulen und Mahlereien noch eine andere gründlichere Verschiedenheit obwaltet, die durch Beobachtung ihrer gemeinsamen Vorzüge keineswegs aufgehoben wird, die mir eben, als ich römische Samlungen betrachtete, oft in grellem Abstich entgegentrat. Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir nemlich darin, daß alles was jene gestaltete typisch ist, d. h. nach lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber beinahe ganz in Phantasie und Willkür des Mahlers beruhen. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des grösten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke, der Griechen zumal, auch die kleinsten und nur unvollkommen gelungenen sind lehrreich und man darf sie bis ins Einzelne studieren, während aus Gemählden, selbst rafaelischen, für die Erkenntnis unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Mahler nicht mahlen, und was sie mahlten war ihnen nicht gegeben. In allen noch so verschieden gefaßten Bildseulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Mahlern, von einem und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehen wir bald schwarzes bald nußbraunes, bald schlichtes bald gekräuseltes Haar beigelegt. Man weiß daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstolen wieder dazu, niemals aber

zu einem stätigen Typus der Gestalten und Farben gelangten. Es gebricht also der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythus, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Rafael, Leonardo, Titian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichsten und wahrhaftesten Porträten wirken, deren Form und Anlage ich bewundre. Was ich in ihnen vermisse, würde auch ein aufrichtiger Catholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die erst den Mittelpunct und die Seele des Gemähldes hergeben können.

Zu solchen Ketzereien will ich noch eine nicht geringere fügen, die sie erklären helfen kann. Wir sind gewöhnt wie mit dem Begrif der italienischen Kunst auch mit dem der italienischen Poesie das Höchste zu verknüpfen und ich scheue mich fast es zu sagen, so viel Widerspruch wird mir drohen, es scheint, daß diese Poesie ebensowenig an die Seite der griechischen gesetzt werden darf: nicht von ferne. Die Philologie übt ein strengeres Amt und leidet nicht daß Vorurtheile, so fest sie sitzen, sich verjähren; ist der Schein, der ehmals die französischen Classiker umgab, längst für uns verschwunden, so werden auch die italienischen einmal von der Stelle weichen müssen. Wahr ist, die Dichtkunst nahm um das vierzehnte Jahrhundert in Italien einen kühneren Aufschwung als irgendwo in Europa, denn unser dreizehntes in Deutschland war wol auch reichbegabt, doch nicht so fertig zum Flug oder zu bald aufgehalten. Dantes begeisterte Werke herschen schon über die Sprache und die Meisterhaftigkeit ihrer edlen Form, die Treflichkeit ihrer Gesinnung scheinen anhaltenderes Studium zu verdienen, als ihr zugleich spannender und ermüdender uns abgestorbner Inhalt. Petrarch schließt sich noch unmittelbar an die letzten Troubadoure, deren süße Weichheit er in einfachem Maß auszuhalten wußte; er zieht mehr an als daß er fesselte. Dem dritten aber, seinem Zeitgenossen, dem unnachahmlichen Erzähler Boccaz stehe ich nicht an, die

erste Stelle einzuräumen; er ist aufs Vollste in den Zauber der italienischen Sprache eingeweiht und ihre schon in ihm vorwaltende, einschmeichelnde Redseligkeit kommt gerade seinem großen Talent zu statten. Diesen geschmeidigen Fluß der Worte hat unter den späteren etwa nur Macchiavells ausgezeichnete, bereits etwas strengere Darstellungsgabe erreicht. Wenn neben dem letzten Lyriker Dante fast dramatische Wärme entfaltet, so hatte Boccaz vollkommen begriffen, daß zu seiner Zeit das Epos längst in die gewaltigste und rührigste Prosa übertreten mußte.

Hinter diesen Vorgängern sind Ariost und Tasso, die in den folgenden Jahrhunderten aus der Menge ragen, so hoch sie ihre Zeit gestellt hat und noch heute das bewundernde Italien überschätzt, weit geblieben. Sie griffen in die verschwundene epische Zeit zurück, die kein lebendiger Volksmythus mehr trug, geschweige eingeben konnte. Ariost suchte wenigstens den alten Boden festzuhalten, aber der Stoffe war er nicht mehr mächtig und begann sie willkürlich zerschneidend und verwirrend seiner dichterischen Laune, mit großer dennoch verlorner Gewandtheit unterzuordnen. Sein Gedicht kann ergetzen, aber nicht wie ein griechisches erheben oder wie ein altdeutsches mild erwärmen. Wer an Tassos sentimentaler, aus Ariost, Virgil, Amadis und andern von einem Dichter, der wahrlich nichts zu leihen brauchte, zusammengesetzter Gerusalemme liberata Freude findet, dessen Herz hat höhere und tiefere Poesie nicht empfunden. Ihre Schönheiten gleichen ungefähr denen in Guido Renis Bildern, und was italienische Dichter und Mahler dem classischen Alterthum zu entwenden oder abzusehen suchten ist ihnen nur zum Verderb ausgeschlagen. Diese italienische Dichtkunst scheint also, meines Erachtens, lange nicht dazu befugt einen ästhetischen Maßstab für das Epos herzugeben, so wenig ihn die spätere der Franzosen für das Drama darzureichen im Stande war, und mit vollem Recht ist man allmälich von beiden wieder abgewichen. Ein Element, und gerade zur epischen Poesie das Unerläßlichste, das ungebildeten slavischen, finnischen Völkern in

hohem Grade zusteht, aber auch deutschen nicht mangelte, ich meine das Naive, scheint italienischen Dichtern und vielleicht ihrem Volke zu gebrechen; sie sind immer gern ironisch, zu Spott geneigt und vorbedächtig. Daher auch ihre spätere Literatur bis auf heute, fest gerennt in Vorbildern allzufrüh erworbener Classicität und immer unfruchtbarer geworden, an den Ueberresten der Volkspoesie sich zu erfrischen nicht vermochte, und der schönsten Sprache zum Trotz unsäglicher Breite erliegt. Doch einer zu froher Hofnung berechtigenden Ausnahme will ich schon gedenken: auf den toscanischen Alpen hat der edle Tommaseo mit treuem Ohr jahrelang unscheinbaren Liedern der Hirten gelauscht und einen ganzen Band lieblicher Gesänge gefüllt, deren einfache Unschuld dennoch Wendungen Dantes und Petrarchs begegnet. Anhaltende Thätigkeit und feine Beobachtungsgabe ist der italienischen Natur nicht im Geringsten abzustreiten. Es gibt in diesem Lande mehr als anderswo stille Arbeiter, die ein anspruchsloses Leben emsig im Dienste heimischer Geschichte und Alterthümer verzehren; ihre Werke selbst aber gerathen selten über das Mittelmäßige, weil es ihnen an Geschmack und durchgebildeter Gelehrsamkeit mangelt. In physicalischen und mathematischen Wissenschaften, die am wenigsten von politischer Hemmung leiden und deren Werth schnell über die Grenzen der Länder dringt, besaß und besitzt Italien höchst ausgezeichnete scharfsinnige Männer.

Beide Völker, Deutsche und Italiener, deren Schicksale so eng verkettet sind, haben sich lange Zeit einander weh gethan, beiden geziemt endlich Aussöhnung. Daß ein Theil der italienischen Bevölkerung deutsches Ursprungs war, das ist längst vergessen, daß Deutsche durch gesunde leibliche Kraft, ohne Geistes Ueberlegenheit, eines feineren, schwächeren Schlags Herrn wurden, haben sie nie vergessen, ja es schmerzt sie, daß zuletzt noch ein geistiges Joch deutscher Wissenschaft jenem roheren Druck zutrete und ihn gleichsam versiegele. Der alte Spott über unsere rauhe Sprache wird ihnen bitter eingetränkt, wenn sie wol einsehn, daß der Gehalt unsrer Rede nicht länger zu entbehren ist.

Deutschen Boden haben italienische Heere nur selten verheert, aber in unserm Andenken haftet die Gewalt und Hinterlist, die ihm von welscher Priesterschaft angethan wurden. Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flamme wir noch aufflackern sehn, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Welttheils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen.

Scandinavien führt diesen Namen von der Landschaft Schonen, sei es, daß auf sie die anfängliche Allgemeinheit des Ausdrucks zurück gegangen oder bereits aus ihr entwickelt war.

Wenn man über die Ostsee hinfährt, heben sich die Wellen matter als auf der mittelländischen, erst im Belt wird ihr Schlag heftiger, auch die Farbe des Meers zeigt sich nur grau: dennoch verliert das ungestüme Element nichts von seiner Erhabenheit. Alle Küsten, denen man naht, treten flacher entgegen und die Vegetation erreicht nicht einmal den Trieb der deutschen, geschweige die Fülle der italienischen. Nur hat der Baumwuchs in Seeland und theilweise Schonen noch ausgezeichnete Schönheit; in Schweden, je weiter man vordringt, läßt er nach, Eiche oder Buche weichen der weißrindigen Birke und dem einförmigen Schwarzgrün des Nadelholzes. Die Natur wird einsam, ruhig, und die geringe Anzahl des Volks kann sie nicht beleben.

Schweden, das Land der langen, lichten Sommernächte gefällt durch seine grünen Matten, in deren Gras unscheinbare Blumen haften, welche die Glut des südlichen Himmels erstickt. Sogar die braunroth angestrichnen kleinen aber reinlichen Häuser, deren rasenbelegtes Dach Halme und Gesträuch treibt, hinterlassen freundlichen Eindruck. Stockholms Lage, vom Mosabak herab geschaut, mahnt an Genua und Neapel; nur fehlen Duft und Glanz.

Soll ich in dem ernsten aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Göthe herscht, der was sein Name andeutet und Ueberlieferung besagt, von götländischen Vorfahren abstammen soll; ein dänischer Typus zeigt sich an oder zwischen den Augen. Rothwangige Däninnen sahen frischer, bleiche Schwedinnen zierlicher aus.

Nach Norwegen, dessen Gebirge großartig sein sollen, bin ich nicht gelangt, den äußersten Strich nordischer Zungen, Island, kenne ich nur aus Abbildungen, wie sie jetzt eine französische Reisebeschreibung in anschaulicher Fülle darreicht.

Diese fernen, rührigen Isländer haben an Europa ihre Pflicht redlich abgetragen und der Welt und dem sinnenden Menschengeist weit größeren Vorschub geleistet, als das unter herlichem Himmelsstrich gelegene Sardinien, das seit unsre Zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahin lebt. So wenig also hängt die innere Thätigkeit unseres Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab. Ohne Island und die Auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem Boden würden beinahe alle nordischen Alterthümer untergegangen sein, wie uns ohne die Errungenschaft eines ausgestorbenen Brudervolks, der Gothen, aller wahre Zusammenhang unsrer Sprache unerkannt und räthselhaft geblieben wäre.

Für den deutschen Forscher ist Scandinavien classischer Grund und Boden, wie Italien für jeden, der die Spuren der alten Römer verfolgt. Grabhügel und Runsteine ragen aus der Erde, mächtiger zieht noch die Sprache an, die vom Andrang fremder Wissenschaft später als unsre deutsche berührt in vielen ihrer innersten Verhältnisse unangetasteter geblieben ist. Ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes Studium des nordischen, sowol todten als lebendigen Sprachstandes wird uns über Tugenden und Mängel unseres eigenen aufklären. Wenn nicht an Wollaut, doch an Gedrungenheit und freier Wortstellung übertreffen sie uns, wie schon zwei kleine aber bedeutsame

Hebel, der angehängte Artikel und die günstige Passivform statt unserer schleppenden Umschreibungen erwarten lassen. Im volleren Klang der Vocale und schärferen Gepräge der Formen steht aber das Schwedische über dem Dänischen, das sich allzu großer Blödigkeit und Abgeschliffenheit ergeben hat, dennoch damit bequem und anständig hauszuhalten weiß. Und wer möchte der dänischen Sprache, aus der eine strebsame und geistige Literatur emporgewachsen ist, einen ohne Zweifel auch gewisse Vortheile des Ausdrucks beeinträchtigenden Untergang wünschen oder weissagen? Die scandinavische Kraft würde durch Ausdehnung des schwedischen Sprachgebiets gewinnen, wie die deutsche durch Bezwingung des niederländischen Dialects, dem gleichfalls manche Vorzüge vor dem Hochdeutschen zuerkannt werden müssen, oder wie Frankreich, indem es dem provenzalischen Dialect das Recht der Schriftsprache entzog, an Fleisch und Blut gestärkt wurde. Jedes Emporheben des Ganzen gefährdet die Eigenheit des Einzelnen und kein Sieg ist ohne Verlust bereit.

Diese weiten nordischen Landstrecken haben dem Protestantismus von Beginn an sich unterworfen, und ungespalten fast nichts von der unseligen Verwirrung erfahren, die uns in Deutschland begegnet, oder die in England ein nicht völlig ausgetilgtes celtisches Element anschürt und hegt. Doch sind der Kirchenverfassung zumal in Schweden aus catholischer Zeit einzelne Bräuche geblieben, die nur auf den ersten Anblick, bald aber so wenig stören, als die äußere Form der alten Kirchen den Protestanten zuwider ist.

An keiner neueren Geschichte haftet unser Herz von Jugend auf wie an der schwedischen. Die Dänen haben bloß ihren Waldemar, der uns aber schon zu ferne rückt, doch welche Macht üben die Namen Gustaf Wasa, Gustaf Adolf und Carl der zwölfte über die Gemüter aus. Wasa, der als Jüngling sein Vaterland, Gustaf Adolf, der Deutschland rettete, Carl, dessen Thaten wie ein dichterisches Abenteuer mitten in die prosaische Wirklichkeit seines Zeitalters eintreten. Wider Gustaf Adolf

haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröthe darüber es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrecht erhalten hat, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehn können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber Erobern, und über Gustaf als deutschen König hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunct gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben wie für die Welt hervorgegangen! mutterhalb war sein Blut schon ein deutsches und war er nicht deutscher als der in Spanien geborne Carl der fünfte? nur Eroberungen haben das Glück wie das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt und aufgestiegen ist keine Macht als die emporstrebende.

Nähe und Verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Scandinavien einwirkte, und nach dem Wechsel der Zeiten hat die dortige Eigenthümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. Noch heute wird ein deutscher Gast in keinem anderen Lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen, als in Dänemark, Norwegen und Schweden. Sitten und Bräuche sind von unsern wenig verschieden, man lebt wie unter seines gleichen und wird vollständig verstanden. Von einer Bitterkeit, die in diesem Augenblick gerade unter Dänen gegen Deutsche obwalten soll, hatte ich nichts zu gewahren; auch scheint sie mir desto ungerechter, als die Dänen über ihre Grenze hinaus Deutsche beeinträchtigt haben, nie von Deutschen beeinträchtigt worden sind. Noch für seinen letzten großen Verlust empfieng Dänemark mit schreiendem Unrecht ein deutsches Stück; denn an jenem trugen wir Deutsche keine Schuld. Und darf der Fortbestand des widernatürlichen Sundzolls deutsches Gefühl nicht versehren? was sie selbst an Marokko zu zahlen müde sind, warum wollen wir fortfahren es den Dänen zu entrichten? Die Zeiten sind ge-

schwunden, da Dänemark über Schonen, Blekingen, Halland, Gothland, einen Theil von Livland gebot, und edle Dänen erkennen, daß ihr Reich an Norwegen verblutet; aber an deutschen Stämmen soll es sich nicht erholen, und nie werden diese ihrer Mutter ungetreu werden.

Unter den nordischen Völkern sind Wissenschaft und Kunst nicht anders als auf deutschen Fuß gefördert und wenn unsre Einwirkung dort größer scheint, als die französische bei uns, ist das naturgemäß. Namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldsen reichen über ganz Europa; nicht so mächtig ist der Gesang schwedischer und dänischer Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land.

Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehn fähig und geneigt. Wenn ich über den Malare fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern, ein Nachen der zehn Italiener faßte würde von ausgelassenem Geschrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmutig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergetzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist.

Das Wort des Besitzes.

(Eine linguistische Abhandlung *)
von Dr. J. Grimm
Heil dem fünfzigjährigen Doctor Juris
Friedrich Carl von Savigny
31. October 1850.
Geschrieben vom 13.—17. October.

Lieber Savigny. Unsere Bekanntschaft ist von lange her. Ich war einmal überrascht Geschäftsbriefe schon Ihres Vaters an meinen aus Frankfurt nach Hanau zu entdecken, die als Vorbedeutung unseres innigeren Verhältnisses angesehn werden könnten. Nein, unsere Eltern haben noch keinen Grund gelegt zu unserer Freundschaft, sondern wir sie ganz von freien Stücken und mit eigenen Händen erbaut, wie froh machte mich immer Stein auf Stein an diese Mauer zu tragen. Ich kam nach Marburg, wuste nichts von einem Unterschied der Lehrer und glaubte alle wären gleich gut; bald erfuhr ich unvermerkt, daß Ihre Vorlesungen mir die liebsten wurden, alle andern nicht halb so lieb blieben, und ich hörte nicht nur bei Ihnen, ich prägte mir Ihre Mienen und Gebärden ein. Nachdem ich nun auch zu Paris, wohin Sie mich gerufen hatten, neben Ihnen gehend, mit Ihnen arbeitend, meine Augen unverwandt auf Sie, als das mir vorleuchtende Muster richtete, schien das Schicksal uns wieder zu trennen. Seit unsrer Heimkehr währte es kurze Zeit, so drehten Sie Hessen den Rücken zu, und lehrten erst in Baiern, dann in Preußen, doch unsre Briefe giengen lange Jahre hin und her und ließen den gewohnten Verkehr nicht abkommen, und mancher lebendige Besuch, Zueignungen, Beiträge in Ihre

*) Nur die Widmung wird hier mitgetheilt.

Zeitschrift, Gedenkzeichen in Vorreden ausgesteckt fachten ihn immer von frischem an, bis zuletzt auch mir, dem im Sturm Verschlagenen, ich glaube nicht ohne Ihr Mitwirken, eine Zuflucht sich in Berlin öfnete. Nun wird hier, denn nur fünf Jahre Alters unterscheiden uns, einer von uns den andern traurig zu Grabe geleiten. [S. † 25. Oct. 1861.] Schnell dahin geronnen ist unser Leben, wir haben unsre Kräfte ehrlich angesetzt, daß unter den nächstfolgenden Menschen unser Andenken noch unverschollen sein wird, hernach mag es zuwachsen.

Ich bekenne mich Ihren Schüler, und doch ist der Schüler seinem Lehrer ungleich geblieben, fast in allem unähnlich geworden. Durch das Wehen Ihrer milden Lehre weckten Sie meinen Geist, daß er wissenschaftliche Stimmung annahm, und da alle Wissenschaften im Grund eine einzige sind und die vier Facultäten zusammenfallen in eine große; so hat auch Ihr Einfluß auf mich fortgewährt, Ihr Beispiel mich noch da getrieben, wo meine Lernbegierde sich an Stellen niederließ, die Ihr eigner Fuß nie betrat. Zwar das römische Recht hätte mich länger angezogen, doch eine innere Stimme und der Drang äußerer Ereignisse lenkten mich von ihm ab. Es waren meines Lebens härteste Tage, daß ich mit ansehn muste, wie ein stolzer, höhnischer Feind in mein Vaterland einzog und die mutigen Hessen, die damals noch stark an ihrem Fürsten hiengen, das Gewehr, dessen rechter Gebrauch ihnen unvergönnt war, nieder auf die Pflastersteine warfen: noch in diesem Augenblick bewährt ein so treuer Volksstamm seinen Haß gegen Unbill, Frevel, und Verrat. Damals, weil uns die Uebermacht erdrückte und selbst unsern Namen mit einem andern zu vertauschen zwang, der uns gar nichts angieng, wurde das römische und deutsche Recht mit einem Streich aufgehoben und der Code Napoleon als Gesetz eingeführt, wie hätte mir das die Rechtsstudien überhaupt nicht verleiden sollen? Ich tröstete und labte mich immer stärker am Alterthum unsrer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen, zu wel-

chem Sie mich nicht hingeführt hatten, dem Sie selbst sich erst später näherten; von dieser deutschen Grundlage meines erworbnen Wissens bin ich hernach auch wieder freudig auf die Zustände der classischen Literatur und Sprache eingegangen.

Mein Leben hat sich lang genug erstreckt und wirft schon abendliche Schatten, ich kann mich auf viele Vorgänge besinnen, in deren Mittelpunct oder Hintergrund Sie stehn, wer darf aber in allen Erinnerungen schwelgen? Lassen Sie mich aus früher und später Zeit gleichsam zwei Bilder darstellen, die an sich gar nichts auf sich haben und Andern bedeutungslos Ihnen ein Zeugnis ablegen sollen meiner Anhänglichkeit und Liebe.

Das erste Bild fällt in irgend einen Sommertag des Jahrs 1803. Zu Marburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Hause der Barfüßer Straße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstieg eines alten Thurms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sich über die Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut', da war gut auf und ab wandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gasse vorwärts zum Forsthof, wo Professor Weis noch weiter hinauf wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Hofthor unten, mitten an der Treppe, klebte wie ein Nest ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öfnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenster gaben ins Gießer Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirg duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fensterecken hiengen eingerahmt Kupferstiche von J. G. Wille und Bause, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich deren scharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufstrebenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schul-

büchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten unsrer gewöhnlichen Ordnung, bei andern war sie umgekehrt, wie man Hebräisch schreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und vertheidigen. Man durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu schauen was sie noch nie erblickt hatten. Ich entsinne mich, von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bodmers Samlung der Minnelieder, den ich ergrif und zum ersten mal aufschlug, da stand zu lesen 'Her Jacob von Warte' und 'Her Kristan von Hamle', mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch, das erfüllte mich mit eigner Ahnung, wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vornen bis hinten durchlesen, und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Bret, Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach auf der Pariser Bibliothek nicht unterließ die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmutigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszuschreiben. Solche Anblicke hielten die gröste Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehn zu lernen. Was rede ich aber von den Büchern, nicht von dem Mann dem sie gehörten, dessen Worte mich noch mehr ermahnten und ermunterten als was ich lesen konnte? Groß war er gewachsen, damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hieng ihm schlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krausen Locken sich schon gebleicht haben. Dieses lehrenden Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, feinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit kann ich nie vergessen, wie stand er vor uns auf dem Catheder, wie hiengen wir an seinen Worten. Meine erste eingelieferte schrift-

liche Arbeit hatte einen Fall der Collation bei der Intestaterbfolge zu behandeln, wollen Sie wissen wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurtheilten? Ich kann sie immer noch auswendig: 'nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargestellt'. So günstig hat mich nachher kein anderer Recensent loben mögen. Wenn ich frischen Athem bei Ihnen geschöpft hatte, und mich, ich wuste kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin befangen war, schritt ich frohgemut, über Stock und Stein springend die Stufen hinab nach Haus in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen alles vertrauen können.

Das Gegenbild darf ich auf einen bestimmten Tag in Berlin ansetzen, denn es war des Königs Geburtstag, der 15. October 1847. Vier und vierzig verflossene Jahre hatten mich und Sie in wechselnde Lagen und mich wenigstens aus dem Gleise meiner Laufbahnen gebracht. Ich stehe an einer Wetterscheide.

Zur Mittagstafel bei Ihnen geladen that ich vorher einen einsamen Gang durch den schon feucht gewordenen Thiergarten. Mein Herz aber dachte Ihrer und hatte Freude in sich gesogen darüber, daß Ihnen eben vergönnt wurde den sechsten Band des römischen Rechts, von welchem seit 1841 nichts erschienen war, auszugeben und damit jede Besorgnis zu verscheuchen, das große Werk möge unbeendigt bleiben. In der Wilhelmstraße unter rollenden Wagen angelangt gieng man über breite belegte Stufen, neben welchen ausländische Gewächse in Kästen standen, hinauf; den von Kerzen hell erleuchteten, mit Teppichen bedeckten Saal erfüllten viele, dem meisten Theil nach mir unbekannte, glänzend gekleidete Leute, mir konnten Sie vor dem Gedräng kaum eine Fingerspitze im Handschuh reichen. Dortchen, wie sie auf meine Bitte zu thun pflegt, hatte auch meine Orden mir an den Rock genäht, die leise rappelten, und vielleicht doch nicht ganz an der gehörigen Stelle saßen; für unser einen ist es gar mühevoll solche Ehrenzeichen hervor zu holen, zu ordnen, anzu-

heften, wieder abzulösen und zu verwahren. Die ganze Gesellschaft nahm nun bald jeder seine Stelle ein und das Mahl ergieng sich, wie es der Brauch mit sich bringt, bei überströmenden Speisen und zögerndem, stockendem Gespräch, weil jene von allen Seiten dargereicht werden, dies nach allen Seiten zurückgehalten und gespart bleibt: einen unbekannten Nachbar mit Rede zu behelligen scheut man sich oder mag ihm auf gleichgültige Frage auch nur karge Antwort geben. Endlich erhoben Sie sich und brachten des Königs Gesundheit, oder wie es heißt auf den König einen Toast aus. Mich rührte Ihre Stimme, Ihre Worte waren der Gelegenheit entsprechend und mit einer Ihnen natürlichen stillen Samlung geredet. Ein paar Minuten verstrichen und es brannte mich auf der Seele, ich war Willens aufzustehn, hatte schon das Messer in die Hand genommen, mit dessen Rücken ich an ein Glas schlagen und meiner kurzen Rede Gehör erbitten wollte. Ein vornehmer Mann neben mir, dessen Namen ich nicht mehr weiß, mochte meiner innern oder äußern Bewegung gewahr worden sein, und als er forschenden Blick auf mich richtete, entdeckte ich ihm unbefangen mein Vorhaben, etwas über Savignys wieder flott gewordnes Buch auszusprechen. Freundlich erwiderte mein Nachbar, er gebe mir zwar anheim zu verfahren, wie mich gut dünke, für unangemessen gelte aber an der Tafel, wo die höchste Gesundheit ausgebracht worden sei, ihr heute eine andre folgen zu lassen. Einer solchen Autorität gegenüber muste ich freilich meinen Vorsatz und meine Eingebung sinken lassen, wie die Blätter in diesem Monat eins nach dem andern vom Baume fallen, kein Zweifel, daß die Berliner Etiquette vollständig begründet stand. Inwendig aber war ich voll Ketzerei, und erwog, warum nicht von dem höchsten Toast, wenn er ohne Mittelstufe seinen Gipfel erreicht habe, niedergestiegen und an einem andern Ruhepunct verweilt werden dürfe, wie die Strophe sich abwendet zur Gegenstrophe; betet doch die feierliche Kirche, nachdem sie für den König gebetet hat, zugleich noch für Andere. Ich hätte auch gar nicht einmal von Ihnen

viel Aufhebens gemacht, nur von Ihrem Werke, ausgeführt wie es niedergeschlagen habe, daß eine kunstvoll gegründete Burg nicht bis zur Zinne erbaut werde, von welcher endlich die Fahne herab weht, nun aber frohe Kunde erschalle, die unterbrochne Arbeit sei wieder von Frischem angegriffen. An meine vordringenden Worte hätte sich leicht eine gerührte Antwort geschlossen und die ganze vornehme Welt sich erhoben und erheitert gefunden.

Zu geschweigen nun daß uns die alten Erinnerungen immer theurer sind als die neuen, wird mir niemand verargen, daß ich an Ihnen im Marburger Oberrock zehnmal stärker hänge als im Ministerkleid, die frische Luft des Berges vorziehe der schwülen Luft des Saales, die offne Aussprache der zurück gehaltenen.

Bei Ihrer Ernennung zum Minister erschracken Ihre alten Freunde. Nicht daß unter ihnen einer gezweifelt hätte, Sie seien vollkommen fähig und würdig so ein hohes Amt mit Ehren auszufüllen; allein es kümmerte uns, Sie der bewährt heilsamen, entschiedenen, Ihrer edlen Natur und Gabe aufs Glücklichste entsprechenden Professorenstellung nun entrissen und in eine neue Lage gebracht zu sehn, die, jene Befähigung unangeschlagen, ungleich weniger gemacht schien Ihrem wahren, großen Talent, dem ein Magisterium mehr als ein Ministerium angemessen war, seinen Spielraum frei zu lassen. Seltsam fügte sich, daß wer mit solchem Erfolg das Straucheln und die Unbeholfenheit neuer Gesetzgebungen bloßgestellt hatte, nun lange Stunden des Tages damit hinbringen sollte neue Gesetze zu entwerfen, entwerfen zu helfen und abzuwägen. Es ist ein löblicher Grundsatz, daß die Staatsverwaltung nach der Wissenschaft greife und aus deren Mitte ihre Aemter zu erfrischen suche; aber die innerliche Weise Ihres ganzen Wesens stand nicht in Einklang mit der vorschreitenden Kühnheit, dem wagenden Entschluß, welchen die öffentliche Lenkung verlangt. Sie waren von der Wissenschaft zu stark durchdrungen, als daß in practischen Geschäften Sie vermocht hätten ihr etwas abzubrechen oder zum reinen Silber des

Wissens noch den Zusatz zu fügen, den die Scheidemünze der Praxis begehrt und bedarf.

Schon ist öfter gefragt worden, wie es komme, daß bei der Menge erweckter und gerüsteter Schüler, die aus Ihrer Schule oder der andern ausgezeichneten Rechtslehrer, an welchen unsre Zeit fruchtbar war, entlassen wurden, denen alle Gunst seltner Bildung zu Theil fiel, heutzutage die lehrenden Civilisten dünn gesät scheinen und es Mühe kostet ledige Stellen auf den Universitäten tauglich zu besetzen? Sie, Hugo und andre mehr, die hier zu nennen unnöthig ist, waren empor getreten aus eigner Kraft, Ihre meisten Schüler verloren sich wieder im Gewühl der Praxis, die gewaltigen Bewegungen der Wissenschaft mit trägem Fuße nachzufolgen pflegt und auf der Mittelstufe genügsam harrend von den Ergebnissen der empfangenen Lehre nur einen kleinen Theil in Umlauf zu setzen versteht. Nicht bloß in der Jurisprudenz, auch in den übrigen Wissenschaften sind es immer nur wenige Männer, die an der Spitze stehn und die Zügel in der Hand halten, echte Wissenschaft blüht in Oligarchien, ausübende Praxis richtet sich democratisch ein, ich meine nicht die dem Sonnenschein und Gewitter der Wissenschaft unmittelbar und rasch zur Seite stehende Praxis, sondern die wie ein anhaltender Landregen nachschleppende.

Ist nicht auch die Kraft des alten römischen Rechts, wie es zur Zeit der Könige und Republik lebensvoll waltete, unter den Kaisern einer geschäftigen Rechtsgelehrsamkeit, die immer noch eine classische heißen mag und unsrer Praxis dem Stil wie dem Inhalt nach gegenüber riesengroß steht, deren Gipfel man in die Regierung Kaiser Hadrians versetzt, gewichen? Wenn ein weiter Umweg meine Studien zu den römischen Rechtsquellen zurückführte, blicke ich sie mit desto unbefangeneren Augen an. Mich ergreift die edle Einfachheit des catonischen Büchleins vom Landbau, mich erfreuen Varrons Gespräche mit seinen Freunden über diesen Gegenstand; alles was sie von Formeln der Sitte und des Rechts einstreuen, was Cicero, Livius und Andre hin

und wieder davon mittheilen, das athmet noch die kernhafte Natur und Stärke des alten Rechts in den Bruchstücken der zwölf Tafeln und fast aller übrigen Gesetze jener Zeit; könnten verlorne Bücher herbeigebracht werden, ich griffe gern eben nach solchen, die Manilianae venalium vendendorum leges, wie sie Cicero de oratore 1, 58 nennt (bei Varro heißen sie Mamilii actiones) zogen mich mehr an als die Commentare, Quästionen und Digesten hadrianischer Rechtsgelehrten; in den verworrenen Schriften der Agrimensoren, weil sie noch am volksmäßigen Element hängen, liegt ein Reiz, den die klare aber trockne, unbehagende Bündigkeit des Gajus, Ulpianus und Paulus entbehrt. Wie die Männertugend unter den Kaisern stufenweise abnahm, vergiengen auch Blut und Saft der Sprache des alten Rechts, und mit ihnen schwanden wesentliche Theile seines Gehalts. Das augustische Zeitalter erhebt sich noch eben so weit über dem hadrianischen, wie dies über dem byzantinischen. Haben doch die kaiserlichen Juristen nicht einmal dafür gesorgt, daß das heilige Alterthum der zwölf Tafeln und der übrigen Gesetze gesammelt und der Nachwelt überliefert würde (was jetzt noch übrig bleibt, sollte Rudorff, der darin lebt und webt uns bequem und gelehrt sammeln). Von Labeo soll es einen Commentar zu den zwölf Tafeln gegeben haben, den Rechtsgelehrten lag bald mehr daran ihre Ansicht aufzustellen und zu vertheidigen, als des Rechts Grundlage zu erforschen; wo in der Wissenschaft Secten sich erzeugen, hat ihr Geist seinen Höhepunct verlassen und die Räder der Gelehrsamkeit verfahren sich auf den Holwegen der Praxis. Justinians Digestensamlung bewahrt uns einen großen, unentbehrlichen Schatz lehrreicher Meinungen und Aussprüche, sie sind voll scharfer Fuge, aber selten oder nie schön und erhebend, von historischem Rechtsstudium hatten weder Tribonian noch seine Gehülfen die Ahnung und es ist zu wetten, daß die immensa veteris prudentiae volumina in dieser Absicht unausgezogen und unausgesogen blieben; spricht doch Justinian im Eingang seiner Samlung geradezu aus: ut liceat vobis prima legum cunabula non

ab antiquis fabulis discere, sed ab imperiali splendore appetere.*) Diese Institutionen selbst sind noch ein sehr lesbares Buch, dem Codex und den Novellen naht man sich nur mit Widerwillen, der jedesmal erst vom Gegenstand einer Untersuchung, für die gesammelt wird, überwunden werden kann, und wer mag nun gar den unergibigen byzantinischgriechischen Rechtsdenkmälern irgend Erfreuendes abgewinnen? Unsere deutschen barbarischen Volksrechte fesseln dafür durch ihre rohe Unschuld. In den lombardischen Glossatoren waren echte wissenschaftliche Triebe rege, die zwar pedantisch gehandhabt wurden, aber das römische Rechtsstudium hegen und nach Frankreich überleiten sollten, von wo es sich endlich bei uns eingebürgert hat.

Entschuldigen Sie mein Geplauder über Dinge, die Sie weit besser als ich kennen und durchdringen. Am heutigen Tage, lieber Savigny, wird Ihre Inauguraldissertation **de concursu delictorum formali** fünfzig Jahre alt, Sie hatten sich in ihr, was jetzt schon darf gesagt werden, an sich selbst vergriffen, und nicht die Klaue hervorgestreckt, die den Löwen erkennen ließ. Unter den gelehrten Schriften, die das Andenken Ihrer Doctorwürde feiern, fallen meine paar Blätter winzig ins Auge, sie hätten aber in einem dicken Buch überreicht werden können, wenn es schon fertig gewesen wäre; so habe ich aus meinem Plan, in dem wol andre Abschnitte besser gereift sind, eilends ein kleines Capitel mehr entwerfen als gebührend ausführen dürfen. Mein Vorsatz ist nemlich einmal das Hirtenleben der Vorzeit zu untersuchen, und auf manche Seiten und Abhänge der Sitte und Poesie, über welchen hier noch Schatten lagern, Licht fallen zu lassen. Ohne Wortklauben, das mit dazu gehört, kann es gerade in dem vorgelegten Stück nicht abgehn.

Auch die unschuldige Lust, den Titel Ihres berühmtesten Werks zu parodieren legen Sie mir zu Gute aus. Die Nach-

*) Daß Euch freistände die ersten Anfänge der Gesetze nicht von alten Fabeln zu lernen, sondern vom kaiserlichen Glanze zu fordern.

ahmung wäre vollständig, gienge meinem Namen ein 'von' voran, das doch neben ihm gar dumm wäre, während ein Friedrich Carl schicklich von Savigny oder Saviniacum, das ich weiß nicht wo auf französischem Boden gelegen war, abstammen, ausgegangen sein und danach heißen darf, wenn er schon in dessen Besitz nicht geblieben ist, weil etwa seine Vorfahren die zuständigen Interdicte gehörig vorzuschützen versäumt haben. Also keinen Sabinus, Sabinianus, Savinius hätten die Juristen aus Ihnen bilden sollen, höchstens einen Saviniacensis. Schade daß unser alter Freund Hugo 'enist', wie die alten Deutschen kurz sagten; streng auf Titel und Namen haltend und mit Ueberwindung alles tiefen hannöverischen Grams sich sogar Westphaliae eques auf Ulpians Fragmenten nennend würde er in seiner Gesamtanzeige aller Jubilarschriften diese Stelle der meinigen erfassen, und wer kann sagen wie behandeln.

Rede auf Lachmann.

1851 *).

Jahr ein Jahr aus pflegt an allen Akademien in laute Freude ein dumpfer Klageton zu fallen, und dringlich wird ihnen die Lehre vorgeführt, daß Menschen den Menschen Platz machen müssen. Welche frohe Hofnungen aus dem neuen Zutritt rüstiger und vielbegabter Mitglieder unsrer Genossenschaft erwachsen ist vorhin vernommen worden; gleich der Zukunft tragen doch alle Hofnungen ihr Ungewisses in sich, desto gewisser sind die schweren Verluste die uns heuer getroffen haben. Link, der seine Manneskraft noch ins höhere Alter übertrug und fast ungeschwächt des Lebens Gipfel erreichte, Jacobi, dessen Gesundheit zwar längst untergraben schien, aber durch seltne Geistesstärke aufrecht erhalten blieb, wurden uns plötzlich entrissen; nicht der geringste Schlag war Lachmanns, dem ein mäßiges, unerschüttertes Leben viel längere Dauer geweissagt haben sollte, unerwarteter, durch ein Anfangs wenig bedrohliches, bald aber tückische Gewalt über ihn gewinnendes Uebel herbei geführter Tod.

Während andere Mitglieder sich noch vorbehalten Links und Jacobis Andenken in unserm Schoße würdig zu feiern, suche ich, wiewol durch die heute übrig gelassene Zeit beschränkt, der mir auferlegten Pflicht zu genügen und ein Bild der wissenschaftlichen Thätigkeit Lachmanns zu entwerfen, wie mir langjährige Freundschaft und Wahrheitsliebe alle Züge dazu eingeben. Traurig ist es über einen Freund gleichsam das letzte Wort zu haben, stände er hinter mir, er würde vielleicht einigemal den Kopf

*) Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 3. Juli 1851.

schütteln, nicht von meiner Rede sich abwenden. Wenn vorragende Männer allen Völkern angehören, so behauptet doch ihr Vaterland immer den ersten Anspruch auf sie, und die Schweden empfinden am lebendigsten, daß Berzelius ihr Eigenthum war, wir wollen unsers Lachmanns gedenken, unser Schmerz ist der frischere.

Für die unvergleichliche Wirkung, welche er hervor brachte, könnte man versucht sein schon darin den schlagendsten Ausdruck zu finden, daß ihm, dem von der Philologie Ausgegangnen aus freien Stücken auch die theologische und juristische Doctorwürde zuerkannt wurde. Hätte der Zufall ihn zur Herausgabe eines alten griechischen Arztes geführt, mit gleichem Fug würde die medicinische Facultät ihren Hut auf sein Haupt gedrückt haben und wir sehn eigentlich damit die größere Macht der philosophischen über die drei andern, in welche sie leicht einlenkt, ausgesprochen. Viel besser glaube ich aber Lachmanns innerstes Wesen zu bezeichnen dadurch, daß er seine Meisterschaft in der classischen wie in der neu entstandnen deutschen Philologie, zu deren Festigung er ein Großes beigetragen hat, mit demselben Erfolg bewährte, und daß nun die Wirkungen hinüber und herüber schlugen. Denn die classische Regel gab seinen Schritten auf dem deutschen Gebiet frühe Stätigkeit und bewahrte sie vor allem Straucheln; aus dem noch jugendlichen, kaum übernächtigen Wachsthum und Trieb des deutschen Alterthums konnte er wagende Kühnheit schöpfen für jene classischen bisher reich, zuweilen einseitig entfalteten, einigemal schon ermüdeten Gesetze. Zwei sonst einander ausschließende oder gar abstoßende Wissenschaften (falls man überhaupt deutsche Philologie für eine Wissenschaft gelten ließ) fanden in ihm einen unerwartet vordringenden, fruchtbaren Vertreter, der sie als etwas Gemeinsames und sogar Nahverwandtes zu handhaben und auszusöhnen verstand. Beide weichen dem Stof und der Form nach beträchtlich von einander ab, jede fordert ihr eignes Geräth und Werkzeug, das unverworren und mit besondern Kunstgriffen gebraucht sein will,

in deren Besitz sich Lachmann vollständig gesetzt hatte; seine Begeisterung waltete also nach jeder Seite hin und seine ganze Eigenheit wäre vernichtet, wollte man den von ihm in ununterbrochnem Wechsel erlangten Erfolgen hier oder dort abreißen.

Dies im allgemeinen vorausgesandt hoffe ich, daß es mir nicht mislingen werde ihm auf seiner raschen Laufbahn und in dem, was er sich errungen hat, behutsam nachzugehn, wobei ich doch nur meinen Maßstab anlegen kann; andere mögen ihn anders messen.

Karl Lachmann war am 4. Merz 1793 geboren und bald nachdem er dieses Tages für ihn letzte Wiederkehr schon halbbetäubt von der Qual der Krankheit erlebt hatte, führten die nahenden martiae idus auch sein Ende heran. Wie ist unser Leben kurz und wie schnell rinnt es dahin; wenig Gelehrte dürfen sich rühmen 35 Jahre hindurch in unausgesetzter Arbeitsamkeit und nie nachlassender, immer aufwärts steigender Kraft vorgetreten zu sein, noch eine kleinere Zahl wirkt ein halbes Jahrhundert hindurch, die es erreichen, daß ihr Andenken ein Paar Jahrhunderte dauere.

Es ist schon Vieles werth an einer Stätte das Licht der Welt erblickt zu haben, wo gute Sitte herkömmlich fortgepflanzt wird. Lachmanns Geburtsort war Braunschweig, eine Stadt, die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat. Wer in einer solchen jung erwächst, dem müssen wie von selbst, wenn er ihre Straßen durchwandelt, heilsame Gedanken und Entschlüsse aufsteigen.

Noch höher anzuschlagen scheint es, daß der Mensch auch in einer großen Zeit geboren sei, die Gewaltiges ein und aus athme. Jedwede Zeit hat ihre Thaten und Leiden, ihre Vorkämpfer und Zurückdränger; wer aber, edlen Sinnes, in den jüngeren Geschlechtern, denen ihre Hofnungen für das große deutsche Vaterland eine nach der andern gedämpft und genommen

werden, dürfte sich messen mit dem aus lastender Schwere des feindlichen Drucks empor getragnen siegesfrohen und überseligen Enthusiasmus der Jahre 1813, 1814, 1815?

In des erstarkenden Knaben Schuljahre, in des Jünglings erste Studentenzeit mußte noch geheimer Groll über Deutschlands Schmach, dann aber freudige Ahnung fallen, daß sich das Blatt bald gewendet haben werde. Man denkt sich mit welchem Jubel, in welcher Gesinnung die endlich erschallende Kunde der Befreiung vernommen wurde, zu welchen eignen Thaten sie ermunterte. Eben seine erste gelehrte Arbeit entlassend trat Lachmann als Freiwilliger in die Reihen des Feldzugs von 1815 und erwarb sich von nun an das Recht ein Preuße zu heißen und zu sein, wie er es bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Seine die Vorrede schließenden Worte lauten mutig so: nec mihi otium suppetit, cui eo festinandum est, quo hoc tempore viros omnes, quorum apta armis aetas est, pio ac forti animo properare decet. *)

Seine das ganze Leben hindurch auf die Freiheit des Vaterlands, des Geistes und des Glaubens gerichtete Denkungsart bedürfen meiner Anerkennung und meines Preises nicht. Einige den Meisten unbekannte Zeugnisse dafür könnte ich geltend machen, wenn ich wollte oder das überhaupt hier passend wäre; denn ich gehe darauf aus seinen wissenschaftlichen Character darzustellen, der freilich enge mit seinem öffentlichen und sittlichen Leben zusammenhängt.

Lange, bis es nun zu spät war, hatte ich aufgespart ihm selbst Näheres über seine Braunschweiger Schulzeit abzufragen, und weiß bloß, daß er unter dem tüchtigen Heusinger mit gründlichen philologischen Kenntnissen ausgestattet, in ihnen frühe zu schalten begann und bald reif zur Universität entlassen werden konnte. Mir entgeht auch, ob er bereits daheim zur englischen

*) „und ich habe nicht hinreichende Muße, da ich dahin eilen muß wohin zu dieser Zeit allen Männern, die in waffenfähigem Alter stehen, mit frommem und tapferm Sinn zu eilen ziemt.“

Sprache geleitet war, von der ein Uebergang, vielmehr Rückumweg zu dem uns am nächsten liegenden Studium der Muttersprache manchen erleichtert wird, weil sie starke Anklänge an unser Alterthum bewahrt, die uns selbst heute verklungen sind. Auch die italienische muß er frühe genau getrieben haben, wie ich aus seiner spätern Belesenheit in ihr, und nach ihrem metrischen Gehalt, der ihm zusagte, schließe. Oefter als anderswo mochte in Braunschweig die Rede auf Lessing gefallen und die Erinnerung an ihn lebendig gewesen sein, dessen Werke einmal würdig heraus zu geben Lachmann bestimmt war.

Zu Göttingen, wo er Anfangs Theologie studieren wollte und studierte, von der aber schon Viele ab zur reinen Philologie verlockt worden sind, hörte er eifrig bei Heyne und Dissen; unter aufstrebenden Jünglingen verkehrend mit Lücke, Bunsen und Ernst Schulze, dem Dichter der jetzt beinahe vergessenen bezauberten Rose, an welcher ihm der leichtfließende Versbau sehr behagte. Hervor zu heben ist aber der nachhaltige Eindruck, den ein andrer nur in engerem Kreise erkannter Lehrer dort auf ihn machte. Benecke, überhaupt der erste, der auf unsern Universitäten eine grammatische Kenntniß altdeutscher Sprache weckte, war es, der in Lachmann den hernach zu lichter Flamme aufschlagenden Funken deutscher Philologie zündete, und mit wahrer Frömmigkeit hieng er seinem Lehrer, den er bald überragte, fortwährend an, wie es die Widmung der Auswahl und die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein schön kund thun; selbst von Beneckes halbenglischer stolzer Sprödigkeit schien etwas auf ihn übergegangen. Für den Lehrer wie den Schüler erläutert aber jener Fremdherschaft bleierner Druck die trostreiche Zuflucht zu den vergrabnen Schätzen heimischer Sprache und Dichtung, aus denen fühlbare Frische anwehte und etwas, das in der classischen, wenn auch überlegnen Literatur nicht aufgieng, jedenfalls eine angestrengter Forschung werthe und bedürftige uns vom eignen Vaterlande selbst dargereichte Gabe. Vergleichen wir die deutsche Literatur einem kleinen Ort, der nur zwei enge Aus-

gänge hat, die classische einer großen Stadt, von der sich aus zehn prächtigen Thoren nach allen Seiten vordringen läßt; über ein gewisses Ziel fort wird in die kunstreich gelegte Heerstraße der schmale Steig einlaufen und dann von beiden aus der menschliche Geist in gleich ungemessene Weite geführt werden.

Ein paar altdeutsche Bücher mag Lachmann schon auf französischen Boden mitgenommen haben, um sich die Langeweile des Bivouacs zu vertreiben. Unterdessen aber war das Werk, aus dessen Vorrede vorhin eine Stelle gehoben wurde, erschienen und muste die Augen aller Philologen von Fach auf sich ziehen, weil es, neben einigem Unhaltbaren und wieder fahren zu lassenden, die Fülle glücklicher Emendationen gewährte und einen schwierigen Text so behandelte, wie es nur auf echt critischer Grundlage möglich war. Mit großem Geschick, das ihn auch nachher nie verließ, hatte der einundzwanzigjährige Jüngling sich gerade auf den schönsten Theil der ganzen lateinischen Poesie, auf die elegischen Dichter geworfen, und unter ihnen Properz, den geistigsten derselben, und dem am schlimmsten mitgespielt worden war, zuerst auserlesen. Dreizehn Jahr später folgten, zwar schon mit größerer Gewandtheit aber nach gleich scharfer Critik der liebliche Tibull, der kräftig ausgelassene Catull. Diese Bahn war gebrochen und des Herausgebers Verfahren hatte sich in der Zwischenzeit auch an einigen der wichtigsten altdeutschen Dichtungen bewährt, es war ihm völlig zu Fleisch und Blut geworden; ich will mich bestreben die Art und Weise seiner Critik und worauf sie wesentlich beruhte, darzulegen. Seine zahlreichen Schriften der Reihe nach zu nennen kann ich dabei überhoben sein, da dies schon von Andern umsichtig geschieht oder geschehen ist, und werde mich bloß auf diejenigen darunter beziehen, die jedesmal in meiner Betrachtung hervorstechen. Sie hat es auch nicht mit seinen Lebensverhältnissen zu thun, und wie schon vorhin unerwähnt blieb, daß er ein oder zwei Semester in Berlin studierte, brauche ich mich nicht näher darauf einzulassen, daß er zuerst eine Gymnasiallehrerstelle bekleidete, dann

zu Königsberg als Professor auftrat und von da nach Berlin gerufen wurde, wo nun auch unsere Akademie sich seiner bemächtigen konnte. Mich beschäftigt sein innerer Gang, den allerdings diese äußeren Lagen seines Lebens vielfach begünstigten.

Man kann alle Philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die Worte um der Sachen, oder die Sachen um der Worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die großen Vortheile seines Standpunkts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte. Denn Jeder wird eingeständig sein, daß die Form mit dem Wesen einer Schrift und gar eines Gedichts innig zusammenhange und auf allen Fall der eines großen Theils ihres wahren Gehalts sicher habhaft werde, dem es in diese Form einzudringen gelungen sei, während Rücksicht auf die Sache selbst von der Eigenheit einzelner Werke abzusehn und bienenartig auf den Honig bedacht zu sein pflegt, der aus mehrern zusammen gesogen werden soll. Nicht daß es Lachmann an manigfaltigster Sachkenntniß irgend abgieng, deren sein außerordentliches Gedächtnis stets für ihn eine Menge bereit hielt und die ihm bei ausgedehnter Belesenheit täglich anwuchs; allein seit er seinen wahren, eigentlichen Beruf erkannte (und das muß bereits frühe eingetreten sein), haftete bewust oder unbewust seine Theilnahme an den Sachen nur insofern er daraus Regeln und neue Griffe für die Behandlung seiner Texte schöpfen konnte: das Uebrige blieb als störend und aufhaltend ihm zur Seite liegen. Da nun diese Richtung seines Geistes, durch ihre eignen Erfolge gestärkt, allmälich zunahm, musten andere Arbeiten oder Thätigkeiten, jemehr sie von ihr abstanden, für ihn gleichgültiger und unerfreuender werden. Von Benecke hörte ich zu Göttingen einigemal behaupten, ein Bibliothekar (und er selbst war ein vortreflicher) gehe verloren, sobald sich in ihm ausschließliche Neigung für bestimmte Fächer der Wissenschaften erzeuge; in solchem Sinn ließe sich von strengen Philologen sagen, daß sie alle Auf-

merksamkeit auf den reinen Text kehrend ihren Geschmack dafür an Sacherklärungen gleichsam sich zu verderben scheuen. Pflicht ist ihnen das gesicherte Wort aufzustellen, liege nun darin, gehe daraus hervor was da wolle.

Laut und beifallswerth hat sich auch Lachmann darüber ausgesprochen, daß die Doktrin in der Philologie wie in andern Wissenschaften Schaden anrichte, wenn sie immer vor der Zeit fertig machen wolle und gerade nur so viel wahre und falsche Grundsätze untereinander entfalte, als sie auszusinnen und zu verarbeiten ertrage, da doch die unerschöpften Quellen eine überströmende Ausbeute gewähren, deren man sich vor Allem bemächtigen muß, ohne gleich auf alle Fragen zu antworten, ohne jede daraus entspringende Schwierigkeit zu beseitigen. Die Erwartung ist höher gespannt, der Gewinn unabsehbar, wenn das Forschen, auf die Urkunde des Textes gerichtet, langsam und sicher vorschreitet, wenn der Text fortwährend mehr gilt, als was oft nur Winziges an ihm geschehn kann. Dem Autor, welchen Lachmann studierte, wollte er nichts hinzubringen, sondern Alles aus ihm lernen, nicht flach mit ihm experimentieren, aber seine echte Gestalt von dem Schmutz und Verderbnis, die sich daran gesetzt hatten, reinigen. Weitgehende Combinationsgabe war ihm entweder unverliehen, oder er übte sie nicht und verschmähte sie widerwillig, weil ihm alles Ungenaue und Halbe fruchtlos schien und vergeblich.

Selbst grammatische Entdeckungen und Erörterungen, welchen er ansah, daß sie in seine Textcritik nicht einschlagen würden, berührten ihn fast nicht mehr. Der vergleichenden Sprachwissenschaft hat er sich eher abhold als hold erzeigt, weil ihre Ergebnisse ihm zu fern, d. h. ferner giengen als ein Herausgeber classischer Werke sie zu wissen nöthig hat. Er schritt nicht gern über den Kreis der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, die ihm genau bekannt waren und immer vertrauter wurden. Um der Wörter letzte Gründe war er unbekümmert, nur nicht um ihre bestimmte Gestalt, Kraft und Wirkung für die Zeit der

behandelten Quelle, die er mit dem seltensten Talent und der glücklichsten Kühnheit erspähte: wo drei oder vier um die rechte Lesart verlegen waren, fand er sie auf der Stelle und hat unzähligemal immer den Nagel auf den Kopf getroffen.

Unter den Texten waren ihm am liebsten die schwersten und die dem Critiker die vielseitigsten Handhaben darböten. Zwar fesselten ihn auch Prosadenkmäler, deren Text großen und eigenthümlichen, von ihm mutig überwundnen Hindernissen unterliegt, wie des N. T., wofür ihn ohne Zweifel Schleiermacher gewonnen hatte, oder die wiederholte Durchsicht des Gajus, den Vieler Augen nicht fertig lasen, und der Agrimensoren oft unheilbare Verworrenheit. Seiner ganzen Natur am meisten zusagend waren aber Gedichte und eben die Metrik in ihrer Tiefe und Höhe zu erforschen ihm das Angelegenste. Auch die Prosa hat ihre Gesetze, der allgemeine Sprachgebrauch und umgedreht die an sich unberechenbare Eigenschaft eines jeden einzelnen Schriftstellers lassen der Critik weiten Spielraum; in der Poesie aber wird die Naturgabe oder Nachlässigkeit eines Verfassers noch durch waltende metrische Regeln gezügelt, an denen seine Arbeit geprüft, nach denen sie gereinigt werden kann.

Hatte Lachmann bei einem Autor, was überall das Erste ist, die Geschlechter der Handschriften, die einzelnen Abschreiber und ihre Weise ermittelt; so unterließ er nicht eine etwa noch unbekannte Zerlegung des ganzen Werks in Bücher oder Abschnitte an den Tag zu bringen und dann deren zu verschiedner Zeit erfolgten Ursprung zu bestimmen. Hierzu muste ihn die Beschäftigung mit den lyrischen und elegischen Gedichten der Griechen und Römer, die begreiflich nicht chronologisch geordnet und der Interpolation am leichtesten ausgesetzt sind, unmittelbar führen; schwieriger macht sich die Annahme, daß ein erzählendes Gedicht seinen eignen Fluß unterbrochen habe und erst in der Mitte oder gar am Schweif auszuarbeiten begonnen, ihm zuletzt der Kopf angehängt worden sei. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß der Prolog zu Hartmanns Iwein (wie wir noch heute die

Vorrede eines Buchs zuletzt schreiben) erst nach Vollendung des Ganzen zugefügt wurde, und ob auch andere einzelne Theile dieses Werks zu verschiedner Zeit gedichtet seien? fragte Lachmann (Iw. S. 542. 543.) ohne es nachzuweisen. Des Parzival sechzehn Bücher, die neun des Wilhelm scheinen auf natürliche Weise ganz nach einander abgefaßt, eine stufenmäßige Zeit der Abfassung ließ bei mehreren des Parzival sich deutlich aufzeigen. Auch für Otfrieds Werk scheint ihm ein Beweis gelungen, daß zuerst das erste, dann das fünfte Buch, zuletzt die mittleren Theile gedichtet sind, und es wird auf einen Anfangs nachlässigen, hernach fortschreitenden Versbau geschlossen.

Das sorgfältigste und feinste Studium des verschiednen Versbaus trat nun ein, und im Alterthum der hochdeutschen Dichtkunst waren noch Nachwirkungen der Quantität auf den herschenden Grundsatz der Betonung zu spüren, welcher in zwei akademischen Abhandlungen über das Hildebrandslied und althochdeutsche Betonung lichtvoll und eindringlich erläutert wurde, wogegen die mittelhochdeutsche Theorie der Hebungen im Commentar zu dem Iwein und den Nibelungen, etwas schwierig und allzu gedrungen, sich erörtert fand. Nächst der mittelhochdeutschen hatte Lachmann vorzugsweise die ihm zumal wollautende althochdeutsche Sprache angebaut, der älteren und formgewaltigeren gothischen sich minder zugewandt, weil in ihr keine Verse vorhanden, also für sie nur prosaische, keine metrische Regeln zu gewinnen sind, wenigstens weiß ich mir seine mehrmals vorblickende Abneigung die Ueberlegenheit der gothischen Formen anzuerkennen nicht anders auszulegen. Der mittelhochdeutsche Versbau wird aber auch noch durch die Reinheit des Reims gestützt, welchen Lachmann bei jedem genauer behandelten Dichter in fleißigen Registern sammelte und zu triftigen Schlüssen nutzte. Man kann sich denken, daß das Princip des Meistersangs in den strophischen Gedichten, hauptsächlich den lyrischen Liedern und Leichen, aber auch der Strophenbau in den Nibe-

lungen, Gudrun, Titurel und sonst seinen Studien bedeutsame Haltpuncte gewährten.

Doch hieran genügte ihm noch nicht. Verse und Strophen hinterlassen auf den Hörer und beim Vortrag im Geleite von Musik oder Gesang deutlich empfundnen Eindruck. Seiner Aufmerksamkeit entschlüpften außerdem andere mehr äußerliche und bisher unbemerkt gebliebne Zahlenverhältnisse nicht, nach welchen ganze Gedichte in bestimmte, dem Ohr unfühlbare Glieder oder Ketten, wenn dieser Ausdruck passend ist, aufgiengen. Auch hierbei hatte ihn wol zuerst eine in der griechischen Dichtkunst gemachte Wahrnehmung geleitet. In zwein seiner frühsten Abhandlungen zerlegte er sinnreich und gelehrt erst die melischen, hernach sogar die scenischen Gedichte der Griechen in Heptaden, ich glaube ohne sich den allgemeinen Beifall der classischen Philologen zu erringen. Mit größerem Glück wandte er nun eine ähnliche Entdeckung auf unsre mhd. Gedichte an, indem er Wolframs beide größeren Werke in Glieder von dreißig Zeilen sonderte, bald auch den Iwein in dreißige, die Nibelungen und Klage hingegen in achtundzwanzige, folglich auch in Heptaden, so daß die vierzeilige Strophe siebenmal sich wiederholte. Mich verwundert zu sehn, daß in der dritten Ausgabe, deren Erscheinen um ein paar Wochen Lachmann nicht mehr erlebte, die Klage nunmehr nach dreißigen, statt vorher nach achtundzwanzigen zertheilt ist.

Nicht zu leugnen steht, die dreißige empfangen durch das erste und letzte Glied im Iwein, noch mehr durch die Verzeichnisse der Edelsteine und Ritter im Parzival 791. 770. 772, des Schlusses 827 und durch manches andere hier zu übergehende festen Halt, und man kann nicht umhin anzunehmen, daß beim Hersagen und Aufzeichnen längerer Gedichte auf solche die Poesie selbst unberührt lassende Gliederungen irgend ein uns noch nicht hinlänglich aufgeklärtes Gewicht fiel, folglich die Textcritik ihr Augenmerk dahin zu richten befugt ist. Gleichwol scheint es dabei nicht ohne Gefahr abzugehn, und nicht unmöglich dem

Text eine solche unbeabsichtigte Eintheilung gleichsam aufzudrängen. Dividiere man mit dreißig in die Zahl aller Verse eines Gedichts, was übrig bleibend widerstrebt, läßt durch Ausscheiden oder Zuthun einzelner Zeilen sich schon vereinbaren.

Außer allen diesen vielfachen Mitteln, aus der Form Athetesen zu gewinnen, verderbte Wörter und Verse zu heilen, ja sich ganzer und unbeholfner zu entledigen, gibt es aber für das Epos insonderheit noch einen weitführenden Weg der Herstellung aus seinem Inhalt selbst und aus der eignen Art und Weise seines Ursprungs.

Da nemlich die epische Poesie nicht gleich aller übrigen von einzelnen und namhaften Dichtern hervorgegangen, vielmehr unter dem Volk selbst, im Munde des Volks, wie man das nun näher fasse, entsprossen und lange Zeiten fortgetragen worden ist; so darf von vorn herein aufgestellt werden, daß sie wechselnden Veränderungen, Zusätzen sowol als Abkürzungen in ganz andrer Weise ausgesetzt gewesen sein müsse, als was man Kunstpoesie zu nennen berechtigt ist, und großen Reiz wird es haben, durch Ausscheidung der entstellenden Zuthaten ihrer echten oder echteren Gestalt wieder auf die Spur zu geraten; wie man andere Gedichte oft schon einem Bach, einem Strom verglichen hat, das Epos ist ein wogendes Meer, das sich an den Küsten bricht und bald hier bald dort schöner spiegelt.

Schon frühe, fast bei seinem ersten Auftreten, hatte Lachmann, dem Wolfs Prolegomena lebhaft in Gedanken standen, sich überzeugt, daß die Ansicht vom homerischen Epos volle ja ausgedehntere Anwendung auf unsere Nibelungen leide, und in einer kleinen, seinem Properz auf dem Fuße gefolgten unvergeßlichen Schrift eine Reihe wol überlegter, eindringender, hernach unablässig fortgeführter Untersuchungen über diesen Gegenstand eröfnet. Es begann dadurch ungeahntes Licht auf die ältesten Verhältnisse unsrer Poesie zu fallen, und im engsten Band philologischer und sächlicher hier zusammenzielender Aufschlüsse in seinen Ausgaben des Nibelungenlieds und reichen hinzugetretnen

Anmerkungen wurde fruchtbar, meistentheils überzeugend erörtert, wie viel der epischen Urgestalt von ihr fremdartigen Zusätzen zugetreten oder durch Abbruch benommen worden sei. Fester gewachsen in diesen blendenden Ergebnissen kehrte Lachmann hernach auch sich wieder zu den Griechen und unterzog vor den Augen unsrer Akademie die Ilias einer neuen, ungleich weiter als Wolf beabsichtigte, vorrückenden Prüfung.

Unter den für beiderlei Epos reich aufgethanen Beweisen sind einzelne schlagend und unwiderlegbar, andere verfehlen nicht des Eindrucks. Nur hat es schon an sich etwas Grausames, den Gedichten so ansehnliche in den Handschriften gegebne Stücke abzustreiten, und schwer hält es epische Schichten, die alle berechtigt sein können, von kunstfertigeren Einschiebseln zu unterscheiden, wie sie auch in den erzählenden Werken höfischer Dichter begegnen. Aus der Masse des Epos flossen, ich sage lieber tropften auch, wie wir wissen, kleinere Volkslieder ab, doch der knappe Romanzenstil war seiner alten, mehr umfassenden behaglichen Breite fremd und zwischen den critisch neu zerlegten Gesängen und solchen wilderen oft ungeschlachten Romanzen waltet fühlbarer Unterschied. Diese Critik ist immer raubend und tilgend, nicht verleihend, sie kann die Interpolationen fort, das weggefallene Echte nimmer herbei schaffen. Hauptsächlich aber muß ich das wider sie einwenden, daß mit Unrecht von einer zu großen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrscheinlich nie vorhanden war, und in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder scheinbaren Widersprüche aus ihm zu entfernen seien. Gleich anderm dem edelsten Menschenwerk wird auch die epische Dichtung ihre Mängel an sich tragen und bei der gewaltigen Wirkung, die sie im Ganzen erzeugt, um einige Unebenheiten, die sich in ihr eingefunden haben, unbekümmert sein dürfen. Wie keine völlig gleichmäßig gebildete Sprache je erscheint, alles Licht der Abschattungen bedarf, macht ein homerisches Schlummern oft gefälligeren Eindruck als ihn der Dichtkunst stets wach erhaltnes Feuer brächte. Wer wollte den

Helden vor Troja alle Kampfestage, der Kriemhild ihre Jahre ängstlich nachrechnen? Man läuft Gefahr durch critisches Ausscheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreißen was auf der andern verbunden wurde; warum soll es hier nicht gesagt werden? Aus Lachmanns zwanzig Liedern ist in der That eine Anzahl schöner, ergreifender und kaum zu missender Strophen weggefallen, wie ich auch der Ilias nicht nehmen lassen möchte was er ihr abspricht. Was ich ihm selbst unverholen ließ, von seinem Standpunct, auf den Viele sich entschieden stellen, bin, je länger ich nachsann, ich meinerseits abgekommen und gedenke diesen Gegenstand, welchen angefacht und ins Licht gesetzt zu haben sein Verdienst bleiben wird, einmal ausführlich zu erörtern.

Ich kann aus der angegebnen Ursache den Höhepunct seiner auf altdeutsche Dichtungen gewandten Critik nicht in den Nibelungen, vielmehr nur in der kostbaren Ausgabe von Wolframs Werken erblicken, die Keiner vor ihm so befriedigend zu Stande gebracht hätte, ihm so bald Keiner nachthun würde. Er wählte sich aus innerm Trieb den an Gedanken und Gemüt reichsten Dichter unsrer Vorzeit und hat dessen tiefbegründeten Abstand von Gotfried von Straßburg, welchen Abstand wir zwar mehr in der bekannten Stelle dieses, als in einer uns erhaltnen Wolframs selbst ausdrücklich anerkannt finden, gewissermaßen wieder aufgenommen. Was Anmut, was lebendigen, weichen Fluß der innigsten Poesie angeht, steht Gotfrieds Tristan gewiß höher, als Wolframs dunkler, schwerer Parzival, dessen Inhalt auch lange nicht so lockt und fesselt, wie im Tristan; allein Lachmannen widerte schon die Unsittlichkeit der auf Ehbruch und Fälschung eines Gottesurtheils mitgegründeten Fabel an, so wenig der lieblichen und aus dem Menschenherz strömenden Dichtung die beschönigenden Vorwände fehlen. Der sprachgewandte Wolfram war aber auch werth, daß gerade an ihm Lachmann die Meisterschaft seiner durchdringenden Sprachkentniß bewährte; mit welchem Tact er in zahllosen Fällen aus allen Lesarten immer die richtige, gesunde herausgefunden hat, verdient Bewunderung,

er ließ damit alles, was für die Herausgabe irgend eines altdeutschen Gedichts bis dahin geleistet war, weit hinter sich, und sein ganzer feinhöriger Text ist ein unerreichbares Muster geworden für Alle die an so Schweres ihre Mühe ansetzen wollen. Nach solchem langsam aber in jedem Schritt sicheren Arbeiten stob ihm die Critik des Iwein, des Gregor und anderes leicht von der Hand.

Aus denselben Gründen zaudere ich nicht auch sein allerletztes Werk, seinen Lucrez als ein gelungnes Meisterstück zu preisen, obgleich auf altrömischem Felde ich mir kein gleich sichres Urteil anmaße, aber auch der Unkundigere findet sich schnell davon überzeugt. Dieser Dichter war wieder seiner ganzen Art und Weise nicht minder angemessen als Wolfram, den ich doch an poetischer Gabe höher stelle, insoweit beide überhaupt sich einander nur vergleichen lassen. Lucrez hatte die Weihe edler, strenger Gedankenfülle empfangen, zuweilen erweicht er sich, und dann fließen ihm anmutige Verse, überall aber läßt er unmittelbar dahinter andere folgen, die in ihrer Wendung wie im Ausdruck baare Prosa sind. Ich wenigstens kann dem von Lachmann hart angefahrnen Ausspruche Bergks beistimmen, der den Lucrez ingenio maximum, arte rudem*) genannt hat, nur muß bei der Kunst man nicht sowol seinen strengen und gebildeten Versbau, als den Einklang des ganzen Gedichts im Auge haben, der bei Virgil, Horaz, ja bei den Elegikern vorhanden ist und anzieht, ihm aber abgeht. Es war doch kein guter Plan Epikurs System der Physik, wenn auch geistig erfaßt, und Stellen anderer griechischen Schriftsteller Schritt vor Schritt in Verse überzuführen, so daß die einzelnen Materien, zwar warm überdacht und wiedergegeben, nur an einander gereiht erscheinen, nicht zu einem gewaltigen Ziele leiten. Wie viel lebendiger und geschickter hat Virgils Gedicht vom Landbau lehrhafte Gegenstände behandelt. Ich habe wol mit Lachmann darum gestritten und ihm mein Geständniß abgelegt, daß einzelne Zeilen bei Lucrez mich gemahnen

*) an Geist sehr groß, an Kunst roh.

wie Verse lateinischer Dichter des Mittelalters, abgesehn von ihrer größeren metrischen Vollendung. Das sei Stil der alten Kunst, meinte er. Gut denn, daß Virgil und Horaz, in deren keinem ich doch ein höchstes Ideal der Poesie anerkenne, dieser Kunst ein Ende gemacht haben. Lachmanns Verdienst um die Herstellung der lucrezischen Schreib- und Ausdrucksweise kann nicht genug gepriesen werden, der lateinischen Grammatik ist damit nach allen Seiten Vorschub geschehn; auf den Gewinn, der für die philosophische Betrachtung aus dieser rerum natura zu ziehen ist, ließ er seinerseits sich nicht ein. Völlig aber, scheint mir doch, gehn des Lucrez Archaismen nicht auf in dem alten Kunststil, da der ältere Ennius sich schon freier bewegte, Plautus überall dichterischer, dem auch unmittelbar die Griechen vorlagen und der doch nicht so über die patrii sermonis egestas *) klagte. Im ganzen Lucrez wüßte ich nichts so poetisches, wie zum Beispiel der einzige Prolog des plautinischen Rudens ist.

Ich redete zu lange über Lucretius und darf nicht von seinem Herausgeber ablenken. Wie es Bilder gibt, in die sich die Maler getheilt haben, so daß Einer die Landschaft, der Andere die Figuren lieferte; so liebte Lachmann es gemeinschaftlich mit Andern Arbeiten zu unternehmen, denn es gelang ihm dadurch sich streng auf die Herstellung des Textes zu wenden, dem Freunde das Uebrige zu lassen. Wer sonst über einem geliebten, langerwognen Autor waltet, den würde fremder Antheil an der Ausarbeitung eher stören: ihm war höchst willkommen, was er für sich schon bei Seite gelegt hatte, nun von andern Händen ausgerichtet zu sehn, oder auch bei einem von Andern angelegten Werk daraus vorweg was ihm behagte an sich zu ziehen. So hat er im Verein mit Buttmann (dem Sohn) das neue Testament, mit Rudorff die Agrimensoren herausgegeben, und nach Göschen sich auch des vielbehandelten Gajus unterzogen. An seinem Babrius nahmen Meineke und Bekker Theil, am Lich-

*) Dürftigkeit der heimischen Sprache.

tenstein Karajan, Iwein war von ihm zusammen mit Benecke bearbeitet worden, nur zufällig entrathen seine Nibelungen Freundes Hilfe, weil dieser das schon auf dem Titel enthaltene Wörterbuch nicht lieferte. Auch Lucrez hätte von dem sächlichen Commentar, Parzival vom Glossar eines Andern begleitet sein können. Wiederholentlich bekannte er mir seine Unfähigkeit zu lexicalischen Arbeiten. Das war keiner Art Säumniß oder Trägheit, o nein, ihm lagen zu jedem altdeutschen Dichter, den er vornahm bald die mühsamsten Reimregister zur Hand und von jedem Wort, das er setzte, hätte er Rechenschaft geben können. Seiner Natur widerstritt aber einen ganzen Vorrat von Wörtern gleichmäßig zu behandeln, über deren einzelne die gewisseste, über andere nur ungenügende Auskunft zu ertheilen er vermochte.

Seine Schreibart in beiden Sprachen war streng und sauber, mitunter dünkt mich ungeschmeidig, im Latein störte er ohne Noth, nie ohne Grund durch einige abweichende Orthographien; am Deutschen, wo alle Schreibung schmachvoll im Argen liegt, durfte das nicht stören, dennoch enthielt er hier sich mehr der Neuerung, vielleicht um nicht nachzuahmen. Was aber in seiner Darstellung selbst wichtiger ist, er ließ gern Hauptsachen an Nebenstellen erscheinen und liebte es, gleichsam neckisch, einen Theil des Entdeckten zu bergen und zurück zu behalten, den wer ihm zu folgen verstand erraten und ergänzen muste. Das hat der Wirksamkeit seiner Schriften, die es wahrlich keinem leicht machten, Abbruch gethan. Aufmerksame Leser haben lieber daß ihnen zu viel als zu wenig gesagt werde, da sie das Ueberlaufende leicht abziehen, das Verschwiegne schwer hinzusetzen können.

Er hatte, meine ich, im deutschen Stil wie in Handhabung der Dinge eine gewisse Aehnlichkeit mit Johann Heinrich Voß, dessen Ansicht ihm auch in manchem, mehr dem Grad als dem Endziel nach, unsern stand, mit dem er zugleich neben der classischen Philologie die Neigung zu Shakespeare und zum heimischen Alterthum theilte, in welchem letztern er ihn doch weit übertraf. Auch Lessing hatte die ältere deutsche Dichtung hervor gezogen

ohne doch daß er auf das Beste schon gekommen wäre, und sein geistvolles Vorbild muß auf Lachmann eingewirkt haben. Unmittelbare Muster, denen er glücklich nachstrebte, waren ihm, außer Bentley, unter den Zeitgenossen Gotfried Hermann und Lobeck; mit Buttmann (dem Vater, dessen griechische Grammatik er auch in den späteren Ausgaben pflegte), mit Meineke und Bekker hielt er enge, aufgeweckte Freundschaft. Mächtigen Einfluß auf ihn übten Niebuhr, zumal Schleiermacher, in dessen letzten Lebensjahren er vertraut mit ihm gewesen sein muß, mehrmals erzählte er mir bewegter als gewöhnlich von dem flatternden weißen Haar, in dem Schleiermacher rüstig die Berliner Straßen durchschritten und wie ihn das gerührt habe: nun ruhen sie beide dicht nebeneinander.

Was von Lachmanns eigner Sinnesart, von seinem Privatleben soll ich hier hervor heben? Wer ihn genauer nicht kannte, dem mochte er herb und verschlossen erscheinen oder abstoßend, er war mildherzig, weich und voll Liebe. Allen Umgang, der seinem ernsten Wissen nicht fruchten konnte, hielt er von sich, und schwer fiel es die einmal bei ihm verscherzte gute Meinung herzustellen. An Abgeneigtheiten gebrach es bei ihm nicht. Wenn nach hochtrabenden Worten Seichtes oder Abgethanes sich wollte heraus legen, pflegte ihm ein Vorwurf der Absurdität zu entfahren. Im vertrauten Kreise konnte er sich frohster Heiterkeit überlassen und machte einer falschen Deutung seines Namens dann die gröste Ehre; es ist ein Zeichen guter Menschen herzinnig lachen zu können, oft, wenn er so in unhemmbarem Schüttern sich ergoß, mußte ich einer Stelle seines Walthers gedenken, wo es heißt

friundes lachen sol sîn âne missetât,
süeze als der âbentrôt, der kündet lûter mære.

Aus dem alten Göttingen her waren seinem unfehlbaren Gedächtniß noch ganze Stücke der Vorträge einiger Professoren gegenwärtig, die er in Stimme und Gebärde vortrefflich nachzuahmen wuste, wie seiner Laune eine Auswahl kostbarer, auch wenn

sie sich wiederholten, immer frisch bleibender Anecdoten zu Gebot stand. Für geselligen Umgang gemacht und gestimmt war er in mehrern Vereinen ein wolgelittener Praeses. Allen seinen Freunden getreu und redlich wuste er gegen sie von keinem Rückhalt und theilte gern und gradaus sein Wissen mit. An Beifall karg trat er, wo ihm etwas überhaupt mißfiel, in Nebendingen spitz lobend oder tadelnd hervor, so daß man dadurch weder verdrossen noch befriedigt werden konnte, sein volles Zustimmen wog desto schwerer. Von Eigensinn war er nicht frei, durch keine Vorstellung konnte ich ihn bewegen das seine Ausgaben der Nibelungen verunstaltende Brechen der Langzeilen aufzugeben: es lehrt nichts was man nicht schon von selbst fühlte, und wer möchte im Hexameter die Caesur sichtbar hervorheben? Seine Schüler, die sich in ihn fanden und die er mochte, werden seiner liebreichen Lehre unvergessen sein. Daß er unverheiratet geblieben war, wurde in seiner letzten schweren Krankheit wehmütig empfunden, wo ihn keine weichen, sanften Hände einer liebenden Frau pflegen konnten, nicht einmal seine Freunde ihm nahen durften, außer dem von Leipzig herüber gefahrnen Moriz Haupt, der Nacht und Tag seiner bis ans Ende wartete. Erst, solange das Uebel nichts schien als ein Podagra, das öfter gekommen und gegangen war, hatte man geringe Sorge, ich erlaubte mir sogar damals in unsern Monatsberichten [1851, S. 99—102] von dem Podagra mythisch zu handeln, ihn damit, wenn ers läse, ein wenig zu erheitern. Als aber die Seuche sich in ihrer ganzen Feindesgestalt erzeigte, ward allgemeine schmerzliche Theilnahme in der Stadt um ihn, und nachdem er mutig eine Fußabnahme ausgehalten hatte, Bewunderung rege. Was konnte alles helfen?

Der Glückliche. Im letzten Jahr, das er lebte, war sein neues Testament vollendet und die Pracht seines Lucrezes aufgegangen, die dritte Ausgabe der Nibelungen bis zum Titelblatt fertig gedruckt. Auch Lucilius lag ausgearbeitet und kann in einigen Wochen die Presse verlassen. Für den Druck bereit

steht eine Sammlung der ältesten Minnesänger mit den schönsten Textreinigungen. Ein Otfried, wie ich höre, in Gemeinschaft mit Haupt war vorbedacht und man hätte nicht lange zu warten gebraucht, so giengs ihm von statten. Den Titurel hatte er wol schon geraume Zeit fahren lassen, den unternommenen Morolt nicht weit geführt. Noch manches andere Willkommne und Wünschenswerthe würde er zu Tage gefördert haben, nichts, bin ich des Glaubens, was seinen Wolfram und Lucrez in Geschmack und Zierde überholt hätte, seines Ruhmes höchste Staffel ist von ihm erklommen worden. *) Er war zum Herausgeber geboren, seines gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehn. Den Jubiläen, die das Alter unserer Gelehrten mit Langerweile bedrohen, ist er noch großentheils entronnen. Den schlichten prunklosen Mann mit blondem Haar im blauen Oberrock werden wir lange an unsrer Tafel missen, wie schonend, wenn es hätte sein sollen, wäre auch der Krückenträger an ihr gehegt und gehütet worden, der sich dann hätte angewöhnen müssen still zu sitzen, nicht hinter allen Stühlen herum zu wandeln.

*) Merkwürdig hierzu stimmt eine Aeußerung Lachmanns in einem seiner letzten Briefe an Lehrs. Bei den Anm. zu Lucrez sei es ihm gewesen wie bei denen zu Iwein, er sei fertig und wisse nichts weiter zu geben.

Rede auf Wilhelm Grimm.

1860. *)

Ich soll hier vom Bruder reden, den nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch Nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein Gebund Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreise erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Thätigkeit erstrecken. Seine sonstigen Lebensbegegnisse hat er selbst schon einmal anderswo erzählt.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde und ihnen stehn von Natur geheime Zugänge offen, die sich den andern schließen. Nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe thut auch die geistige Besonderheit, daß man oft darüber staunt; da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel genau wie es Vater oder Großvater gethan hatte und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die Jenen geläufig war; die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele warum sollten nicht auch sie sich wiederholen? Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Aehnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes Einzelnen, weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, so lange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander

*) Gehalten in der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, 5. Juli 1860.

gleich gewesen, nur neben, mitten der die Regel bildenden menschlichen Individualität brechen strichweise wie aus dem Hintergrund jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir erscheint nun, daß dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine gröste Kraft hat zwischen Geschwistern, stärker sogar als zwischen Eltern und Kindern. Geschlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben nicht sowol dadurch, daß auf den Vater Söhne und Enkel in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch daß Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamm hielten. Nicht die Descendenten, erst die Collateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowol als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite. Ich laufe Gefahr mich in eine politische Anwendung zu verlieren und will lieber den einfachen Grund angeben warum Brüder sich besser verstehen und erkennen als Vater und Sohn. Eltern und Kinder leben nur ein halbes Leben miteinander, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Kindheit und Jugend nie gesehen, der Vater nicht mehr seinen Sohn als reifen Mann und Greis erlebt. Eltern und Kinder sind sich also nicht volle Zeitgenossen, das Leben der Eltern sinkt vornen in die Vergangenheit, das der Kinder steht hinten in die Zukunft; aber Geschwister, wenn ihr Lebensfaden nicht zu früh abgeschnitten wurde, haben zusammen als Kinder gespielt, gehandelt als Männer und nebeneinander gesessen bis ins Alter. Niemand weiß folglich bessern Bescheid zu geben als vom Bruder der Bruder und diesem natürlichen Verhalt hinzu tritt noch ein sittlicher. Der Vater vom Sohne redend wird sich seiner Gewalt über ihn stets bewust bleiben, der Sohn Zeugniß vom Vater ablegend der gewohnten Ehrfurcht nie vergessen. Geschwister aber stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, so daß ihr Urtheil kein Blatt vor den Mund nimmt. Und dazu nun die leibliche Geschwisterähnlichkeit, also insgeheim auch die geistige, dem Vater gleicht

der Sohn nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in sich aufnimmt, hingegen Brüder theilen sich in des Vaters und der Mutter Gesicht und besitzen von jedem irgend etwas; laßt Brüder sich in der Kindheit noch so unähnlich erscheinen, im Alter wenn ihre Wangen einfallen, gleichen sie einander durch die Bank.

Von acht unsrer Eltern Söhnen war ich der zweite, Wilhelm der dritte, beide nur Ein Jahr im Alter unterschieden, gleich gekleidet und stets zusammen rückend, zum vierten Bruder hin war ein größerer Abstand, und wenn ich seiner gedenke, trübt sich die Seele mir, daß er sein ganzes Leben hindurch alleinstehend mehr auf sich selbst angewiesen war. Auch der fünfte und sechste hielten nah zu einander, der siebente und achte waren, wie der erste Bruder noch als kleine Kinder dem Tode verfallen, so daß ich nun obenan stand. Man hört wol sagen, daß in gesegneter Ehe die älteren Kinder mehr dem Vater, die jüngeren mehr der Mutter nachschlagen, sowie daß unter den Söhnen der erste minderbegabt sei als der zweite, diesen aber der dritte übertreffe, wie auch in Kindermärchen der dritte hervorgehoben wird; haben solche Wahrnehmungen irgend Grund, so stehn ihnen sicher zahllose Ausnahmen entgegen.

Wilhelm, ein blühender, froher Knabe hatte die Kinderjahre ohne Gefahr durchlaufen und alle Krankheiten waren an ihm vorübergegangen, während mich Masern und Blattern hart ergriffen und meinem Gesicht eine Fülle Narben eindrückten, deren Spur lange nicht schwinden wollte, er blieb unversehrt davon. Als wir vollwachsen waren, ragte er daumenbreit über mich hinaus. An des Jünglings Gesundheit begann aber, wie am rothwangigen Apfel, innerst ein Wurm zu nagen, dessen Sitz die Aerzte jahrelang nicht konnten ausfindig machen, bald war dem Siechenden sein Athem beklommen, daß er nur mühsame Schritte that, bald das Herz beschwert: es fieng plötzlich heftiger zu klopfen an und ließ nicht nach bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwirft, das Gleichgewicht der Pulse her-

gestellt wurde. Diese steten, in der frischesten Lebenszeit sich erneuernden Aengste und Drohungen eines Uebels, das er nie vollends überwand, obschon die Gefahr nach Stufen zurückwich, musten auf seine ganze Gemütsart und Empfindungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abspannung, dann wolthätige Erholung gefolgt, der Kopf zum Glück immer ganz frei geblieben und von da aus senkte sich bald auch neuer Mut in die abgemattete Brust. Unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte sich sein Geist gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmut fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachsinnens, Tact der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederschrieb, würde er auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen. Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erheiterung, sondern aus innerem Trieb unsere großen Dichter und war gleich entschieden Göthen zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zusammenhang lesen konnte, erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde. Dann aber tröstete und ergetzte ihn ein uns beiden wie von selbst aufgegangnes, durch keinen Unterricht gehobnes Zeichentalent: in Tusch und Sepia, mit Pinsel oder Rabenfeder pflegten wir Figuren und Bäume sauber nachzubilden, welche Neigung uns noch bis ins erste Universitätsjahr begleitete, hernach muste sie zurückstehen. Ihm aber hat die günstig erworbene Fertigkeit, worin er es weiter gebracht hatte als ich, späterhin Dienste geleistet, da ihn alte wichtige Handschriften zur Durchzeichnung ihrer Züge und Bilder reizten, deren Inhalt dann auch vorgenommen und von ihm veröffentlicht wurde.

So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren Ein Bett auf und Ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit

standen zwei Bette und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nemlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unsrer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen musten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Bette, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören und ob von ihm redend ich es vermeiden kann meiner dabei zu erwähnen.

Auf der Universität hatten wir, einer wie der andere dasselbe Studium ergriffen, das der Rechtswissenschaft, durch nichts zu ihr hingezogen, als weil der Vater schon, der selbst Jurist war, es so gemeint oder angeordnet hatte, oder weil für die frühe verwittwete Mutter auf dieser Laufbahn ihrer ältesten Söhne am schnellsten eine Stütze hervorgehn sollte. Bricht einmal die altverlebte Eintheilung alles Wissens in vier Facultäten zusammen, deren jede in ihrem Schlepp die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens und Lernens gefaltet mit sich trägt; dann wird auch Jünglingen der gerade Weg zu dem, was sie mit deutlichem Trieb von frühauf anziehn und einmal erfüllen soll, unverbaut sein, zur Seite liegen bleiben dürfen was die Vorbereitung auf ein verwickeltes, oft zweideutiges und fruchtloses Examen von ihnen fordert, und dann kaum das rechte Losungswort für ihr eigentliches Talent desto leichter ausgesprochen werden. Keinem von uns beiden, die wir mit Ernst und Eifer studierten, hat die erworbne Rechtskenntnis hernach zu irgend einer Stellung im Lande verholfen; den Gedanken mich einem gelehrten Betrieb des römischen Rechts zu widmen muste ich fahren lassen und durch Einführung des Code Napoleon in Hessen war uns ohnedem alle Freude an der Wissenschaft benommen, der Gewinn des mühsam Erlernten hingeschwunden. Für Wilhelm sogar spurlos, ich wenigstens habe aus freien Stücken mich noch in der Folgezeit mit dem altdeutschen Recht

näher befaßt. Die Universität aber war uns, als freiere Fortsetzung der Schule, nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden.

Wir hatten eine lange schon genährte Neigung ausbildend unser Ziel auf Erforschung der einheimischen Sprache und Dichtkunst gestellt, welchen man doch die lebhafteste Anziehungskraft für junge Gemüter beilegen muß. Die Denkmäler und Ueberreste unserer Vorzeit rücken einem unbefangenen Sinn näher als alle ausländischen, scheinen unleugbar größere Sicherheit der Erkenntnis anzubieten und in alle Beziehungen des Vaterlandes einzugreifen. Der Mensch würde sich selbst geringschätzen, wenn er das was seine Ureltern nicht in eitlem, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte lange Zeiten hindurch hervorgebracht haben verachten wollte. Auf die kräftige Speise und auf alle Leckerbissen der classischen Literatur mundet auch die einfachere derbe Hausmannskost. Gerade daß uns so viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen geführt wird, regt die Einbildungskraft an und Bruchstücke flößen uns ein Mitleiden ein, das sie zu betrachten und zu ergänzen auffordert. Offenen Blicken konnte sich nicht bergen, daß hier ein frisches fast unbebautes Feld vorliege, dem günstige Erträge abzugewinnen seien. Was in den letztverflossenen hundert Jahren dafür unternommen worden war erwies sich als ohnmächtig; darunter ragten Bodmers Bemühungen als das Bedeutendste vor, ohne daß sie Nachfolge, geschweige Fortschritte aufgerufen hätten. Lessings Geist ahnte den Werth unserer alten Dichtung, war aber nicht auf das Beste und Vorzüglichste, sondern auf Stücke erst des zweiten oder dritten Rangs gefallen. Klopstocks verschrobne Kunde von unserm Alterthum konnte keine Wirkung erzeugen, gründlich und mehr als man öffentlich davon gehört hat, war Vossens Bestreben, nur daß es unter vielen andern Arbeiten nicht in die Höhe wachsen konnte, bloß in seinem Werke von der Zeitmessung blicken deutliche Kennzeichen dessen durch, was er zunächst vorgenommen hatte. Göthe und

Schiller zeigten der altdeutschen Poesie sich eher abgeneigt als förderlich und erst die neueren romantischen Dichter begannen sie nachdrücklich zu empfehlen.

Es war uns, mir erst nach anderweit eingelenkten schweren Versuchen zuletzt gelungen wieder zusammen an der nemlichen Bibliothek eine Stellung zu finden, die unsere Pläne und Vorsätze begünstigte. Nun galt es stille, ruhige Arbeit und Samlung, die sich Jahre lang nur selbst genügen konnten und unser Wissen langsam, doch unablässig gedeihen ließen. Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens, in solcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, ergrünte unser Herz wie auf einer Aue. Von allen Seiten her, nach allen Seiten hin war gesammelt und geforscht worden, endlich erwachte auch das Verlangen einiges von unsern Ergebnissen vorzulegen und mitzutheilen.

In einem und demselben Jahre traten wir zuerst, jedweder besonders mit sehr verschiedenen Büchern auf, welchen doch beiden deutliche Gunst widerfuhr. Ich suchte darzuthun, daß was man als Minnesang und Meistersang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinsamen wesentlichen Form dasselbe sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabsinken einer Kraft in Unkraft anzusehn sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so daß doch immer noch bedeutende Aehnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erkenne ich fortwährend als die richtige und zu erster Entscheidung scheinen mir auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; der Gegenstand trug alle Fähigkeit in sich späterhin aus reicherem Material glänzender und ohne das, was die erste Behandlung überwucherte, entfaltet zu werden. Bedeutenderen Eindruck machte aber Wilhelms Uebersetzung der dänischen Kämpeviser, wobei es auch schon an einleuchtenden Untersuchungen über die deutsche Heldensage nicht gebrach. Sicher ist nichts schwerer als epische Lieder, deren naiver Ausdruck verschmolzen ist mit ihrem ganzen innern Gehalt, in eine andere, wenn schon verwandte

Sprache zu übertragen, strenggenommen scheint es fast unmöglich, ihre Ausdrucksweise bietet selbst einheimischen Kennern genug Dunkelheiten dar, wie sollte nicht ein Ausländer an vielen Stellen straucheln? Es war doch daran gelegen, einmal das volle Gefühl des Tons und der Weise, die in diesen Liedern anschlagen, zu empfangen; hat nicht Vossens Homer, soweit er im Einzelnen hinter dem allzeit unerreichbaren Original zurückbleiben muß, dennoch dessen Geist und lebendigen Athem erfaßt und nachgebildet, dadurch die Einsicht epischer Poesie unter uns allen tiefer aufgethan? Ich entsinne mich, daß damals Niebuhr, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, die gelungne Färbung dieser Verdeutschung rühmte, und ganz vor Kurzem erst ist mir ein Urtheil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieses gefeierten, mit dem Volkston des Liedes vertrautesten Dichters jemals noch zu seinem Ohr gedrungen wären. 'Wenn dir', schreibt Hebel einem Freunde, 'in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Grimms altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen'. Wilhelms Buch hat, was verwundern könnte, keine zweite Auflage erfahren, die bald darauf gefolgte neue Ausgabe der Originale hätte zu zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen führen müssen, und die unterdessen aufgestiegene Bekanntschaft mit unserm heimischen Epos erleichterte auch das Verständnis der dänischen sowie der oft noch schönern entsprechenden schwedischen Urtexte selbst, es bedurfte keiner wörtlichen, eben dadurch erschwerten Nachhülfe weiter.

Nichts natürlicher als daß nach diesen Erstlingen wir nun auch eine Zeitlang uns zu neuen Hervorbringungen einigten. Sogar hatten wir die Kühnheit für das damals noch in den ersten Stoppeln liegende Feld und ein der allgemeinen Theil-

nahme fernabstehendes Fach eine Zeitschrtft zu beginnen, die es nur zu drei schwachen Bänden brachte und nachdem sie mit manchen Uebelständen gerungen hatte, heute wenig oder nichts von bleibendem Werthe darbietet, wer an uns selbst und unsern Fortschritten näheren Theil nimmt, mag etwan einzelnen Aufsätzen schon den spitzenden Keim dessen ansehn, was in der Folge besser hervortrat und höher wachsen konnte. Er wird mitten darunter einigen fast noch rohen oder wilden grammatischen Ansichten begegnen, die ich hernach zu erziehen oder zu zähmen mich beflisz, ohne daß ich sie zu verleugnen brauche. Klar vor Augen liegen in dieser Zeitschrift die Grundrisse einer ihm später überaus gelungenen Arbeit meines Bruders, ich meine sein Buch über die deutsche Heldensage und stehe gar nicht an es als das Hauptwerk seines Lebens zu bezeichnen. Es ist darin so vieles genau und fein angesponnen und gewoben, daß wenn auch manche Fäden anders aufgezogen und eingeschlagen sein könnten, doch fast überall Wohlgefallen und Befriedigung aus dieser Arbeit entspringen. Ihm war unvergönnt eine neue, dritte Umarbeitung, zu welcher er unablässig nachsammelte, fertig zu hinterlassen und andere Hände dürfen sich kaum darin mischen. Kurz vor den altdeutschen Wäldern war auch eine gemeinschaftliche Ausgabe des Hildebrandliedes erschienen, die erste überhaupt als Lied auffassende, was vorher nur als Prosa galt, nachdem ich im Jahr 1810 die leichte Entdeckung der darin wie im Wessobrunner Gebet verborgnen Alliterationen gemacht hatte. Dies Lied lag eben auf dem Weg zu einer bald erfolgenden Ausgabe der Edda, von welcher es, aus mehr als einem Grunde, beim ersten Bande geblieben ist. Offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und uns zugetraut, daß die Wahrnehmung und Entfaltung überraschender Bezüge, die das nordische mit unserm Alterthum hat, Schritt halten könne mit Besiegung zahlloser Schwierigkeiten, die der alte Text herbeiführt und wozu es langer über Rasks isländische Grammatik hinausreichender Bekanntschaft mit den Geheimnissen der altnordischen Sprache bedurfte. Gleichwol gereichte die mutig

angesetzte Arbeit selbst, mir wenigstens, zur Befestigung meiner Studien in diesem wichtigen Theil unserer Sprachkunde.

Mit größerem Behagen schaue ich zurück auf die begonnene seitdem nicht wieder ausgesetzte Sammlung deutscher Märchen und Sagen, die ich nachher noch zu besprechen mir erlaube.

Nach diesen gemeinschaftlichen, mit aller Lust gepflognen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und von einander abweichende Schritte forderte. Daß Jeder seine Eigenthümlichkeit wahren und walten lassen sollte, hatte sich immer von selbst verstanden, wir glaubten solche Besonderheiten würden sich zusammenfügen und ein Ganzes bilden können. Schon beim Hildebrandlied, noch mehr bei der Edda, lernte ich einsehen, daß unserm besten Willen und Wissen dabei auch erhebliche Schwierigkeiten entgegentraten. Offen, wie ich war, und geneigt Meinungen aufzustecken oder zu bestreiten, schien es mir daß vor dem Publicum eine Ansicht, von wem auch sie ausgegangen, überwiegen oder weichen müsse, er aber gerechter und schonender gesinnt, nicht ohne stärkeres Selbstgefühl auf dem Behaupteten beharrend, wollte lieber, daß nebeneinander und dem Leser zur Wahl hingestellt würde, was zwischen den Herausgebern unvermittelt bliebe. Als nun im Fortgang unserer Studien ich zu rechter Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik gethan hatte, die damals gleich einer Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschien, von welcher alle Gunst ausgieng oder abhieng, die mir, also auch ihm fernerhin zu Theil wurde, war ich auf einmal gegen ihn in Vortheil gestellt, und ein Abstand unserer Naturen worüber wir allmälich erst uns klar geworden sind, fieng an sich geltender zu machen. Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte

es zu bestätigen; das Uebrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas gerathen; Wilhelm mochte nicht auf Gerathewol ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wiederthue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhabende Untersuchung zu gehören schien und dann suchte er sie fest zu halten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überbieten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergiengen; auch Musik zu hören machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust.

In solcher gemächlichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltende gleichmäßige Schritte dennoch weit reichen, ist von ihm Rühmenswerthes begonnen und vollendet worden. Er las sich Texte aus in Handschriften die ihm in aller Nähe vorlagen und die er durch genommene Abzeichnung oder Facsimile schon lieb gewonnen hatte, um durch sorgsame Behandlung ihre Herausgabe vorzubereiten. Er pflegte und besserte mit redlicher Einsicht so genau er nur vermochte. Gieng auch seinen Emendationen das Glänzende und Schlagende der von Lachmann ab, das Gefügige, Geschmeidige der von Haupt, so empfahlen sich doch seine Ausgaben einzelner Gedichte sämmtlich durch die vor-

hin gerühmten Eigenschaften. Ich bewundere seine schöne Ergänzung des Grafen Rudolf, wie sie der zierlich eingerichtete Druck anschaulichst vor Augen legt. Conrads von Würzburg, eines in vielem mit Ovid vergleichbaren Dichters, Darstellung und Sprache beschäftigten ihn lange, wie seine Ausgabe des Schwanritters, der Schmiede und Silvesters bezeugen; kein anderes Gedicht hatte er öfter und aufmerksamer gelesen als den trojanischen Krieg, dessen vollständige Bekanntmachung er noch erlebte. Mit dem Rolandslied und allen Gestaltungen des Rosengarten, so viel er ihrer habhaft werden konnte war er höchst vertraut und ein neugewonnenes Bruchstück des letzteren sollte eben noch mitgetheilt werden, als ihn der Tod überraschte. Unter allen Gedichten am meisten war es Freidank, den er nach vielen Handschriften bearbeitete und dessen zweite fertig gearbeitete Ausgabe sich jetzt unter der Presse befindet. Hätte er doch auch die dafür unternommene Vergleichung deutscher Sprichwörter zum Abschluß bringen können, manches in den Anmerkungen Mitgetheilte macht das Verlangen rege. Außerdem zeugen noch einzelne im Schoße unsrer Akademie vorgetragene Abhandlungen über Athis, althochdeutsche Glossen und Gespräche seine stets in diesem Fach bewährte Thätigkeit. Was am wenigsten bekannt ist, überaus werthvolle und langathmige Sammlungen zur mittelhochdeutschen Sprache, aus welchen ich mich oft Raths bei ihm erholte, sind mit feiner Feder in Exemplare des Ziemannischen Wörterbuches eingetragen, schon vor Beginn des von Benecke angefangenen Werks und davon unabhängig, obgleich theilweise dadurch überflüssig gemacht. Dabei hatte er aller Handgriffe, die für Ausgaben alter Dichtwerke befolgt und geläufig werden müssen sich bemächtigt, namentlich alle metrischen Regeln, die um diese Zeit erhoben und auf die Spitze gebracht wurden, üben und beobachten gelernt, angelegentlicher als solche grammaticale Gesetze die auf Textbestimmung noch keinen Einfluß gewonnen hatten. Hierin schloß er sich zunächst an Lachmann an, der eigentlich auch nicht grammatisch gestimmt, aber

metrisch gerüstet und bewehrt bis an die Zähne war und seiner scharfsinnigen Lehre alsobald gelungene Anwendungen folgen ließ. Nicht zu geschweigen ist endlich einer schon der früheren Zeit heimfallenden bedeutsamen Schrift Wilhelms über deutsche Runen, wozu ihn ganz zufällig die Ausgrabung eines sehr zweifelhafte Schriftzüge enthaltenden Steins in Hessen veranlaßt hatte. Mit sichtbarem Erfolg dringt er in den Ursprung und die Verbreitung der Runen überhaupt ein und erläutert die auf vielen Tafeln mitgetheilten Zeichen in befriedigender Zusammenstellung zumal der gothischen, angelsächsischen, altnordischen und, wie sie heißen markomannischen. Doch gebricht eine weiter reichende Vergleichung und Erwägung slavischer, griechischer oder phönicischer Alphabete, welche er auch später nachzuholen keine Aufforderung in sich selbst fand, weshalb reichlich nachgesammelte angelsächsische und nordische Runen unverarbeitet liegen geblieben sind.

In diesem allem oder doch dem Meisten stehen sich Verneigung und Talent bei ihm und mir einander gegenüber und ich werde nicht selten im Nachtheil erscheinen. Meine Eigenheit ist eine andere. Herauszugeben liegt mir bloß dann nah, wenn etwas Seltnes und Wichtiges in meine Hand fällt oder ein Text in unmittelbarem Bezug auf eine Hauptuntersuchung liegt. Critische Ausgaben zu bereiten macht mir, ich gestehe es, eben kein Vergnügen, ich bin froh daß es Andere thun und nütze ihre Leistungen. Wolframs Wilhelm hat man erst recht gelesen, seit er von Lachmann geheilt und aufgestellt worden war, und ich verkenne nicht die von ihm und seiner Schule auch vielen andern Gedichten geleisteten Dienste, wiewol mir vorkommt, daß auch die metrische Wissenschaft eben so leicht Gefahr läuft in das Unsichere zu schweifen, als man es halsbrechenden etymologischen Künsten vorzuwerfen pflegt. Mein Spruch lautet 'besser gelernt als gelehrt' und ich fühle es, daß meiner Grammatik das practische lehrhafte Element entgeht, räume aber ein, Ausgaben zu machen, zu wiederholen und zu bessern sei ein

viel näheres Bedürfniß als das die Wörter und Formen zu erschließen.

Sollte nicht was sich hier beispielsweise an einem Brüderpaar erzeigt, höhere Anwendung auf den Betrieb der Wissenschaften insgemein leiden? Kommt nicht in ihrem großen Gebiet derselbe Unterschied zweier Richtungen, deren jede für sich Reiz und Glanz hat, zum Vorschein? Denn zuerst entsprossen sind alle Wissenschaften aus einem Bedarf, der nach seiner Stillung und Befriedigung immer weiter führende Verlangen erzeugte. Die Medicin, wie schon ihr Name gibt, gieng hervor aus der unmittelbaren Nothwendigkeit zu heilen und darum die Kräfte der Pflanzen und Steine zu erkunden, die Chirurgie aus einer Nothwendigkeit Hand zu legen an den Verband der Wunden und Knochenbrüche. Es hatte unendlichen Werth solcher Heilkräfte zu gewahren und im Besitz solcher Geschicklichkeit des Verbindens sich zu befinden. Aus jener Kräuterkunde ist allmälich Botanik, aus jener Beschäftigung mit Erde und Gestein Chemie und Geognosie entsprungen, aus der Einsicht in alle innere Theile des Leibs und in den Knochenbau die vergleichende Anatomie, von welcher die Aerzte und Wundärzte noch nicht die Ahnung hatten. Diese Wissenschaften sind also über die anfängliche, wenn auch fortwährend unerläßliche Anwendung hinausgeschritten in ein endloses, kein nahes Ziel, sondern das Fernste in die Augen fassendes Bestreben. Wir erlernen eine benachbarte Sprache oder eine erloschene der Vorzeit, um sie dergestalt zu verstehen und zu üben, daß wir uns in ihrem Umfang frei zu bewegen und alles was darin verfaßt wurde zu erkennen vermögen, eine Menge Regeln sind zu diesen Zwecken aufgestellt, geprüft, geläutert und beobachtet worden. Sie leiten getrost zur Lehre aber auch zur Heilung und Berichtigung der durch Länge der Zeit entstellten, von Zusatz oder Auslassung verderbten schriftlichen Denkmäler. Abgewandt den Blick von so weitgreifenden, dennoch, wenn man den Ausdruck dulden will, wieder engeren Zwecken offenbart sich eine gewisse Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten für eine

neu vordringende, auf kaum geebneten Pfaden rüstig aufstrebende Forschung. Auch das Wiederaufrichten unserer alten deutschen und die bessere Ergründung selbst unserer heutigen Sprache wird von Gewicht für die nothwendig gewordene Aufnahme aller und jeder bisher vernachlässigten europäischen Zungen in den Kreis vielfacher Studien, wofür die sanscritischen Sprachen den entscheidendsten Ausschlag gegeben haben. Eine vergleichende Grammatik ist geschaffen und erblüht, deren Ergebnisse sich auch, wie nicht ausbleiben kann, rückwärts zu den classischen Sprachen wenden. Die classische Philologie, ihrer festgegründeten Herrschaft und ihres heilbringenden Einflusses sich bewust, wird, ohne das Geringste aufzugeben, freudig anerkennen, daß sich neue Schichten des Wissens gebildet haben, deren unabhängige Erfolge nicht zu hindern sind; wie sollte dem Arzte der Chemiker oder Botaniker ein Dorn im Auge sein? Ich bin fern davon meine in so großartigen Bestrebungen der heutigen Sprachforschung klein erscheinenden Studien irgend hervortreten zu lassen, ich wollte bloß in Bezug auf meinen Bruder ihre Richtung bezeichnen. Wilhelm hatte wenig Geschick fremde Sprachen zu erlernen, ich glaube er wäre ein sehr guter Arzt geworden, ich ein schlechter, zur Noth ein leidlicher Botaniker.

Bisher sprach ich von den Unterschieden zwischen uns Brüdern, was ich hinzuzufügen habe sind lauter Einklänge.

Wir haben noch zuletzt gegen unseres Lebens Neige ein Werk von unermeßlichem Umfang auf die Schultern genommen, besser, daß es früher geschehen wäre, doch waren lange Vorbereitungen und Zurüstungen unvermeidlich; nun hängt dieses deutsche Wörterbuch über mir allein. Ein doppeltes Ziel schwebte uns vor. Die heutige Spracherklärung hatte, wo nicht aller, doch der meisten Vortheile theilhaftig zu werden, die aus erhöhter Forschung hervorgegangen sind. Dann aber sollten reiche Anführungen alle einzelnen Wörter beleben und bestätigen; es kam darauf an selbst gleiche oder ganz ähnliche Beispiele zu häufen, wie sie die Gangbarkeit des Ausdrucks, die sparsam bei-

gebrachten dessen Seltenheit bezeugen musten. Dann aber unterließen wir jede Beschränkung auf den heutigen Sprachstand und trugen auch die Wörter der vergangenen uns zunächst stehenden Jahrhunderte ein. Der heutigen Sprache ist fast Jeder mächtig, ohne daß er viel nachschlage, seitdem aber angefangen ist die Schriften der vier letzten Jahrhunderte zu sammeln und neu herauszugeben, wie hätte ein dafür nothwendiges Hülfsmittel gebrechen dürfen? Alle Leser werden die schöne Ausführlichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne daß hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgesprochen sein soll. Mag seit des treuen Mitarbeiters Abgang die Aussicht auf Vollendung des Werks durch dessen Urheber selbst noch zweifelhafter geworden sein, als sie menschlichen Voraussetzungen nach gleich anfangs war, so tröstet mich die begründete Hoffnung daß jemehr mir noch selbst auszuarbeiten gelingt, die ganze Einrichtung, Art und Weise des Unternehmens fest ermittelt sein und auch bewährten Nachfolgern erreichbar bleiben werde. Wol ist die aufgewandte Mühe anstrengend, doch macht die Aufeinanderfolge der verschiedensten Wörter daß im steten Wechsel der Gesichtspunct erfrischt erscheint.

Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine unverwüstliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leser darbieten, sondern auch, wie die durchdringende Einsicht gelehrt hat, einen großen und der Forschung unentbehrlichen Schatz des Alterthums in sich bewahren. Dieser Wünschelruthenzweig fiel uns glücklich in die Hand und seit wir damit in den Boden geschlagen haben, ist allerorten ein reicher Hort der Sage und Ueberliefrung an Tag gekommen. Umliegende Völker haben sich beeifert zu sammeln, am ergiebigsten ist der Grund gewesen bei solchen, die für roh und ungebildet gelten, denen man alle Literatur ab-

stritt. Gerade weil ihnen unsere Bildung und Verbildung mangelt, dauern ihnen, gleichsam zum Ersatz von uralter Zeit bis auf heute und in unverkümmerter und naturgemäßer Darstellung diese ewig jungen Märchen fort. Sie sind alle nichts Erdachtes, Erfundenes, sondern des ältesten Volksglaubens ein Niederschlag und unversiegende Quelle der eigentlichen lautersten Mythen. Was ist Mythologie? Nach verjährter Ansicht versteht man darunter nichts als griechischen Götterglauben, immer und ewig nichts als den Glauben der Griechen, wie ihn zahllose Bildwerke griechischer Kunst verherrlichen und veranschaulichen, höchstens daß von außen sich auch noch römische Mythen, am Gipfel ägyptische oder orientalische anfügen, überall bildet Griechenthum die Mittelpuncte der Forschung, gleich als ob auch griechische Poesie, deren hohe Schönheit wir alle anerkennen, das Dasein anderer Sprachen tilge und aufhebe. Der Fülle unschuldiger, barbarischer Sage, wenn sie erst einmal vollauf wird gekannt sein, bleibt es vorbehalten, ein anderes, weiteres Feld daneben zu eröffnen. Nicht sollen die griechischen Götter gestürzt werden zum andernmal, sondern fortwohnen in ihren heiteren Hallen, nur muß die Ansicht weichen, als sei erst von Griechenland aus oder vom Morgenland her Glaube und Wissen unter alle Völker gedrungen. Der Vorbereitungswege können gar manche gedacht werden, und erst neulich ist mit vollem Fug auf einen buddhistischen Einfluß gewiesen worden; Zusammenhänge mit Spuren der Rath sind an mehr als einer Stelle sichtbar — ich halte fest an einsichtbarem Vollgeheimniß — die für Sprache wie Sage müssen stattgefunden haben, und der Hauptgründe einen lehren mich meine Forschungen über die Thierfabel, die wir unter Littauern, Esten, Finnen, Lappen und allen tiefen Slaven so reich entfaltet sehn, daß an Entlehnung aus dem unter diesem Gesichtspunct magern Aesop ferner gar nicht zu denken ist, so weit er sich verbreitet haben könne. Statt daß die Missionare früherhin immer die heilige Schrift zur Grundlage wählten, um für die Sprache der Heiden Sammlungen zu

veranstalten, wird wie schon Beispiele darthun, Erzählung von Märchen ein natürliches, lebhaftes Element darreichen, um sich anschaulicher an die Eigenheit aller Volksmundarten zu schmiegen und damit geschieht durch die Sagensammlung der Aufnahme des Sprachstoffs ein unberechenbarer Vorschub.

Auch mein Bruder hat aus der Thiersage großes Vergnügen geschöpft und einzelne, noch aus späterem Meistergesang gewonnene Stücke mit aller Umsicht erklärt. Von allen unsern Büchern lag ihm die Märchensammlung zunächst am Herzen und er verlor sie nicht aus den Augen. Nachdem wir die beiden ersten Auflagen mit gleichem Eifer gehegt und besorgt hatten, muste ich, seit mich die Grammatik immer dichter umstrickte, die Ausstattung der Märchen großentheils ihm überlassen und anziehende Abhandlungen über sie von seiner Hand wurden später angefügt. Sie sind mit sanfter Feder abgefaßt und halten sich scheu zurück vor den ihm noch unverlässigen Ansichten die ich im Reinhart und in der Mythologie ausgesprochen hatte und die ich, wenn mir das Leben fristet, in einer Schrift über Märchen und Thierfabel nochmals aufzunehmen beabsichtige. So oft aber ich nunmehr das Märchenbuch zur Hand nehme, rührt und bewegt es mich, denn auf allen Blättern steht vor mir sein Bild und ich erkenne seine waltende Spur. —

Gehalten wurde diese Rede in der Akademie der Wissenschaften am 5. Juli 1860. Wie fast immer wenn er öffentlich zu sprechen hatte begann Jacob Grimm mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme, bis er allmälich in Fluß kam. Er war der Letzte der in jener Sitzung sprach und die Zeit vorgerückt als er begann. Viele werden sich seines Anblicks noch erinnern, wie er die beschriebnen Blätter gegen das Fenster gewandt hielt um besseres Licht zu erhaschen und wie der Schein der Dämmrung auf sein weißes Haar fiel.

Wilhelms Krankheit und Tod kamen unerwartet. Er war im Herbst 1859 von einer kleinen Reise auffallend frisch und rüstig zurückgekehrt. Der Anfang seines Leidens erschien als etwas Unbedeutendes. Ganz plötzlich trat die Gefahr ein, ein Carbunkel entwickelte sich auf dem Rücken, der nicht weichen wollte. Zuletzt glaubten wir dennoch das Uebel sei überwunden. 'Gottlob', sagte mein Vater, in seinem Bette sitzend, 'ich hatte wirklich gedacht die Sache nähme ein schlimmes Ende, und ich habe noch so viel zu thun'. Dann ließ er sich ein Paquet Papiere geben das die neue Ausgabe des Freidank enthielt, deren Druck gerade beginnen sollte. Auch eine neue Auflage der Märchen wurde in jenen Tagen fertig und die zum Verschenken bestimmten Exemplare von ihm ausgetheilt. Daß er aber noch ehe die Krankheit eintrat ein Gefühl gehabt, er werde den Winter vielleicht nicht überleben, zeigten später aufgefundne Anordnungen für den Druck dieser Freidankausgabe, nach denen dann auch verfahren worden ist.

In Einer Nacht war alles entschieden, heftiges Fieber trat ein, am Morgen des 16. December starb er. Er war nicht bei klarer Besinnung. Jacob der neben seinem Kopfkissen auf einem niedrigen Sessel saß und fast seine Athemzüge zählte, erkannte er, hielt seinen Anblick aber für ein Bild und sagte wie ähnlich es sei. Er sprach viel zuletzt und hier trat das Seltsame ein, daß dicht vor seinem Tode die wirren Gedanken durch ein plötzlich eintretendes geheimwirkendes Gesetz geordnet klaren Inhalt erhielten. In wohlgefügten, ruhig entwickelten Sätzen sprach er über sich, was er gewollt und gethan, gieng von dem Vergangnen auf die Gegenwart über, beurtheilte die politische Lage der Dinge in der ihm immer eignen beruhigenden, hoffnungsreichen Anschauung und schloß so einfach und natürlich ab, daß hätte man nicht den im heftigsten Fieber Liegenden vor Augen gehabt und empfunden wie der Tod eben zugreifen wollte, ein solches Auseinanderlegen der Gedanken auf den Besitz gesundarbeitender Geisteskräfte hätte schließen lassen.

Die Zeitungen brachten romantisch klingende Berichte über den Zustand Jacobs nach dem Tode seines Bruders. Verzweifelnd sollte er in den verlassenen Stuben umherirren und nach ihm

suchen. Nichts davon ist wahr. Er nahm das Ereignis ganz ruhig auf, obgleich er es am wenigsten erwartet hatte. Als ich ihn gegen Morgen der letzten Nacht weckte, trat ich in seine dunkle Schlafstube und hörte ihn ruhig athmen. 'Ach Gott', sagte er dann, 'ich dachte es würde nun alles gut gehn'. Nachdem der Vater gestorben war, gieng er oft in dessen Arbeitsstube wo er lag und betrachtete ihn genau. Beim Begräbnis schritt er zwischen meinem Bruder und mir die sanfte Anhöhe des Kirchhofes im scharfen Winde über den knisternden Schnee kräftig hinan. Auch das wird denen unvergessen bleiben die damals am Grabe standen, wie er zuletzt mit seinen feinen Fingern nach einer Scholle suchte, um sie in die Grube zu werfen. In seinem Wesen war keine Veränderung zu gewahren. Er nahm die gewohnten Arbeiten sogleich wieder auf und hat sie bis zu seinem Ende in der alten Weise fortgeführt.

Diese Ruhe bei einem so schweren Verluste, die es ihm auch möglich machte öffentlich darüber zu reden, entsprang sicherlich dem Gefühl daß die Trennung doch nur eine Hand voll Jahre dauern werde. Wie leidenschaftlich ihn in früheren Zeiten der Gedanke bewegte Wilhelm könne vor ihm sterben, lese ich in einem Briefe an Lachmann, mit dem er von 1820 bis 1840 ununterbrochen Briefe gewechselt hat, und zwar schüttete er keinem Andern so sein Herz aus. Auch mein Vater stand in Correspondenz mit Lachmann, alle diese Blätter sammt dessen Antworten liegen mir vor, nur aus denen Jacobs aber spricht dieser Ton rückhaltsloser Hingebung, der durch den Abstich um so ergreifender klingt.

'Wie lange schon, lieber Lachmann', schreibt er am 21. Februar 1831 von Göttingen, 'habe ich nach einem freien Tag oder doch einer recht ruhigen Stunde gestrebt, um auf Ihren tröstlichen Brief vom 28. Dec. zu antworten und was uns widerfahren zu berichten. An dem Tag wo der hiesige in allem Betracht widerwärtige Aufruhr zu Ende gieng, legte sich Wilhelm, der sich wahrscheinlich auf der letzten Nachtwache in der bedrohten Bibliothek stark erkältet hatte, nieder. Die ersten Tage flößten noch keine Besorgnis ein, wir hielten es für das von Zeit zu Zeit bei ihm einkehrende Catarrhalfieber; allein mit einmal erfolgte Husten und

Blutauswurf, ein gefährliches Zeichen der Lungenentzündung, sein Leben schwebte in augenscheinlicher Gefahr. Der Himmel erhörte aber unser Flehen und ließ Besserung eintreten, seitdem hat er sich stufenweise, doch sehr langsam erholt und ist jetzt noch nicht wieder zu seinen Kräften gelangt. Mit welcher Herzensangst ich an jenen schweren Tagen an seinem Tische, an seinen Sachen gesessen habe, wie mich alles rührte was ich ansah, seine Bücher, seine Schrift, die Ordnung und Reinlichkeit worin alles war und der Gedanke daß alles das mit einem einzigen Schritt verloren sein könnte und mein eignes Leben in beständiger Trauer und Sehnsucht nach ihm verfließen müste; das kann ich nicht beschreiben. Ich kann nur sagen, daß ich Gott heiß gebeten habe und ihm heiß gedankt für seine an uns erwiesene Gnade. Nach solchen Tagen athmet man, wie nach einem schweren Wetter, wieder frisch gestärkt und muthig auf und ist auch bereit, anderes Unglück, das einem doch nicht so nah an das eigne Dasein greift, muthig zu tragen'. — Was er hier sagt wird theilweise in der Vorrede zu einem neuen damals der Vollendung entgegenschreitenden Theile der Grammatik wiederholt, der Wilhelm zugeeignet ist. Er spricht darin aus wie er alle seine Bücher eigentlich nur für ihn geschrieben zu haben glaube, da kein Anderer sie so rein aufnehme. Die Zueignungen ihrer Bücher enthalten für beide eine Geschichte ihrer Verbindungen: fast kein Einziger von den Freunden ist übergangen worden.

Ihr Leben bis zu der Epoche wo sie von Cassel nach Göttingen zogen, haben beide in den für Justi verfaßten Biographien erzählt. Was ich hier zu geben versuche, ist nur ein Ueberblick ihrer letzten Jahre, als Uebergang zu Jacobs Rede über das Alter, dessen Lob er gewis nicht so schön geschrieben haben würde, wären es nicht die eignen Erfahrungen gewesen, die er aussprach.

Jacob nannte die in Cassel verlebten ersten Jahre die glücklichsten seines Lebens. Die in Göttingen gebotene Stellung war in jeder Beziehung eine ehrenvolle Genugthuung für das was ihnen ein längeres Bleiben in der Heimat unmöglich gemacht hatte; vermissen dagegen musten sie die freie Arbeitszeit, die ihnen dort in reicherem Maße zu Statten kam. Gegen drei Arbeits-

stunden auf der Casseler Bibliothek, von denen die meisten obendrein ihnen selbst gehörten, trat in Göttingen das Doppelte ein. Es wurde ihnen schwer sich einzugewöhnen, die Briefe an Lachmann sprechen dies oft aus, und so kam es daß, nachdem sie von Göttingen fortgetrieben an die alte Stätte zurückgekehrt waren, das völlig ungestörte, ganz den Arbeiten gewidmete Leben, bei all dem Traurigen wodurch es herbeigeführt war und das es mit sich brachte, im Grunde wohlthat. Was am schmerzlichsten dabei hervortrat war daß sie von nun an bei ihren alten Casseler Freunden zwischen denen die auf ihre Seite traten und den andern die sich offen oder versteckt von ihnen loslösten eine Scheidung eintreten lassen musten. Manche verloren sie in dieser Zeit, andere dagegen traten frisch ein, und es datieren von da an die Verhältnisse, an denen zumeist bis in die letzten Tage festgehalten ward; die enge Verbindung mit Dahlmann und Gervinus, obgleich längst bestehend, nahm jetzt erst die Form an die von da an unverbrüchlich bestehen-blieb. Aus dieser Zeit, schon nachdem der erste Eindruck überwunden war und die Brüder, die nicht gleichzeitig Göttingen verließen, sich wieder vereinigt und fest eingerichtet hatten, lasse ich Theile eines Briefes an Lachmann eintreten.

Cassel, 12. Mai 1840.

Die Sonne, die seit drei Wochen unablässig geleuchtet und den schönsten Frühling, dessen mir in meinem Leben gedenkt, hervorgebracht hatte, ist seit gestern wieder hinter den Wolken und alsobald kehrt die Kühle schon zurück. Doch Ihr Brief thut mir wie Sonnenwärme, und ich bin froh daß Sie uns noch gut sind, in meinem Herzen ist die alte Liebe und Freundschaft. Es hatten mich zwar ein paar Dinge geschmerzt oder verdrossen, aber es waren keine Hauptsachen; am wehsten that mir ein manchmal aufsteigendes Gefühl, als wollten Sie sich mehr und mehr von uns zurückziehen und nähmen nicht den vorigen Antheil an unsern Begebnissen und Arbeiten. Es ist ja natürlich, daß wir jetzt verletzlicher sind und von zarterer Haut. Wären Sie vorigen Herbst länger verweilt und allein gekommen, ohne einen Reisegefährten,

so hätte sich vermuthlich schon damals alles aufgeklärt. Ueber unsre Sache habe ich Ihnen wahrlich nie etwas vorzuwerfen gehabt, Ihre Urtheile waren allzeit offen ehrlich heraus und enthielten so viel Einstimmiges in dem was mir dabei wesentlich erscheint, daß mir daran genügt; daß Sie alles auf einmal gutheißen könnten, war weder nöthig noch zu erwarten. Aber Zurückhaltung und neben gewis herzlich gemeinter Theilnahme, Ablehnung jedes eigentlichen Urtheils, wie ich sie von — erfahren, verletzte mich; er äußerte sich immer nicht anders, als giengen ihm zur Einsicht in die Begebenheit die nöthigen Data ab, während doch über diese Begebenheit vor aller Welt so zureichende, zweifellose Data liegen, daß ich nicht begreife wie Jemand seinen Ausspruch über sie verhängen und bergen will, und noch irgend eine andere historische Wahrheit beurtheilen mag. Unsern Schritt habe ich noch keinen Augenblick bereut und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausstehlich ist weggebracht hat. Ich bestehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wol ein Grieche oder Römer in unserer Lage gethan haben würde oder nicht? Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht, ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand, es giebt auch Bäume die nach Kräften aufwachsen ohne alle Frucht, und nur in dem Laub grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demütiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hatte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unsers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit. —

— Der Welt bin ich nicht feind und hänge heiß an allem Vaterländischen. Doch ich fühle nach der Göttinger Periode wieder in die hiesige Casseler Zurückgezogenheit versetzt, eigentlich mich behaglicher, und hätten wir Protestanten die Sitte des klösterlichen

Lebens ohne andern Mönchsdienst, so brächte ich darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage, die sich leicht umspannen lassen, geborgen zu. Es ist so meine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger gelernt habe als durch mich selbst. Den Gesellschaften abgeneigter hat mich auch das gemacht, daß fast alle Gespräche auf unsre öffentliche Angelegenheiten mit unendlichen Wiederholungen führen, was mir fast das Peinlichste an der Sache ist. Wie taugte ich nun gar in das Geräusch von Berlin? — — Ich vermöchte dort weder für mich noch für andre etwas auszurichten, das nicht an jedem andern Ort erfreulicher vor sich gienge. Der Himmel helfe und verleihe, daß Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme'. Kurze Zeit nachdem diese Zeilen geschrieben worden waren erfolgte die Berufung nach Berlin und ward angenommen.

Unter Jacobs Papieren fand ich das an Savigny gerichtete Schreiben, in welchem die ablehnende Antwort auf den im Jahre 16 nach Bonn erfolgten Ruf begründet wird. Freilich war ihr Gehalt in Cassel ein sehr geringer und wenig Aussicht daß es sich je über das Mittelmäßige erheben werde, 'allein', so schreibt er, 'ich gestehe daß mich dieser ganze Punct wenig bestimmen könnte, an Geld ist mir bei gern eingeschränkten Bedürfnissen eigentlich wenig gelegen und ich sehe voraus und vertraue daß ich doch mein Lebelang ehrlich ausreichen werde'. Sie würden auch 1840 nicht nach Berlin gegangen sein, hätten ihnen ihre Verhältnisse irgend die Wahl gelassen. Wilhelm war 1809 dort gewesen zum Besuch bei Achim von Arnim; die Stadt hatte ihm sosehr misfallen, daß als nicht lange nachher Savigny von Landshut dorthin berufen wurde und hingieng, er diesen wahrhaft bedauerte. Seitdem war vieles dort anders geworden, immer aber erweckte die Verwirrung der fernabliegenden großen Stadt Scheu und Besorgnis man werde dort fremd bleiben, Jena oder Leipzig, am liebsten Marburg hätten viel näher gelegen: sie wären gern in Hessen geblieben, in dem Lande das vielleicht am reinsten in Deutschland von seinen Bewohnern geliebt wird. Dennoch, unbeschadet dieser Anhänglichkeit die niemals sich minderte, nachdem einmal Berlin gewählt und betreten worden war, ist jene frühere böse Meinung

ins Gegentheil umgeschlagen, denn es gewährte Stille, Behaglichkeit und Hülfsmittel in höherem Grade noch als das Cassel der ersten Zeiten. Beide Brüder waren sehr gern in Berlin, mein Vater besonders setzte oft Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens ins hellste Licht. Unabhängig, Herren ihrer ganzen Zeit, ohne jede gesellschaftliche Verpflichtung lebten sie sich völlig ein, und da im Vergleich zu den früheren Jahren die Gesundheit beider im Ganzen sich gebessert hatte, blieb wenig zu wünschen übrig.

Ueber zwanzig Jahre dauerte ihre Thätigkeit in Berlin. Reisen nahmen nur geringe Zeit fort, längere Unterbrechungen waren für Jacob eine Reise nach Italien und der Aufenthalt in Frankfurt als er 1848 ins Parlament gewählt worden war. In der Universität hielten sie nur einige Jahre hindurch Vorlesungen, bei den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften aber fehlten sie äußerst selten. Jacob las dort oft und hatte Freude daran die gedruckten Abhandlungen zu verschenken. Es war seine Absicht sie gesammelt herauszugeben, er schob es aber immer hinaus weil er sie vorher umarbeiten wollte. Dazu kam es niemals. Seine Werke standen alle dicht um ihn herum, so daß er sie bequem von seinem Sitze ergreifen konnte. Das für ihn, wie für Wilhelm, mit breitem Rande gedruckte Exemplar des Wörterbuches lag in einzelnen Bogen zu einem dicken Stoße aufgeschichtet neben seinem Schreibtische, und die Ränder sind auf vielen Seiten schwarz von nachträglichen Einzeichnungen, ebenso die der Grammatik. Nach Wilhelms Tode nahm Jacob dessen Handexemplare in seine Nähe. Alle diese Bücher, Gegenstände der Ehrfurcht für uns seit langen Jahren, stehen nun verwaist da und es erwartet sie ein ungewisses Schicksal. Denn wem wird all diese Mühe einmal zu Gute kommen? Es fand sich unter Jacobs Papieren eine in früheren Jahren aufgesetzte Bestimmung, daß nach seinem Tode seine Excerpte verbrannt werden sollten. Allerdings sind diese meistentheils derart daß sie keiner nach ihm würde brauchen können. Seine Bücher, meint er, könnten wohl noch einmal benutzt werden.

Seine Bücher liebte er, das Wort ist nicht zu stark, mit Zärtlichkeit. Die gemeinschaftliche Bibliothek stand unter seiner

besondern Obhut. Er ließ die Werke nach eigner Angabe verschiedenartig einbinden und konnte es bis zu einem gewissen Luxus darin treiben. Die gute oder bessere Meinung die er von dem Werthe eines Buches hegte, deutete er durch mehr oder weniger kostbaren Einband an. Bei kleineren Gelegenheitsschriften ließ er das zu überreichende Exemplar gern in dunkelrothen Sammt binden. Der nach dem Tode meines Vaters gedruckte Freidank erhielt den theuersten Einband der herzustellen war. Es hat etwas Natürliches, daß er, der so lange Jahre Bibliothekar gewesen war, nun seine Bibliothek als eine Art Persönlichkeit betrachtete. Mit Wohlgefallen gieng er oft die aufgestellten Reihen entlang, nahm auch wohl diesen oder jenen Band heraus, besah ihn, schlug ihn auf und stellte ihn wieder an seinen Ort. Es machte ihm Freude aufzuspringen und das Buch selbst zu geben wenn man es bei ihm suchte und nicht gleich finden konnte. Nach meines Vaters Tode, als er dessen Stube mit zur Bibliothek einrichtete, ordnete er die Bücher nach einem neuen Plan und besorgte die Umstellung ganz allein. Er konnte im Dunkeln jedes Buch ergreifen ohne Irrthum. Er verlieh nicht gern weil er in die Bücher zu schreiben und Zettel hineinzulegen pflegte. Viele tragen auf dem letzten leeren Blatt ein doppelt angelegtes Inhaltsverzeichnis, eins von Jacobs, eins von Wilhelms Hand. Ich finde daß er in einem Briefe an Lachmann einmal scherzweise von der spätern Auction der Bibliothek redet, wie die Leute da sich wundern würden so kostbare Bücher wie die große prächtige Ausgabe der Nibelungen bei ihnen zu finden; er hat auch mir einmal davon geredet, wie nach seinem und meines Vaters Tode die Bücher zerstreut werden würden und so der Plan nach dem sie sie gesammelt Niemanden als ihnen bewust gewesen wäre, allein wenn ihm bei solchen Gelegenheiten widersprochen ward ließ er das gelten. Mehrfach haben meine Geschwister und ich ihm versichert es würden die Bücher nicht auseinandergerissen und versteigert werden, und noch in den letzten Stunden, als seine Augen zeigten daß er verstand was man sagte, und als wir uns bemühten auszusprechen was ihn erfreuen und beruhigen könnte, wurde ihm die Versicherung gegeben, daß die Bibliothek in würdiger Weise erhalten bleiben würde. Vielleicht

daß sie auf einer Universität ihren Platz findet, wo sie Nutzen bringt und an ihre Urheber fördernd erinnert.

Bei meinem Vater hätte die Sorge nähergelegen, hohe Jahre möchten ihn an seiner Frische und Arbeitskraft einbüßen lassen. Er hatte der Zeit nicht so gut widerstanden. Während er früher die Abende gern in Gesellschaft verbrachte, muste darin ein allmäliger Rückgang eintreten. Zuerst wurde das Ausgehn Abends aufgegeben, in der Folge die sehr rege Geselligkeit im eigenen Hause beschränkt. Es war keine Entbehrung, aber eine Aenderung. Bei Jacob war das nicht der Fall, von Jugend auf mehr zurückgezogen durfte er sich gleicher bleiben in seinen Gewohnheiten. Er arbeitete den ganzen Tag über, ließ sich aber nicht ungern unterbrechen. Besuche nahm er stets an. Die politischen Dinge verfolgte er mit Aufmerksamkeit. Wenn die Zeitung kam legte er oft sogleich die Feder nieder und las sie genau durch. Seine Stimmung war eine gleichmäßig heitere. Man konnte ihm leicht eine Freude machen. Beide Brüder liebten Blumen am Fenster zu haben und pflegten sie mit Sorgfalt. Mein Vater liebte die Primeln besonders, die ihre Blätter in symmetrischer Zierlichkeit entfalten und ununterbrochen blühn, Jacob hatte eine Vorliebe für Goldlack und Heliotrop. Auch auf dem Arbeitstisch, der überdies mit allerlei Andenken, besonders Steinen besetzt war, hatte er gern ein paar Blumen in einem Glase stehn. Diese Kleinigkeiten, obgleich sie zuletzt viel Raum einnahmen, ließen sie beide gern vermehren und wusten das neu Hinzukommende immer noch unterzubringen. Jacob hatte in den letzten Jahren großes Vergnügen an kleinen photographischen Portraits. Es kam bald eine ziemliche Anzahl davon zusammen und wir versäumten keine Gelegenheit sie zu vermehren. Was irgend Neues bei ihm einlief brachte er gern herüber und zeigte es, selbst Bücher in Sprachen die uns unbekannt waren, aus denen er zuweilen vorlas und seinen Spaß daran hatte daß kein Mensch die Dinge verstand. Er las gern vor, nicht lange Sachen ihrer Schönheit wegen, sondern allerlei Ueberraschendes was Niemand erwartete. Er sprach fließend französisch, und als die japanesischen Gesandten bei ihrer Anwesenheit ihm einen Besuch machten, redete er sie holländisch an. Am schönsten und ergreifendsten klangen seine Worte wenn er an Geburts-

tagen im eignen Hause oder bei Freunden oder bei ähnlichen Gelegenheiten einen Toast ausbrachte, immer kam etwas Unerwartetes, Freude und oft Rührung Erregendes zum Vorschein, das den Accent reiner Herzlichkeit trug.

Mein Vater bedurfte der Ruhe zu seinen Arbeiten, eine Unterbrechung störte ihn, alles hatte bei ihm seine Zeit, wie er auch nicht gern plötzliche Entschlüße faßte. Jacob, der wenn er eine Reise vor hatte oft erst den Tag vorher darauf kam, der alle seine Bücher gleich so niederschrieb wie sie gedruckt wurden ohne Concept und Umänderungen, war meistentheils sofort bereit sich unterbrechen zu lassen. Zwischen der Arbeit über irgend etwas rasch Auskunft zu geben, eine Neuigkeit zu hören, oder von Fremden sich über deren Arbeiten erzählen zu lassen und dann gleich tief in die Dinge einzugehen, war ihm eine angenehme Auffrischung. In der letzten Zeit genügten diese zufälligen Störungen nicht. Meine Mutter und Schwester lockten ihn planmäßig von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtische fort, denn er würde, hätte man ihn gewähren lassen, den ganzen Tag durchgeschrieben haben, und wenn es manchmal dennoch geschah daß er zuviel that, so zeigten sich denn doch die Gebrechen des Alters. Vielleicht daß er noch einige Jahre länger erhalten geblieben wäre wenn er weniger gearbeitet hätte.

In der letzten Zeiten waren seine Nächte nicht mehr so gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. 'Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit in der die Stunden Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell geschluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm.' Diese Worte fanden sich auf einen kleinen Zettel geschrieben in seiner Brieftasche. Er hatte eine Neigung zu den Sternen zu sehn von Jugend auf. In einem Briefe an Lachmann aus den ersten zwanziger Jahren klagt er, daß ihm bei einem Umzug durch die veränderte Lage seines Zimmers nun der Blick auf das herliche

Siebengestirn genommen sei. In seinem Alter wenn er nicht schlafen konnte stand er zuweilen auch auf und trat ans Fenster um den Himmel zu betrachten.

Es schien als werde er noch manches Jahr so fortleben. Als im Frühling 1863 sein Bruder Ludwig Grimm, Mahler und Professor an der Akademie zu Cassel starb, sagte er, 'nun bin ich nur noch ganz allein da', ohne den Gedanken aber als müsse die Reihe so bald auch an ihn kommen. Er hatte, da er noch für die Umarbeitung der Abhandlung über das Alter sammelte, Flourens' Buch sur la longévité zum Geschenk erhalten, in welchem bewiesen wird, daß das gewöhnliche Alter des Menschen hundert Jahre zu betragen habe. Er erklärte darauf scherzend, daß seine Absicht sei selbst so alt zu werden. Daß er sich zuweilen ein wenig niederlegte, oder vor seinem Tische sitzend mit verschränkten Armen den Kopf übersinken ließ, auf kurze Zeit nur, war mehr ein Zeichen natürlichen Ruhebedürfnisses als abnehmender Kräfte, denn wenn es ihm darauf ankam arbeitete er ohne Unterbrechung. Er ahnte nicht, daß er so plötzlich für immer unterbrochen werden sollte. Er hatte viel vor. Er wollte am Wörterbuche fortschreiben, zu den Märchen sollte eine Einleitung kommen, der folgende Band Weisthümer gedruckt und mit einer weitausgreifenden Einleitung versehen werden. Ein Buch über deutsche Sitten und Gebräuche hatte er vor. Ein Buch über Ossian lag in der Zukunft, dazu gewis noch Vieles wovon Niemand außer ihm wußte. Das Letzte was er drucken ließ war eine Recension der Arbeit von Jonckbloet über Reinhard in den Göttinger Anzeigen; was er zunächst geschrieben hätte vielleicht eine Recension ebendahin über Göthes Briefwechsel mit Carl August: ich fand in seinem Tische einen frischgefalteten Bogen mit der Ueberschrift des Buches als ersten Anfang. Er wollte dafür den Briefwechsel Göthes mit Frau von Stein durchlesen und bat mich, wenn ich das Buch, wie meine Absicht war, doch kaufen wollte, es gleich zu kaufen. Das Letzte was er gelesen hat waren die eingesandten Bogen einer Sammlung griechischer Märchen, die er mit großem Interesse durchsah und Einiges daraus mit Bleistift bemerkte. Er las neuzugeschickte Bücher meistens sogleich und stets mit der Feder oder dem Blei-

stift in der Hand. Er hat unzählige kleine Zettel mit Citaten hinterlassen, die so entstanden sind.

Wie meinem Vater hatte auch ihm vor seiner letzten Krankheit eine kleine Herbstreise besonders wolgethan. Bald nach der Rückkehr befiel ihn in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Diese schien gehoben, auch waren die Tage gut, aber die Nächte unruhig. Tags las er oft stundenlang im Bette, Nachts trat jedoch Fieber ein. Er sollte aufstehen um Schlaf zu gewinnen, Sonnabend Nachmittag, als er zum zweitenmal den Versuch machte, und neben meiner Schwester am Fenster saß, fühlte diese ihn zu ihr umsinken. Es war ein Schlagfluß der die rechte Seite betroffen hatte. Er verfiel in einen Zustand von Schlaftrunkenheit, das Bein konnte er bewegen in den Momenten wo er erwachte, den Arm weniger, die Zunge war gelähmt. Er tastete oft mit der linken Hand an dem rechten Arme herum als wolle er fühlen wie es mit ihm stände. Das dauerte die Nacht hindurch. Sontag gegen Morgen kam er augenscheinlich mehr zur Besinnung, wandte die Augen nach uns Allen und nach Freunden, die mit uns um ihn waren, schien zu verstehen was wir ihm sagten und bewegte sich viel. Einmal glaubten wir ihn schon verloren, als er eine Photographie Wilhelms die dalag, plötzlich ergriff, mit der gesunden Hand rasch und wie er zu thun pflegte dicht vor seine Augen führte, einige Momente betrachtete und dann auf die Decke legte. Sontag den 20. September zehn Uhr zwanzig Minuten Abends that er den letzten Athemzug. Sein letztes Bette ist ihm, wie er vorausgesagt, neben dem seines Bruders bereitet worden. —

Rede über das Alter.

1860.*)

Wer hat nicht Cicero de senectute gelesen? sich nicht erhoben gefühlt durch alles, was hier zu des Alters Gunsten, gegen dessen Verkennung oder Herabsetzung gesagt wird? Traun, es sind lauter ernste, männliche Gedanken, in gefüger Gliederung fortschreitend und sich entfaltend, von triftigen Beispielen und Bildern belebt, mit einer freien, Niemand aufgenöthigten Aussicht auf die Fortdauer der Seele nach dem Leben ruhig geschlossen. Gleich die an die Spitze gestellten ennischen Verse:

> O Tite, si quid ego adjuero curamve levasso,
> Quae nunc te coquit et versat in pectore fixa,
> Ecquid erit praemi?**)

spreiten einen wohlthuenden, anhaltenden Schimmer über die ganze Schrift, welche fortan mit diesen Anfangsworten „o Tite" Jedem deutlich bezeichnet werden durfte, wie sie Cicero auf seinen bewährten Freund Atticus, den er mit traulichem Vornamen anzureden pflegte, schlagend anwendet. Nur in dieser Vorrede aber tritt er redend auf, das Buch selbst ist in einen Dialog zwischen Cato Major, Scipio und Laelius eingekleidet, wo jedoch, nachdem einige Reden gewechselt sind, der Erstere

*) Gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. Januar 1860.

**) Epist. ad Att. 16, 3 und 11. (Wenn ich, o Titus, dir etwas helfe oder Sorge erleichtere, Welche dich jetzt erhitzt und bewegt, im Herzen befestigt, Wäre ein Lohn dafür?)

bald allein das Wort führt, und desto schärfer ausfallen muß der Eindruck hier gesprochner Lehren und Mahnungen, als sie in eines der grösten Römer Mund gelegt worden, der zur Zeit, wo Cicero sein Buch niederschrieb, bereits ein Jahrhundert in hohem Alter dahin geschieden war, aber noch bei allen Menschen im regsten, frischesten Andenken stand.

Vor Augen, gleichsam zu Vorbild hatte Cicero einen ähnlichen Dialog des Aristo Chius, eines Schülers von Zeno, *περὶ γήρως**), der nicht auf die Nachwelt gekommen ist, so daß sich auch keine Vergleichung anstellen läßt, wie viel oder wenig daraus geschöpft worden sein kann. Nur das zieht Cicero selbst hervor, daß in der griechischen Schrift Tithonus als redend auftritt. Dieser Tithonus war der Göttin Eos menschlicher Gemahl, für den sie sich Unsterblichkeit zu erbitten unterlassen hatte, und den sie, sobald sein Haar graue Spitzen zu zeigen begann, von ihrem Bette ausschloß, mitleidig aber in eine Kammer sperrte und bis an sein Ende mit Ambrosia fütterte. Allen Griechen galt er für einen abgelebten, hülflosen Greis, von dem sich eher jammervolle Klagen über das verwünschte Alter erwarten ließen, als eine sittliche Schutzrede, wie sie der hochaltrige, rüstige Cato liefert. An die Stelle des mythischen Interlocutors einen angesehenen, in der Geschichte fest wurzelnden Römer zu setzen, war offenbar eine glückliche Wahl.

Zuvorderst hebt sich nun die Frage nach dem Zeitpunct des eintretenden Alters, so wie nach den dadurch bedingten Abschnitten oder Stufen des Menschenlebens, und darüber begegnen bei den verschiedenen Völkern abweichende Annahmen, obgleich sie in den Hauptergebnissen, eben weil diese die Natur selbst festgesetzt hat, dennoch wieder zusammentreffen. Um meiner Untersuchung Halt und einigen wissenschaftlichen Werth zu verleihen, sind in einem Anhang alle Wörter unserer

---

*) Ueber das Greisenalter.

und der verwandten Sprachen über die hier einschlagenden Vorstellungen jung und alt gesammelt und erörtert worden: es kann nicht fehlen, daß die geheimnißvolle Sprache nicht zugleich Aufschlüsse des Gedankengangs der Begriffe gewährte.

Wie schon der Begriff einer aus dem Kindesalter allmälich aufsteigenden Jugend und Mannbarkeit manigfach wechselt, nicht anders schwankt auch die Bestimmung des Mannes- und Greisenalters. Da wir im Allgemeinen zwischen jung und alt scheiden, wird an sich schon oft der bloße Gegensatz von Jugend und Alter genügen, ungefähr wie bei den Jahreszeiten zwischen Sommer und Winter, wonach unsere Vorfahren den Verlauf der Zeit ausreichend berechneten. Nahe lag das unaufhaltsam vorschreitende Alter gleich der Zeit an uns herantreten oder eintreten zu lassen, der Winter steht vor der Thür, das Alter steht vor der Thür, auf der Schwelle, nach dem griechischen Ausdruck ἐπὶ οὐδῷ*). Sobald aber diese Stufen und Schwellen genauer angezeigt werden sollen, stellt sich eine Dreigliederung von Kind, Mann und Greis dar, wieder ähnlich der von Frühling, Sommer und Winter. Es ist bekannt, daß in der Anschauung vieler Völker ein Unterschied dreier Jahreszeiten ausreichte, daß aber bei andern der Herbst noch als besondere Epoche dazwischen trat; beinahe wie sich Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter trennen. Wenn die Römer bereits mit dem funfzigsten Lebensjahre die senectus eintreten ließen, so sind nur zwei Glieder, pueritia und juventus, ihr als vorausgehend gedacht, also im zweiten Gliede Jugend und Mannheit zusammenrinnend, die Eintheilung in pueros, juniores und seniores erschöpft alles. Werden aber vier Lebenseinschnitte aufgestellt, so treten Jugend und Virilität von einander ab und die Jugend wird als ein der Kindheit näherer Zustand, Mannesalter als zum Greisenalter neigend angesehn, Jugend ist volle Entfaltung der Blüte, Mannheit ist fruchtbare

*) Auf der Schwelle.

Zeit der Ernte. *Ἐπὶ γήραος οὐδῷ* (in limine senectutis)*) wird gewöhnlich vom Eintritt in das Greisenalter, zuweilen auch schon von dem höchsten Ziel, von der Schwelle, die das Leben vom Tode scheidet, verstanden. Das Greisenalter gleicht den abnehmenden Wintertagen, an welchen die Sonnenstrahlen schräge fallen, dann aber oft noch einen fernen Schein über den Himmel werfen, wie in unserm Landstrich wir besonders an heiteren Novembertagen gewahren. Schwierig bleibt im Latein der Unterschied zwischen adolescentia und juventus, den unsre Sprache vollends gar nicht erreicht; adolescens bezeichnet den Aufwachsenden, juvenis den Vollwüchsigen, doch ist juvenis mehr als *ἔφηβος*, welches dem puber entspricht, häufig fallen beide Ausdrücke adolescens und juvenis zusammen. Wie Hippocrates insgemein die Perioden des Lebens nach der Siebenzahl ermißt, hat man, doch erst späterhin, auf das anschaulichste sieben Stufen angesetzt, deren drei erste das aufsteigende Alter, die drei letzten das absteigende darstellen: die drei ersten sind 1 infans, 2 puer, 3 adolescens, die drei letzten 5 vir, 6 senex, 7 silicernius, so daß den vierten Platz oder Gipfel des Lebens der juvenis, Jungmann behauptet.

Eine hiervon wieder unterschiedne, bei uns Deutschen aber ehemals verbreitete Fassung nimmt zehn Stufen an. In meiner Eltern Stube hing ein kunstloses Bild davon an der Wand, das sich meinem Gedächtniß unauslöschlich einprägte: auf der ersten Stufe stand die Wiege, aus der nur der Kopf des Kindes hervorguckte. Die zweite Stufe betraten ein Knabe und ein Mädchen, einander an der Hand fassend und sich anlachend. Auf der dritten vorgebildet war ein Jüngling und eine Jungfrau, die sich zwar Arm in Arm legen, Jedes aber vor sich hinschauen. Oben in der Mitte an vierter Stelle befinden sich Jungmann und Jungfrau, d. i. Braut und Bräutigam, beide alleinstehend, er mit dem Hut in der Hand vor ihr, sie sich ver-

*) Auf der Schwelle des Greisenalters.

neigend. Auf der fünften Stufe steigen ab Mann und Frau, frei einander führend, auf der sechsten alter Mann und alte Frau, sich noch die Arme reichend, schon ein wenig gebückt, auf der siebenten endlich wieder unten Greis und Greisin, jeder mit Stock und Krücke sich fort helfend, und vor ihren Schritten öfnet sich ein Grab. Die Nothwendigkeit des Stabs auf der letzten Stufe mahnt an den bekannten Ausspruch, daß das Kind auf vier Beinen, der erwachsene Mensch auf zweien, der Greis auf dreien einhergehe. Mir zweifelt nicht, wollte ein großer Maler ein solches Bild reich auffassen und mit aller Lebensglut ausführen, es könnte eins der anmutigsten Kunstwerke entspringen. Statt der sieben werden aber auch zehen Stufen oder Alter aufgestellt und in Worten folgendermaßen erklärt: 10 Jahr ein Kind, 20 Jahr ein Jüngling, 30 Jahr ein Mann, 40 Jahr stille stahn, 50 Jahr geht Alter an, 60 Jahr ist wolgethan, 70 Jahr ein Greis, 80 Jahr schneeweiß, 90 Jahr der Kinder Spott, 100 Jahr gnad dir Got. Oder mit Abweichungen: 10 Jahr ein Kind, 20 ein Jüngling, 30 ein Man, 40 stillstan, 50 wolgetan, 60 abgan, 70 dein Seel bewar, 80 der Welt Narr, 90 der Kinder Spot, 100 nun gnad dir Got. Oder auch 40 wolgetan, 50 stillestan, 60 abelan, 70 Greise, 80 aus der Weise, 90 der Leute Spot, 100 erbarm dich Got. Diese Reime sind kaum über das 15. Jahrhundert hinauszurücken, was doch keineswegs ausschließt, daß nicht auch früher schon ähnliche in Umlauf gewesen sein sollten. Mit dem Stillstand im vierzigsten gegenüber dem dreißigsten Jahr scheint in der That die Schwebe zwischen Jünglings- und Mannesalter, ein Gipfel der Kraft gemeint und im funfzigsten hebt, wie bei den Römern, das Alter an, doch die letzte Fassung verlegt das Stillstehen erst in das funfzigste Jahr. Die unbestimmte, bald auf 40, bald auf 50 und 60 erstreckte Bezeichnung 'ist wolgethan' scheint ein schon genügendes, genugsames Lebensziel auszudrücken. Die drei letzten führen das römische silicernium, d. i. das dem Leichenmahl nahe stehende Greisenalter näher aus:

I sane. Ego te exercebo hodie, ut dignus es, silicernium,*)
heißt es bei Terenz Adelphi IV 2, 48, nach dieser Schelte bildete sich ein adjectivischer silicernius, und der senex silicernius, decrepitus, senio combustus ist der wieder kindisch gewordene Greis, der auch gleich einem Kinde genährt, gleich jenem Tithonus von der Eos mit Ambrosia erhalten werden muß, dessen sich Gott erbarme und die Leute spotten. Ohne Zweifel ist die Vorstellung von sieben Stufen, auf deren erster und letzter Kind und Greis symmetrisch einander gegenüber stehen, gründlicher als die nach der Hundertzahl erdachte von zehen Stufen, deren eigentlich eilfe anzunehmen wären, da dem Kind die erste gebührt, wie der Greis die letzte erfüllt. Ausnahmen eines über die Schnur streifenden Lebens sind der Natur nicht entgegen, die es liebt, hinter der Regel ihres Verlaufs noch Nachzügler erscheinen zu lassen, sie überschreiten doch das Normalalter, wie es unter Allen der Psalmist am deutlichsten vorhält: unser Leben währt siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind's achzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen, denn es färet schnell dahin, als flögen wir davon. Unter unsern Vorfahren hergebracht war eine zusagende, progressive Berechnung des Menschenalters, wie sie ein Hausvater den ihn zunächst umgebenden Gegenständen entnehmen konnte: ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund erreicht drei Zaunes-Alter, ein Roß drei Hundes-Alter, ein Mann drei Rosses-Alter; hier stehen wir wieder am Ziel von einunddachzig Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß die ewigen Naturgesetze, deren Dauer und Ebenmaß sich bedingen, in Bezug auf Alter und Wachsthum der Menschen, jemals abgewichen seien und wie zu keiner Zeit ein andres Grab als das siebenschuhige für uns Sterbliche erfordert wurde, gieng auch das Alter niemals über jene großen Hauptstriche hinaus. Alle die zahlreichen Beispiele

*) Geh in der That. Ich werde dich heute hetzen, wie du es verdienst, Urgreis.

längerer Lebenszeit sind entweder einzelne, seltne Ausnahmen oder mythisch, unbeglaubigt und unglaubhaft. So berichtet die nordische Sage von einem König Ani, der durch Hinopferung seiner Söhne ein höheres Alter errungen hatte, zuletzt wieder, einem Kinde gleich, Milch trinken und, weil er nicht mehr gehen konnte, im Bette getragen werden muste: nach ihm hieß ein schmerzloses gebrechliches Alter Ana sött, Anis Krankheit und im Namen selbst scheint die Vorstellung von âi Großvater oder Urgroßvater gelegen. Doch nicht Opfer, nicht Gebete können das Alter fern halten, wol aber vermag ihm die stärkere und genährte oder die schwächere und verschwendete Lebenskraft jedes Menschen längeren oder nur kürzeren Widerstand zu leisten und wie jene Stufen des Lebens herüber und hinüber schwanken, ist kein Wunder, daß es im einzelnen Fall bald früher oder später eintritt. Nimmer aber bleibt es aus, kündigt sich durch Zeichen, gleichsam geheime Boten, unversehens an und läßt sich als unwillkommener, uneingeladener Gast zuletzt nicht mehr abweisen. Man sagt, es schleiche schneller heran als Einer gedacht hätte, obrepere eam citius ajunt quam putassent, wie die langsamen aber unablässigen Schritte eines Wanderers plötzlich an der Schwelle stehen und wie es Göthe ausmalt:

Das Alter ist ein höflich Mann,
Einmal über's andere klopft er an,
Aber nun sagt Niemand herein
Und vor der Thüre will er nicht sein,
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Denn zu allen Zeiten haben die Menschen das nahende Alter übel empfangen, gehaßt, gescholten und verflucht, oder sind doch in Wehklage darüber ausgebrochen; vielleicht bei keinem andern Volke war es so in Abscheu, wie bei den an der Fülle des Lebens schwelgenden Griechen. Hesiod Theog. 225 das Alter personificierend und als Tochter der Nacht aufführend nennt es

Γῆρας οὐλόμενον, das verderbliche und Euripides im Hercules fur. 637

Αἴτνας σκοπέλων βαρύτερον,

schwerer als die Bergspitzen des Aetna, Sophocles O. C. 1237 *γῆρας ἄφιλον**), der Hymnus in Venerem 246

οὐλόμενον, καματηρὸν, ὅ τε στυγέουσί θεοί περ,

verderblich, lästig, den Göttern verhaßt; unser Wolfram Parz. 5, 13 sagt:

> Jugent hât vil werdekeit,
> daz alter siuften unde leit,
> ez enwart nie niht als unfruot,
> sô alter unde armuot,

unfruot ist hier unsælic. Solcher Stellen wäre eine Menge anzuführen, aber auch leicht ihnen andere beizufügen, in welchen weise und erfahrene Männer das Alter günstig beurtheilen und die von ihm abhängigen Vortheile ins Licht setzen. Man lese was Plato zu Eingang der Republik ausgeführt hat.

Jener, man könnte sagen volksmäßige Widerwille und Abscheu vor dem Alter ist auch ungerecht, da es nicht wie der Tod Kinder, Jünglinge, Männer und Greise auswählend dahinrafft, sondern gleichmäßig und allmälich über das ganze Menschengeschlecht erst im letzten Ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche Nothwendigkeit der verlaufenden Zeit eintritt, so daß Alter gleichviel mit Zeit bedeutet und wir die Abschnitte der Zeit selbst Zeitalter benennen. Es liegt ein Widerspruch darin, daß, während alle Menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. Der Greis sollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war, er hat nicht nöthig zu jammern, wenn sie aunaht, es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmuth hinter sich zu blicken und nach dem

*) Das freundlose.

schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Hausthür sitzend sein verbrachtes Leben zu überschlagen. Solch ein Hochbejahrter, den das Schicksal aufgespart, dem Verwandte und Freunde vorausgestorben sind, nur noch deren Nachkommen zur Seite stehen, darf sich dann auch einsam und verlassen fühlen, Freude und Trauer mischen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle Walthers von der Vogelweide hier auszuheben, worin mit tiefer Empfindung ausgesprochen wird, wie der nach langer Abwesenheit endlich in seine Heimat zurückkehrende Dichter alles, außer der Natur selbst, verändert findet, gleich den aus Zauberschlaf Erwachten, die eine Stunde geschlummert zu haben meinen und hundert Jahre verschlafen haben, so daß Niemand von den Leuten sie wiedererkennt. Das Lied geht sicher auf Walther selbst und ist sein schönstes, echtestes, obschon es Lachmann in das vierte Buch zweifelhafter Gedichte setzt; doch kann man sich den Platz am Schlusse, wohin es schon an sich gehört, gefallen lassen; man vernehme die Worte in ihrer alten, von der heutigen nur wenig abstehenden Gestalt:

Owê war sind verswunden allîn mînin jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist es wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
lint nnd lant, dannen ich von kinde bin geborn,
die sint mir fremede reht als ob ez sî verlorn.
die mîne gespilen waren, die sint træge nnd alt,
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz das wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn ungelücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol,
diu werlt ist allenthalben nngenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint empfallen gar als in daz mer ein flac,
iemer mêre ouwê!

Kenner sehen, daß ich in dieser Strophe mehrfach von dem Lachmannischen Text abgehe, worüber sich meine Anmerkungen rechtfertigen. Hier sei zweierlei hervorgehoben. Die Worte 'bereitet ist das velt' ändert Lachmann gegen die Handschrift, ohne allen Grund in 'vereitet' und recht erwogen ist das widersinnig. Der Heimkehrende findet das Aussehn der Gegend von vormals verändert, was unangebautes Feld, also Wiesengrund war, ist jetzt 'bereitet', d. h. umgebrochen in Aecker, der Wald ist ausgehauen, das Wasser, worunter man sich zunächst den fränkischen Main in der Gegend von Würzburg zu denken hat, fließt noch wie ehedem. Wie sollte doch das Feld 'vereitet', d. i. verbrannt ausgesehen haben? Einen Wald kann der vorschreitende Landbau aushauen, reuten oder schwenden, nicht aber das Feld. Das Feld würde höchstens nach einem verheerenden Krieg verbrannt heißen können, Walther schildert aber was die Zeit, nicht was ein Heerzug verändert hat. In der Schlußzeile nehmen alle neueren Herausgeber die falsche Lesart slac statt des allein Richtigen der Pariser Handschrift auf. Nun ist allerdings das Wort 'flac', unser heutiges 'Flagge', in der alten Sprache sonst nicht aufzuweisen, was jedoch bei manchen anderen Ausdrücken eintritt. Slac wurde geschrieben, weil allerdings gesagt wird 'ein slac in den bach' von einer vergeblichen, entschwindenden Sache; wenn man in einen Bach schlägt, so trübt sich dessen glatte Oberfläche, doch schnell verschwindet die Spur des Schlags und die Glätte ist wieder hergestellt. Wer aber kann in das wogende Meer aus dem hohen Schiffe einen Schlag thun? Das würde gar nichts in den Wellen bewirken, und wie mag von einem solchen Schlag gesagt werden, daß er 'entfalle'? Ausgezeichnet schön aber bleibt das Bild einer von dem Mast des segelnden Schiffes niederfallenden Flagge. Sie kann nicht wieder eingeholt werden, so wenig als die vergangnen Tage des Lebens.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Schilderung allgemeiner Eindrücke, die das Alter auf uns macht, fortzufahren, vielmehr

will ich suchen näher auszuführen, was im Einzelnen zu seinen Gunsten oder Ungunsten behauptet werden kann.

Am schwersten wiegt aber die unmittelbare Schuld, die ihm gegeben wird, daß es Leib und Geist des Menschen schwäche, verwüste und dahin schwinden lasse, Hugo im Renner 23030 sagt geradezu:

Alter nimt allen dingen ir kraft,

und von Aeson, den Medea verjüngen sollte, heißt es bei Konrad tr. Kr. 10870

Sîn dürrez alter hât gelôst
von sîme herzen blüende jugent,
ez ist an kreften und an tugent
verweiset und verarmet.

Wir tragen alle Vorstellungen des Wachsthums und des Vergehens der Pflanzenwelt treffend auf die menschlichen Zustände über, wie Blätter gilben, Blumen welken, Bäume dorren, wird auch unserm Leib seine Frische und Grüne benommen; die Kraft, welche von Kindesbeinen an sich erhoben, die ganze Jugend hindurch sich erhöht, im Mannesalter ihren Gipfel erreicht hatte, beginnt von da an erst unmerklich und langsam, dann immer sichtbarer zu sinken. Der Leib verfällt oder fällt ein, der Rückgrat biegt oder krümmt sich unter der Jahre Last, den Gliedern entgeht Glanz, Gelenkigkeit, Stärke. Alle Sprachen besitzen eine Menge von natürlichen, althergebrachten Ausdrücken und Bildern, um diese leiblichen Erscheinungen zu bezeichnen, und zumal die lebendige Volksmundart versteht hier harmlosen Witz aufzuwenden für das fallende, erbleichende Haar, die geschlichteten, aufgelösten Locken, für die einschrumpfende Haut, die faltenziehende Stirne, für die in der Zahnreihe vorstehenden Lücken. In der Geschichte der Sprache und Poesie weiß man aus diesen Wörtern Gewinn zu ziehen und eine kleine davon angelegte Sammlung, welche gegenwärtig mitzutheilen unpassend scheinen würde, bleibt in eine Beilage verwiesen. Mehr oder weniger

pflegt die Abnahme leiblicher Schönheit oder Fülle ins Auge zu fallen, läßt sich aber geübtem Blicke kaum verbergen: man sagt daß vorzugsweise Frauen die Gabe eigen sei auf alle Zeichen und Erscheinungen des leiblichen Verfalls zu achten und aus der äußeren Bildung eines Menschen fast untrügliche Schlüsse auf sein Alter zu machen.

Noch bedeutsamer erscheint aber die den innern Sinnen durch Abnahme der äußeren im Alter drohende Gefahr und der ihnen zustoßende Schade. Das Auge büßt seinen Glanz ein, dunkelt und trieft, oder beide Augen, deren Sehkraft nicht mehr genau zusammenstimmt, sehen in gewissen Wendungen unrichtig und doppelt. Das Ohr verliert seine feine Schärfe und empfindet Sausen oder Pfeifen; die Stimme wird dünn, heiser und rauh, sie mag nicht mehr lauter und rein aus der Brust gezogen werden. Jene Mängel des Gesichts und Gehörs können sich bis zu voller Blindheit und Taubheit steigern, wie die Steifheit der Glieder und des Gefühls übertreten in machtloses Zittern, wovon das höhere Greisenalter das zitternde, bebende genannt wird.

Es ist wahr und unwidersprochen, daß im Alter eine merkbare Minderung dieser leiblichen Vermögen erfolge und daß zwar nicht schwere Krankheiten, dagegen die Menge von leichten es öfter heimsuchen als zur übrigen Lebenszeit. Doch gilt hier Einspruch und vielfache Beschwichtigung. Jene Abnahme ist noch keine Niederlage, oft nur ein neues Glühen und Auftauchen der Lebenskraft. Die meisten ungeleugneten Uebel und Gebrechen des Alters treten dann als Einzelangriffe vor, die mit allem Gewinn einer glücklichen Vertheidigung ganz oder theilweise abgeschlagen werden. Gibt doch die Natur keinen Menschen so preis, daß sie ihm alle Mittel der Gegenwehr alsbald entzöge und für erlittne Einbuße nicht auch mannigfache Vergütung bereit hielte. Nehmen wir die sinnlichen Entbehrungen zum Beispiel. Man sagt, im Blinden verfeinert sich das Gefühl nicht selten bis auf den Grad, daß er mit allen Fingerspitzen

gleichsam sehe; bei tauben Leuten soll sich Geschmack und Geruch höher als sonst ausbilden und bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das theilweise Hemmniß ausgeübte Druck wol in Zusammenhang stehn mit einer angestrengten und gestärkten Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt. Jedes Uebel und Leiden führt leicht im Stillen irgend einen zu gute kommenden Ersatz mit sich.

Man könnte also, ohne paradox zu sein, aufstellen, daß im Alter, so oft es die Gesundheit angreife und erschüttere, dazwischen ein Gefühl des Wohlseins reger walte, als in den vorausgegangenen Lebensstufen. Die Empfindung beiwohnender Kraft und Stärke ist auch wenn sie ihrer unbewust bleibt, köstlich, doch übertroffen wird sie noch von dem Eindruck der Erholung nach eingetretener Müde, von der Wonne der Herstellung oder des Genesens da, wo die Gesundheit einmal gewichen und ausgeblieben war. Ruhe ist durch vorausgegangenes Ermatten, Heilung durch Krankheit bedingt, und mitten in der Ruhe oder Genesung wirkt noch ein sie steigerndes Nachgefühl des müden und kranken Zustandes. Kindern sagt man nach, daß sie in ihre Gesundheit toben, Jünglinge schlagen sie oft in die Schanze und Männer haben nicht recht Zeit, ihrer zu gedenken.

> So wie ein Mann, der durchaus bis zum innersten Kerne gesund ist,
> Nie der Gesundheit denkt, noch des Gangs ein rüstiger Wandrer.
>
> Voß 2, 193.

Den alten Wanderer labt es aber, über seinen vollbrachten Gang nachzudenken, und Greisen erhöht sich zusehends die Sorgfalt auf ihre Leibespflege. Sie lernen sich vor allem hüten, was ihnen Gefahr droht, und alle günstigen Einflüsse bringen ihnen Behagen.

Ich möchte vom Erblinden und Ertauben, die zwar in jeder Zeit des Lebens, doch meist gegen dessen Schluß stattfinden,

etwas näher reden. Das Licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf was ihm zugeführt wird. Darum hat auch die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben als der Hörkraft, ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hülfe kann dem Ohr nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden. Durch ein Fernrohr erblickst du auf entlegnem Pfade einen Wandersmann dahergehen, du vermagst seine Gesichtszüge und Gebärden zu unterscheiden, die Knöpfe seines Rocks zu zählen, aber was er spricht oder ruft bleibt dir unvernehmbar. Dem Gesicht wird solche Macht zugegeben, dem Gehör versagt. Des Hörens bedürfen wir zu vielem, des Sehens fast zu allem. Wer will es leugnen, daß die Verhüllung des Auges ein schwereres Leiden sei als die Verdumpfung des Ohrs, Blindheit den Menschen härter treffe als Taubheit? Wem das Gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche Stimme, die vertraute Anrede der Menschen vernehmen und meidet ihre Kreise; allein sein Auge schaut noch offen in die Welt, wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der Stelle gedruckt zugetragen und alles, was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kenntnisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich indessen die gewohnte Wirksamkeit des Erblindenden dar. Mit einemmal sind ihm seine vorher gepflogenen und betriebenen Geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eignen, sondern muß fremden Augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der Stimme eines Andern, die ihm vorliest, was er lieber im Buche sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er Lust dazu hat. Alle hergebrachte

Leichtigkeit und Sicherheit seines Lebens ist dahin geschwunden; trauliche Bezüge seines Umgangs mögen unbenommen und unabgeändert fortbestehn, nur die freie Selbstthätigkeit wird ihm mit dem entzognen Augenlicht wo nicht gehemmt, doch auf das schwerste beschränkt und verkümmert. Der Blinde vermag keine Blicke mehr, wol aber die Worte mit Anderen zu tauschen, während dem Tauben die Gabe der Rede dauert und ihm Entgegnung bloß durch Geberde und Zeichen zu Theil wird.

Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Alterthums von unsrer Gegenwart stärker ausgeprägt als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit Erfindung der Druckerei bald allgemein durchgedrungene Verbreitung des Lesens, das dem Geist unablässige Nahrung zuführt, muste hier zu innerst eingreifen. Im Alterthume, dünkt mich, war das Loß des Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im Gedächtniß, was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Er zehrte am alten Gut und aus dem Munde Andrer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtniß blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der

kostbaren Lieder des schottischen Hochlandes beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallne Ruhm, offenbart sich in ihm nicht allein der hohe Werth des Alters selbst, sondern auch die allerreichste Vergeltung des verlornen äußeren Lichts? Den blinden Rhapsoden umsteht ein bewegter Kreis, der ihm lauscht und den er befeuert, seine Lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert, wir gewahren erst dem höheren Alter war es beschieden eine ewigjunge Dichtung hervorzubringen. Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangnen zurück in jene alte Zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorner Mann, dessen eingeschränkte freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegen schleichen musten. Das alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht und das Verhältniß der Blindheit zur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuß.

Wir haben die Schwächung oder Entziehung edler Sinne erwogen, von der vorzugsweise das Alter betroffen wird; unmittelbar an Glieder des Leibs gebunden, greift sie doch wesentlich zugleich den Geist an. Es bleibt übrig, der eigentlich geistigen Nachtheile zu gedenken, die dem Alter vorgehalten, der Vortheile, die ihm eingeräumt werden.

Um auch hier mit den Vorwürfen anzuheben, so erschöpfen sich alle Sprachen in Ausdrücken, die ungünstig lauten. Bei Cicero heißen Greise morosi, anxii, difficiles, iracundi, avari: amariorem me senectus facit, stomachor omnia.*) Aus einheimischen Schriftstellern ließe sich eine lange Reihe einstimmiger Beiwörter entnehmen; mürrisch, grämlich, eigensinnig, altfränkisch, ableibig, protzend, sauersehend, Karger, Knicker, Erbsenzähler, Filz, Unke, betrübte Hausunke,

Verzehren die Zeit einsam wie ein Unk.

H. Sachs. I. 370[b],

*) Mürrisch, ängstlich, schwierig, zornig, geizig, das Alter macht mich bitterer, ich ärgere mich über alles.

was zunächst auf einen harthörigen Stubenhocker geht; gleich altem Wein nehmen Greise auch Säure an, doch wird nicht jeder alternde Wein sauer. Altfränkisch, an Bräuchen und Gewohnheiten seines früheren Lebens festhangend, erklärt sich von selbst und ist auch nicht ohne guten, wahren Sinn, denn welchem Menschen erschienen nicht Erinnerungen aus seiner Jugend werth und höher beleuchtet? Welche Tracht hält er für kleidsamer als die man in seinen Jünglingstagen trug?

Seltsamer und am gehässigsten lautet das Laster und der Schmutz des Geizes, Cato bei Cicero begreift ihn gar nicht, avaritia senilis, quid sibi velit, non intelligo*), was könne thörigter sein als, je weniger des Weges übrig stehe, um desto größere Wegzehrung zu sorgen; Einer der weiß, daß er bald aus der Welt weichen muß, warum häuft er ängstlich Geld und Schätze, die nach seinem Ableben lachenden Erben zufallen? Dieser Zug und Trieb scheint aber fester gegründet, als daß ihm ein so allgemeiner Einwurf etwas anhaben könnte. In allen Lustspielen sind die Geizigen immer Greise, die Verschwender Jünglinge, welchen die Zeit lang wird, bis das zusammengescharrte Gut ihnen zu Theil werde. Während fast alle andern Leidenschaften im Alter erblassen und sich abstumpfen, wächst die Habsucht und nimmt mit den Jahren zu, sie ist gerichtet auf einen Gegenstand, der sich im Liegen mehrt, d. h. durch unablässige Wachsamkeit verdoppelt oder verzehnfacht werden kann, woraus ein zwar ängstliches aber behagendes Gefühl der Sicherheit in allen noch bevorstehenden Lebensverhältnissen entspringt. Der Geizige liegt auf seinem Golde einem hütenden Drachen gleich, wie der nordischen Sage zufolge Attila auf dem Nibelungenhort eingesperrt Hungers starb. Man erzählt von Sterbenden, die sich ihren Kasten voll Ringe und Geschmeide auf das Todesbett bringen ließen, um ihr brechendes Auge noch

*) Was der Geiz der Greise bezwecke, verstehe ich nicht.

daran zu weiden und mit erstarrenden Fingern darin zu wühlen, doch mögen mancherlei schwer erkennbare, verschiedenartigste Ursachen bei diesem unleugbaren Geiz des Alters mitwirken und es verlohnt sich darüber nachzudenken. Unter dem Volk können abergläubische fortüberlieferte Triebfedern in aller Stille festkleben oder nachzucken. Denn vollen Sinn hatte es, daß die Heiden in ihre Grabhügel Knechte, Rosse, Waffen, Ringe mit bestatten ließen, deren sie, im andern Leben angelangt, sich alsogleich wieder bedienen könnten. Warum sollte Einer nicht das Beste seiner Habe aufsparen wollen, um es mit sich hinüber zu nehmen? Athenäus p. 159 berichtet von einem Geizhals, der sich Geld in den Chiton einnähte und ausdrücklich weder ausgekleidet noch verbrannt sein wollte, damit sein Schatz nicht gefunden noch von den Flammen ergriffen würde. Bis in unsre Tage tauchen hin und wieder Erzählungen auf von Leuten, die kostbare Ringe an ihrem Finger behalten wollten und Gold, ja Papiergeld in den Sarg bergen und einschließen ließen, sei es um diese Habe mitzunehmen oder wenigstens sie verhaßten Erben zu entziehen. Von einer besseren, ohne Zweifel auch begründeteren Seite angesehn, läßt sich die Geldliebe des Alters am leichtesten so deuten, daß an strenge Ordnung in ihrem Haushalt gewöhnte Männer eine lobenswerthe Genauigkeit allmälich in tadelhafte Kargheit übertreten lassen; der Alte, weil er selbst weniger braucht, bildet sich ein, daß auch Jüngere damit ausreichen müßten.

Doch ab von allen diesen leiblichen oder sittlichen Gebrechen und Fehlern, bei deren Betrachtung, wenn sie auch mildere Seiten darbot, immer eine empfindbare Herbe hinterblieb, richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit andern Lebensstufen noch gemein hat, oder die ihm sogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wird sich umbilden in ein Bild von Linde, Milde, Be-

hagen, Mut und Arbeitslust, das ist die lenis, placida, fortis senectus.*)

Und wie selbst einfallende Gesichtszüge sich noch veredeln, früher unbemerkte Aehnlichkeiten mit den Voreltern erst jetzt heraustreten lassen, weshalb es auch wol heißt, daß alte Leute manchmal schöner werden als sie vorher waren; ebenso müssen wir ihnen auch zugestehn, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann. Von unsern Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, seien sie schon als junge Leute brausend, anmaßend und oft unleidlich, so gebe es doch keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Gesellschafter als einen ins Alter eingetretenen Franzosen, der fortan unvergleichlichen Tact mit der gutmütigsten Aufmerksamkeit zu verbinden wisse und überall vergnügend anrege.

Vorhin schon wurde aufgestellt, daß im Alter mit der sinkenden Lebenskraft sich zugleich die Empfindung der Gesundheit erhöhe, und das ist kein Widerspruch, da bei allem was seinem Verlust entgegen geht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet, es bis zur letzten Frist zu sichern und aufrecht zu erhalten. Man darf weiter sagen, daß in Greisen das Gefühl für die Natur steige und vollkommener werde als es im vorausgehenden Leben war und daß alles sie zum sicheren Verkehr mit dieser stillen und fesselnden Gewalt dränge oder anweise. Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehn und die bald auch über seinem Grab glänzen werden. Wie schön begründet ist es, daß Greise die stärkende Gartenpflege und Bienenzucht gern übernehmen, ihr Impfen, Pfropfen geschieht alles nicht mehr für sie selbst, nur für die nachkommenden Geschlechter, die erst des Schattens der Neupflanzung froh werden

*) Das gelinde, ruhige, starke Greisenalter.

können; was rührt mehr als daß der heimkehrende Odysseus seinen von der Sehnsucht nach ihm verzehrten Vater Laertes mitten in der Gartenarbeit überrascht? Nicht gesagt zu werden braucht, daß Cicero den Cato, der uns selbst ein köstliches Buch über den Landbau hinterlassen hat, allen Greisen auch die Gärten ans Herz legen läßt.

Eins aber ist bis auf heute und solange die Welt stehen wird recht für das Alter gemacht und wie geschaffen, der einsame Spaziergang. Schon der Knabe streift gern über Feld, suchend nach Vogelnestern und Schmetterlingen, der Jüngling schweift durch Wald und Wiesen in seinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann der findet am seltensten Muße sich ins Freie zu ergehen, denn hundert Pläne und Geschäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Lustwandel, diese Verdeutschung könnte steif aussehen, diesmal hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die solch ein Lustwandelnder thut, bei jedem Athemzug aus der reinen Luft schöpft er sich Lebenskraft und Erholung; in jüngern Jahren meint man wol auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nunmehr bringen sie keinen Verlust sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehen die eignen mit sich getragnen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immer fort: ich habe es wol an mir erfahren, daß wenn entlegne Pfade mich über Flur und Aecker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt, gute Einfälle mir zuflossen, waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachsinnen gelöst, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute mich innig, im Thiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen, nickend und schweigend giengen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen.

Wenn zu beschaulichem Naturgenuß höchst aufgelegt, warum sollte das Alter strengen Arbeiten sich nicht mehr gewachsen

fühlen, weshalb untaugend dafür geworden sein? Seine Rüstkammern stehn ja angefüllt, an Erfahrungen hat es Jahr aus Jahr ein immer mehr in sie eingetragen, soll sein gesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrath zehren will es, es hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unsrer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis spricht die schönen Worte:

Alters freude und âbentschîn
mügen wol gelich einander sîn,
sie trœstent wol und varnt hin
als im regen ein müediu bin.
Renner 23009,

er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröthe und einer im Regen heimfahrenden müden Biene, sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht, die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach; welche Fülle ununterbrochener Thätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter Allen zu staunender Bewunderung kundgegeben, und die Herschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt? Andern steigt der Muth über die Kraft hinaus. Es mag Arbeiten und Unternehmungen geben, die sich für das Alter besonders eignen, die emsig eingeholte Erfahrung voraussetzen und stillen, ruhigen Abschluß verlangen: ein Philolog durfte wagen, zuletzt an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht. Diese aus dem bescheidenen Gefühl menschlicher

Unzulänglichkeit entsprungene Erwähnung wird nicht mißgedeutet werden.

Zu also ungetilgter Arbeitsfähigkeit und ungetrübter Forschungslust gesellt sich aber ein anderer und höherer Vorzug der zusamt mit dem Alter wachsenden und gefestigten freien Gesinnung. In wem (und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von frühe an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Wesens. Einem freigesinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden Menschen zu sein. Wünschenswertheste Landesverfassung aber erschiene ihm, die es verstände mit dem gröften Schutz Aller einen ungestörten und unantastbaren Spielraum für jeden Einzelnen zu schaffen und zu vereinbaren. Sicher ist nun, daß hinter allen Wünschen die Wirklichkeit, an die wir zunächst gebunden sind, in unermessenem Abstande stehn bleibt, doch sollen uns jene Ideale vorschweben als Leitsterne und wer wollte dem Alter den Wahn abschneiden, daß es sie schon am Rande des Horizonts aufschimmern sieht?

Bei den meisten Völkern stand das Alter in Ehren und bereits im Hirtenleben, dessen Häupter Väter und Greise waren, sein Ansehn begründet. Es war uralter Brauch durch seinen Mund das Recht sprechen zu lassen und sich Rathes bei ihm zu erholen, im Gericht und in allen Versammlungen gebührte ihm Vorsitz, süße Worte flossen von Nestors Lippen und wer in grauer Vorzeit hätte Gesetze entworfen und Weisheit gelehrt, wenn nicht durch Weisheit und Gedankenreichthum ausgerüstete Männer? Doch im Fortgange menschlicher Bildung liegt es unausbleiblich, daß allmälich Vorgewicht und Einfluß von dem bloßen Stande übergiengen auf die, deren Geistesgaben und Thatkraft auch schon im Mannesalter vorragten, und es bezeichnet die Ueberlegenheit athenischer Zustände, daß sie dem Alter geringere Ehre erwiesen, als ihm in Sparta zu Theil wurde. Genaue und ins Einzelne gehende Darlegung der Verschiedenheiten, welche bei allen Völkern in Bezug auf das dem Alter gewährte größere oder mindere Ansehn bestehn, müßte anziehende und belebende Ergebnisse liefern, es ist z. B. bezeichnend, daß die sonst allgemein eingeführte Rangbestimmung nach dem Alter heutzutage einer zwar leichteren, aber kälteren nach Folge des Alphabets zu weichen pflegt, doch nicht in unserer Akademie, die den Turnus ihrer Vorlesungen nach dem Alter des Eintritts ihrer Mitglieder regelt.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Betrachtungen und glaube Manches zur Stütze der Ansicht vorgebracht zu haben, daß das Alter nicht einen bloßen Niederfall der Virilität, vielmehr eine eigene Macht darstelle, die sich nach ihren besonderen Gesetzen und Bedingungen entfalte; es ist die Zeit einer im vorausgegangenen Leben noch nicht so dagewesenen Ruhe und Befriedigung, an welchem Zustand dann auch eigenthümliche Wirkungen vortreten müssen.

'Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle' ruft uns ein großer Dichter zu, der selbst eins der reich-

sten, gesegnetsten Alter durchlebte. Der Jugend gehören die Wünsche, dem Alter fällt in vielem die Erfüllung zu. Wenn im Alter Wehklage und Sehnsucht nach dem Tode ertönt, so liegt, wie wir oben sahen, die Ursache weniger in dem Alter selbst als in herbeigeführten andern Verhältnissen, Laertes wünschte zu sterben, weil sein geliebter Sohn ausblieb, nicht wegen Hinfälligkeit des Leibs. Ein gesundes Alter ist zugleich lebensfroh. Selbstmord ist verabscheuungswürdig, gegen die menschliche Natur und wider den mächtigsten, im geringsten Thier regen Trieb des Lebens, denn kein Thier thut sich selbst ein Leid an. Gleichen Abscheu flößen uns ein die noch unausgerottete, ehmals weitverbreitete Witwenverbrennung, die Aussetzung der Kinder und die Tödtung alter Greise, der wir selbst in der Vorzeit edler Völker begegnen und die uns wilde Stämme noch heute als einen Vorwurf wie im Spiegel vorhalten. Wahr ist, daß alte Greise heiter sich vom Felsen niederstürzten, Witwen freiwillig und freudig den Scheiterhaufen bestiegen; das war einer grausamen Sitte Wahn und ist rein menschlichen Begriffen von Grund aus widerstrebend.

Wie menschlich gedacht ist dagegen die äsopische Fabel vom Greis, der in den Wald gieng Holz zu fällen und nun von seiner Bürde überwältigt und den Tod herbeirufend sie hin zu Boden warf. Als der Tod schnell nahte, hatte der Greis nichts zu bitten, als daß er ihm die Last wieder auf die Schulter helfe Keinen Alten, sagt man, gibt es, der nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Einigemal findet sich der Widerwillen ausgedrückt, das vollbrachte Leben noch einmal durchzuführen, der Greis möchte nicht wieder ein Kind werden und in der Wiege schreien (repuerascere et in cunis vagire). Hugo ruft:

Got müeze mir ein sæligez ende geben,
Wan ich sô lenge niht wolde leben
Uf erden als ich gelebet hân.

Renner 21297,

das ist wahr empfunden, aber eitle Sorge, nimmer hat ein Greis zum zweitenmal gelebt. Kindisch werden mag er wol, nicht wieder zum Kinde.

Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was Niemand leugnen mag. Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf, im Greisenalter muß er eintreten und kann nicht länger ausbleiben. Wir wissen, daß der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegraft, doch er schont ihrer oft, des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles was begonnen hat, muß auch aufhören, der Stab, den du oben fassest, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborne Kind niederzuschauen, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Mannes. Jede Abweichung von ihrem festen Gange brächte ihr Störung, wider den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichniß wie wenn man unreife Aepfel vom Baume abreißt, dieser wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunter fallen. Des Jünglings Tod wie wenn du Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises wie wenn ein Feuer in sich verglimmt. Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröthe am Himmel, die wir schon einigemal zum Greisenalter hielten, nach ihr folgt düstere Dämmerung und dann bricht Nacht ein. Senectus crepusculum est, quod longum esse non potest*), sagte auch schon Fronto. Solange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens bis unsre Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind. Wir treten auf die Erde und schreiten über den Grund hin bis wir in den mütterlichen Schooß zurücksinken. Unsre heidnischen Voreltern legten einem Sterbenden die Worte in den Mund: Heute Abend werde ich beim Wodan

*) Das Alter ist eine Dämmerung, die nicht lang sein kann.

zu Gaste sein, und noch heute hat das Volk die derben aber treffenden Redensarten: Sein letztes Brod ist ihm gebacken, sein letztes Kleid geschnitten. Göthe mit einem heitern aber tiefsinnigen, Glück und Leben zusammen stellenden Euphemismus sagt:

Der Mensch erfährt, er sei nun wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Der auf S. 151. letzte Zeile genannte Anhang, so wie die auf S. 159. erwähnten Anmerkungen, endlich die Beilage, auf die S. 161. hingewiesen wird, fehlen in der Handschrift.

Ueber Schule, Universität, Akademie.

1849.*)

Dieser Tage trat, aus mehr als einer Ursache, es an mich nahe, einen die Genossenschaft, der wir zu gehören, unmittelbar betreffenden, ohne Zweifel auch von Vielen unter uns oft erwogenen Gegenstand in neue Betrachtung zu ziehen. Rechenschaft geben wollte ich mir über das eigentliche Verhältniß der Akademie zu andern wissenschaftlichen Anstalten, über das was bei verschiedenen Anläßen akademisch sei oder nicht. Auf unser Statut zurück gewiesen zu werden besorge ich kaum, da dessen schon mehrmals (am letzten 1812 und 1838) eingetretene Aenderung selbst darthut wie wenig dieser Verein von gelehrten Männern für in sich abgeschlossen und fertig zu erachten oder gegen der Zeit und des allgemeinen menschlichen Fortgangs allmächtigen Einfluß unempfindlich sei. Das uns bei der Stiftung übergeworfne erste Kleid haben wir längst verwachsen, und die Muster nach welchen es geschnitten wurde gelten auch sonst nicht mehr, so wenig als für irgend eine der deutschen Universitäten die Heidelberger Satzung von 1346 maßgebend geblieben ist. Dennoch darf es ein Glück heißen und eine Wolthat, daß damals zu Berlin oder in der Pfalz halb tactvoll, halb unbewußt, das Rechte und Angemessene getroffen wurde. Desto ruhiger abwarten oder im Geiste voraus ahnen dürfen wir, die Akademie werde über lang oder kurz sich zu verjüngen und erweitern alle Fähigkeit in sich tragen, und wohin mein Blick gerichtet sei soll hernach unverhalten sein.

*) Eine in der Akademie der Wissenschaften am 8. November 1849 gehaltene Vorlesung.

Wer über das Wesen der Akademie nach zu sinnen beginnt kann sich schon bei dem Klang ihres Namens an die Universität zu denken kaum entschlagen, welche gleichfalls Akademie zu heißen pflegt. Aber auch hier läßt sich noch nicht einhalten, da zwar keine Akademie, doch die Universität auf die Benennung einer hohen Schule Anspruch hat, so daß in den ganzen Kreis dieser Begriffe und Erörterungen nicht minder die Schule gezogen werden muß. Und wie solchergestalt die Verwandtschaft zwar nothwendig geschiedner aber in einander übergreifender Behörden bereits in ihren Namen vorbricht, findet sie hier in Preußen dadurch ausdrückliche Bestätigung, daß nicht selten vorragende Lehrer an den Gymnasien zugleich als Professoren der Universität auftreten und alle Mitglieder der Akademie auf sämmtlichen Landesuniversitäten Vorlesungen zu eröffnen berechtigt sind. Kann demnach an vielfacher, innerer wie äußerer Berührung dieser drei öffentlichen Anstalten im Voraus nicht gezweifelt werden, so soll das Ergebniß meiner nachfolgenden Untersuchung darlegen, wie und auf welche Weise in ihren Mitteln und Erfolgen sie ganz von einander abweichen, um so sicherer aber eine sich stützende stufenartige Trilogie bilden, welche solange die Akademie ihr abgieng unvollständig erfaßt war, man darf auch sagen, solange die Akademie ihrem Wesen nach unzureichend aufgestellt ist, immer noch mangelhaft begriffen wird.

Es braucht nicht zu verwundern, daß diese Anstalten insgesammt, deren entschiedenes deutsches Gepräge bald ins Auge fällt, nur mit fremden Wörtern bezeichnet werden können und unsere jetzige Sprache für sie gar keine heimischen Ausdrücke darbietet. Denn gleich der Sache sind die Namen zwar zu sehr verschiedener, doch einer solchen Zeit, wo die in unserm Volke selbst gelegnen bildsamen Triebe zurück standen, uns von Süden und Westen her über die Alpen und den Rhein zugebracht worden; wie es bei manchem andern von außen Aufgedrungenen der Fall war, haben wir ihren Begriff allmälich abgeklärt und vertieft, so daß nichts weiter an der ihnen ursprünglich zuge-

standnen oder im Verfolg anderswo beigemessenen Bedeutung gelegen scheint. Wir Deutschen, denen zu heiß drückender Schmach das ersehnteste Recht eines freien Volkes, das seiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten wird, erblicken einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz oder Trost dafür in dem anerkannten Ruf, daß was auf Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, alles bei uns fast in höherem Grade vorhanden ist, als bei den mächtigsten, einsichtsvollsten Völkern der Gegenwart. Wie viel Unherstellbares in unserm öffentlichen Leben uns mißlungen, wie viel auch des Gelingenden bald wieder verkommen und untergegangen sei, alles noch rettbare Gedeihen scheint sich nach einer Seite hin geflüchtet zu haben, und in den meisten der Wissenschaft gehörenden Einrichtungen die Gunst eines frohen und anhaltenden Fortschritts uns immer unversagt. Und vermag der Geist einen hinfälligen Leib aufrecht zu erhalten und zu fristen, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere Wissenschaft und errungene Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des deutschen Reichs das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja den sonst nichts hätte aufhalten mögen vor Untergang uns bewahrt haben. Franzosen und Engländer, ihren Blick theilnahmlos und ungläubig von unserm politischen Ringen abwendend, wo nicht gar es höhnend, erkennen auf dem Felde der Wissenschaft uns als ihnen ebenbürtig oder selbst überlegen an; sie sind längst bestrebt unsre Leistungen und Anstalten kennen zu lernen und vielleicht nachzuahmen. Was auch in ihren Augen und mit verzehnfachtem Selbstgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unsrer Wissenschaft, das heißt der Erhebung des Geistes auch ein stolzes Bewustsein der Stärke und der Macht des Vaterlandes, als eines Bodens, von dem der Geist sich schwingen, auf den er weilend sich nieder lassen könne, zum Grunde gelegen? oder welch unerfülltes glänzenderes Geschick ruht für uns auf jetzt

noch unnahbaren Knien der Götter? Wem solch ein Lob zu voll, diese Hoffnungen maßlos und überspannt erscheinen, der möge hernach gewahren, daß ich herben Tadel unter zu mischen und von den wissenschaftlichen Ansprüchen, zu denen wir befugt sein könnten, große Stücke abzuziehen nicht säumen werde. Von andern Seiten her erschallen ja Mißbehagen und Unzufriedenheit viel anhaltender und lauter. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß gerade was dem Ausland an den sonst um nichts Geneideten neidenswerth vorkommt, unsre Schulen und Universitäten, bei Mitlebenden unter uns herabgesetzt und als wesentlicher Umwandlung bedürftig dargestellt zu werden pflegt. War jener Vorzug nur eingebildet, oder steht er so fest, daß alle gemachten Vorwürfe von ihm abgleiten? Niemand der gesundes Sinnes ist, wird frevelnden Neuerern das Wort reden, die jede gute Gewohnheit hergebrachter Sitte ruchlos untergraben möchten, Niemand aber auch den auf ihren Zinnen über alle und jede Neuerung Zeter schreienden Zionswächtern sich beigesellen wollen.

Ich erbitte mir Nachsicht dafür, daß ich, wie man schon gewahren wird, mit anspruchloser Offenheit keinem Anstoß oder Bedenken ausweichen will, was einige meiner Ansichten mit sich führen können; hinten zu halten und mich zu bergen war meine Sache nie.

Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungnen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die einmal geweckt Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt. Solang es Menschen gibt, kann dieser lechzende Durst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber aller Enden hin in ungemessene Weite zu wirken und darum verdrießt es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und sie findet sich nicht eher zufrieden gestellt, bis sie eine nach der andern überstiegen hat. Ihrer Unermessenheit zufolge scheint sie nothwendig

unpractisch in der Meinung, daß sie nicht auf irgend ein bestimmtes Ziel einzuengen, sondern der guten Fabel ähnlich statt auf einzelne Nutzanwendungen vielmehr auf jeden Nutzen gerecht und bei aller Gelegenheit diensam ist. Dieser reiche unabschließende Gehalt der Wissenschaft äußert sich auch darin, daß aus ihrem Schoße Zweige und Aeste, wie aus der Pflanze entsprießen und treiben, die sich bald ihr neues Gesetz schreiben und dann gesondert als einzelne Wissenschaften neue Frucht bringen. Das Beispiel der vergleichenden Sprachforschung soll mir hier zu statten kommen, die in unsern Tagen, in Gegenwart und vor Augen dieser Akademie selbst, sich eignen Weg gebrochen hat, der zu ganz andern Ausgängen führt als den von der alten Philologie verfolgten. Denn während diese sich nur der classischen Sprache bemächtigte und in deren Umfang Meisterin war, muste die comparative Grammatik ebensowol alle rohen, von jener über die Achsel angeblickten Idiome und alle halbgebildeten Sprachen in ihren Kreis ziehen, wodurch sie zu Ergebnissen gelangte, von denen früher keine Ahnung war. Ich scheue mich nicht hinzuzufügen, daß in gleicher Weise dem Betrieb der classischen Mythologie, die sich zur Seite unbeachtet liegen ließ was von Mythen Sagen und Bräuchen aus dem lebendigen Volksmunde des gesammten heutigen Europas im Ueberschwank zu sammeln steht, bald auch eine vergleichende Sagenforschung sich erzeugen werde, deren ernste Resultate nicht bloß einigen Regeln zum Correctiv dienen können, die aus dem griechischen und römischen Alterthum bisher geschöpft und zwar reichströmend, doch allzu einseitig abgeleitet waren.

Fragt es sich nun aber im Allgemeinen nach dem Boden, wo jede einzelne Wissenschaft wie alle zusammen wurzeln, was sie zeuge, nähre und sättige? so wird beständig auf eine innere und äußere Ursache zu weisen sein, die fast unzertrennlich in einander greifen und kaum ohne einander zu denken sind, ich meine den Trieb des Lernens und Lehrens. Auch sind beinahe in allen Zungen bedeutsam die Wörter des Lernens und Lehrens

(deren Sammlung ich anderswo mittheilen werde) unmittelbar von einander gebildet, und entweder wird das Lehren als ein Uebertragen des Gelernten, als ein Wissen machen oder das Lernen als ein Gelehrtwerden und sich selbst Lehren, überhaupt aber als ein weise und gewiß werden erfaßt. Wer nun wollte, sofern man beide Fähigkeiten getrennt abwägt, nicht dem Lernen den Rang lassen vor dem Lehren? Wie dem Hören ein innerer Sinn des Vernehmens, dem Sprechen ein Denken, dem Singen ein Dichten, muß nothwendig dem Lehren ein Lernen voraus gegangen sein. Im Lernen waltet unschuldiges Behagen und größere Freiheit; die Lehre erscheint im Geleite einer von ihr unzertrennlichen und dem freien Wissen Eintrag thuenden Autorität, je mehr der Mensch lernen kann, desto gelehrter mag er werden, nicht aber gilt das Umgedrehte, daß je mehr er gelehrt werde, er desto mehr auch lerne, und bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervor gestiegen ist. Das Lernen ist findend und schöpferisch, die Lehre nur festigend und gestaltend; nimmer würde sogar die trefflichste Lehre ihr Werk verrichten, träte ihr nicht aus dem Lernenden ein empfängliches und mitfruchtendes Verständniß gegenüber, was der Dichter in den schönen Worten anerkennt;

> Erquickung hast du nicht gewonnen,
> Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.*)

*) Göthe Xenie 58 wissenschaftliches Genie: Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wirds nicht minder. Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut. Aphorismen über Naturw. (Werke 3, 303): Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das im Stillen längst ausgebildet unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. In Wh. Meister (Werke 1816. 4, 394): Neigung, Thätigkeit, Anlage, Instinct sind das erste und letzte. Die geringste Fähigkeit ist uns angeboren. Die Erziehung macht uns

Menschlich aber ist es daß beide, Lernbegier und Lehre in Wechselwirkung zusammen treten, und streng genommen gibt es darum weder Autodidacten, noch solche die nur durch die Lehre wissend geworden wären. Wer sich in Waldes Einsamkeit von aller menschlichen Gesellschaft flüchtete, könnte immer nicht umhin, die ihm selbst durch die Sprache eingeimpften und vor der Zeit, wo er den Entschluß zur Absonderung faßte, gesognen Vorstellungen seinem beschaulichen Nachdenken unter zu legen, geschweige jeder andere, den Einflüssen seiner Mitlebenden willig hingegebne Mensch. Alle Mittheilung geschieht in zwiefacher Absicht, entweder will der Mittheilende Beifall oder Tadel über das Mitgetheilte vernehmen, oder er will es auf Andere übertragen und nur diese letzte Richtung heißt Lehre im eigentlichen Sinn. Im ersten Fall läßt er sein eignes Forschen eine Probe bestehen, die er selbst anzustellen nicht vermag; im andern Fall fühlt der Lernende sich von dem Lehrenden entzündet, der Lehrende durch das Entgegenkommen des Lernenden tiefer angeregt.

Ich kann jetzt die Anwendung machen auf unsere drei Anstalten. In zweien, der Schule und Universität waltet die Lehre, die Akademie ist von ihr entbunden. Die Schule zeigt aber Lehrzwang, die Universität Lehrfreiheit. Kein Schüler hat die Wahl der Lehre, er kann sich nicht aussuchen was er lernen will, und der Lehrer soll lehren, was im Schulplan liegt. Der Student hingegen darf sich frei entscheiden für alles wozu ihn innere Neigung trägt; was diese Freiheit einschränkt ist vom Uebel und verfälscht. Den Professor bindet bei seinen Vorlesungen eine nothwendige Rücksicht, ihren Inhalt dem Lehrzweck und den Bedürfnissen der Zuhörer anzupassen, und die alljährliche, wenn auch noch so freie und unmechanische Wiederholung kann quälend werden oder Gefahr laufen sich abzustumpfen. In

---

ungewiß. Ein Kind das auf eignem Wege irre geht, ist mir lieber als manche die auf fremdem Wege recht wandeln.

der Schule ist alles Praxis und zwischen Schüler und Meister eine große Kluft, es gibt nur Sachen, die jenem schwer, diesem leicht fallen. Auf der Universität hat sich der Abstand mehr ausgeglichen, die Fähigkeit des Lernenden erhöht und der des Lehrenden genähert, welcher um so geneigter wird herab zu steigen und seiner Lehrgabe die eigne Lernbegierde unter zu ordnen. Für den Akademiker ist, im Gegensatz zum Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens hergestellt, er darf immer oben bleiben oder seine höchste Formel aussprechen, und nur das Beispiel legt ihm eine wohlthätige Fessel an oder einen zugleich seine innerste Kraft stärkenden Zaum. Schon nach dieser allgemeinen Darlegung wird die Akademie oder der akademische Betrieb der Wissenschaft als Gipfel aller wissenschaftlichen Einrichtungen erscheinen und wie die Universität über die Schule ihrerseits über die Universität hinaus ragen.

Bevor jedoch zur nähern Entwickelung und Begründung meiner Sätze im Einzelnen geschritten werden kann, ist erforderlich erst einer andern bisher unerwähnten und großartigeren Erscheinung zu gedenken, als Schule, Universität und Akademie zusammen genommen sind, einer Anstalt, die zugleich über Lehre und Lernen ihre wiewol erschütterte, immer noch ungebrochne Gewalt behauptet.

Das Christenthum und die aus ihm hervorgegangene Kirche bezeichnen insgemein einen so durchdringenden Wendepunct der Geschichte wie aller einzelnen Richtungen unsers Welttheils, daß auch die Fortpflanzung des menschlichen Wissens in allen seinen Fugen davon berührt werden muste.

Der heidnische Glaube der alten Welt wurzelte volksmäßig *), man könnte sagen durch eine stille Macht der Ueberlieferung in den Gemütern, und bedurfte nicht für die große Masse, nur für Eingeweihtere der Lehre und des ausdrücklichen Bekenntnisses; alles andere Wissen wuchs neben ihm frei und unabhängig empor.

*) Plato de legib. 10 p. 887.

Die christliche Kirche dagegen war von Anfang und zu allen Zeiten eine lehrende, die nicht bloß ihren Glauben fest einzuprägen, sondern auch jegliche Wissenschaft zuletzt auf ihn zu beziehen trachtete. Je straffer ihren Zügel sie anzog, desto strenger pflegte sie Erziehung und öffentlichen Unterricht zu leiten und auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß im Hintergrund eine Mauer zu errichten, vor welcher still zu stehen geboten, die zu überschreiten untersagt war. Das Christenthum that durch seine milde Wärme dem innern Menschen Vorschub, machte ihn also für das Wissen an sich empfänglich; allein die Leiter der christlichen Gemeinde hemmten und beschränkten diese wolthätige Wirkung, sie führten eine Reihe dunkler Jahrhunderte herauf, in denen sich keine freiere Menschlichkeit entfaltete. Konnte auch im Geleite der Kirche und von ihr geschützt die Wissenschaft eine Strecke des Wegs zurück legen; allmälich begannen beide sich zu scheiden und feindselig einander entgegen zu setzen. Die Wissenschaft will nur glauben, was sie weiß, die Kirche nur wissen was sie glaubt*). Nie hat es die Kirche gescheut und unterlassen aus ihrer Geringschätzung alles menschlichen Erkennens gegenüber den von ihr verfolgten Zwecken ein Hehl zu machen, und mit solchem Ausspruch, wenn er gälte, fiele die Wissenschaft zu Boden. Dem Tode verfallen sein ist unserm Leib, nach dem ewigen Grunde des Wissens zu dringen ist unserm Geist voraus bestimmt. Die Kirche will aber allein beseligen und bietet der menschlichen auf zahllosen Wegen zur Erkenntniß Gottes vorstrebenden Natur Trotz. Nach dieser durchgehends verfochtenen Ausschließlichkeit der Kirche mußten alle von den Heiden, die auch am Schleier gelüftet hatten, eingeschlagenen Mittel wo nicht verkehrt, doch unzulänglich befunden, jede Rückkehr zu den die Vorwelt schon erregenden und befruchtenden Gedanken auf einem gewissen Punct für Ketzerei ver-

*) swer niht mêr gelouben wil denne er weiz, der ist unwise. David von Augsb. myst. 336, 20.

schrien werden, bis endlich eine solche Ketzerei zu ewiger Ehre unsers Vaterlandes durchschlug. Die Reformation verhält sich zur katholischen Kirche fast wie das Christenthum seines Stifters und der Apostel zu dem Glauben der eifernden jüdischen Priester, und alle heilsamen Folgen der Glaubensreinigung mußten der ganzen Welt, ja wider ihren Willen und in weiterer Ferne selbst der alten Kirche zu Gute kommen. Diese ihrem Wesen nach unvollendete und unabgeschlossene Glaubensläuterung ist es, die auch, indem sie der Wissenschaft Ketten allmälich sprengte, dem Alterthum der Griechen und Römer seinen lange verhaltnen Athemzug wieder löste. Man hat es ihr schwer aufgebürdet mit einemmal die politische Einheit der Deutschen gebrochen und einen noch heute klaffenden Spalt zwischen Brüdern hervorgebracht zu haben. Wessen war aber die Schuld, der vorschreitenden Protestanten oder der zurückbleibenden Katholiken? Von jeher galt Fortgang für des Menschen würdiger als Stillstand, und es ist, wer genauer schauen und den Finger der Vorsehung erkennen will, ein in Deutschland vorher gestörtes Gleichgewicht eben dadurch auf andere Weise hergestellt worden. Da nemlich früher die Herrschaft der hochdeutschen in Süddeutschland entsprungenen Sprache aus bekannten Ursachen auch über Norddeutschland erstreckt worden war, scheint durch ein nach der andern Seite fallendes Loos die der südlichen Hälfte unseres Vaterlands mehr entzogne geistige Ausbildung deutscher Sprache und Dichtkunst eine Zeitlang der nördlichen überwiesen, damit auch für sie die Spracheigenheit selbst gerechtfertigt und erworben würde. Oestreich und Baiern mußten nach der Glaubensverbesserung, an der sie sich nicht betheiligten, die früher bei ihnen zu Hause wohnende und erblühte Macht der Poesie in norddeutsche Landtheile ausziehen sehn, von wannen erst nach und nach die Wirkung wieder auf sie zurück scheinen konnte. Die protestantische Kirche jedoch, deren größere Freiheit seit Luther der Sprache und Wissenschaft zu Gewinn ausschlug und ihnen beiden einen unverkennbar protestantischen Charakter auf-

drückte, hat auch nach unerfreuenden Rückschritten jene wiewol geminderte Opposition gegen die Wissenschaft nie ganz aufhören lassen. Wenn einmal die gesammte, katholische wie protestantische Kirche zu ruhigem Vollbesitz ihrer menschenbeglückenden Kraft gelangen, ihr Glaubens- und Sittengesetz auf eine geringe Zahl einfacher Gebote beschränken wollte und darüber hinaus jeden Menschen mit sich selbst und seinem Gewissen, wie es die duldsamen Alten thaten, fertig werden ließe; so brauchte sie nicht länger Proselyten zu werben, nicht mehr Liebe und Haß aus demselben Gefäß zu gießen, und wäre der in vielen Zeitaltern umsonst erschollenen, endlich abgenutzten Klage über die Sündhaftigkeit und den Verfall der Welt enthoben. Je mehr sie sich aber dieser wahrhaft menschlichen, jene Kluft allein heilenden Richtung zukehrt, in demselben Maße werden sich auch einmal alle Fragen nach unsrer besten Erziehung und Wissenschaft vereinfachen, alle Mittel dazu erleichtern. Jetzt deckt uns den Himmel noch ein großes Stück Gewölke.

Die Schule.

Bei der Schule, von der ich nun anhebe, kann nicht umgangen werden eine niedere und höhere zu sondern, das Darreichen der ersten Milch alles Unterrichts von einer zubereiteten festern Nahrung. Während die höhere unter uns in Blüte zu stehen und ihr rechtes Maß fast zu erfüllen scheint, erblicken wir den Stand der Elementarschule heutzutage sehr unbefriedigend und verworren.

Diese niedere Schule ist allgemeine Spenderin einer Lehre ohne Unterschied, die Heerstraße für alle Kinder, gleichsam das größte Sieb, durch welches deren frühste Anlagen gebeutelt werden.

Muß denn der Mensch zu Schule gehen? Das Insect, sobald es aus der Larve geschlossen ist, reckt einige Augenblicke seine Flügel und schwingt sich dann leicht und gewandt in die Lüfte.

Zwar heißts, der Vogel lehre seine Jungen fliegen, der Adler führe sie der Sonne entgegen, was doch die Naturgeschichte unbestätigt läßt. Wer lauscht wird gewahren, wie die flücken, dem Flaum entwachsnen Nestlinge eigenmächtig ihr Gefieder rühren und nach geringem Flattern mit den Alten um die Wette ihre Bahn durchschneiden. Dem anfangs unbeholfnen, langsam gedeihenden, zum Bewältiger aller Thiere und der ganzen Welt auserſehnen Menschen stärkt sich dennoch jede Leibeskraft von freien Stücken und bedarf nur selten des Gängelbandes. Einfache Speise bringt ihn empor und fast mit der Füße erstem Treten auf den Boden beginnt ihm auch seine wunderbarste, dem Thier versagte, dem erwachenden Denkvermögen innig verwandte Fähigkeit, die der Sprache, wie anzuwachsen*). Gleich dem vernommenen Wort haftet sodann in des Kindes reinem, unversehrtem Gedächtniß alles was es Eltern, Geschwistern, Nachbarn abzusehen oder abzuhören vermag mit der schnellen aber zähen Gewalt des Beispiels. Wie nun, seit das Kind den Tag von der Nacht, Gutes von Bösem unterscheidet, sollen sich ihm nicht auch Tugend und Sitte gleich Handgriffen einüben, die vor seinen Augen gemacht werden? Wie der Vater sein Söhnlein die rechte Hand gebrauchen lehrt, ihm die Zahlen an den Fingern vorsagt, wird er auf der Stelle Lüge und Ungehorsam an ihm strafen und ihm bei jedem Anlaß den Namen Gottes mit Ehrfurcht aussprechen. Des Lernens Kraft eilt auch hier schon der Lehre zuvor und reicht über sie hinaus, dem Kind wächst die Seele von innen, der Leib von außen, und das ist die schönste, leichteste und sicherste Erziehung, die dem sich öffnenden und faltenden Verständniß und Fassungsvermögen des Kindes von Eltern und Hausgenossen unvermerkt und ungesucht dargeboten wird.

*) Wenn das Kind laufen lernt, lacht es, wie die menschliche Natur überhaupt, sobald ihr Schweres gelungen ist, still lacht; zwischen dem Vermögen zu lachen und zu sprechen besteht aber Analogie, und beides ist den Thieren unverliehen.

Der Ackermann nimmt seinen Sohn mit aufs Feld, der Schiffer aufs Wasser, der Hirt auf die Weide, und gibt ihm erst kleine Geschäfte auszurichten, über welchen allmälich er auch die schwereren lerne. Wo Stand und Lebensart sich wenig oder nicht verrücken, ist nichts natürlicher als ein so unmittelbarer Uebergang der Gaben von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, und den sich ablösenden Geschlechtern alle wesentliche Unterweisung dadurch gleichsam von selbst verliehen.

Laßt aus irgend welchem Grund ein Mädchen die Schule nicht besuchen, sondern daheim unter dem Eindruck der Eltern und ihres Umgangs aufwachsen, und seht zu, ob es nicht mutterwitzig, lebendiger Rede kundig, wolgeartet und haushältig werde vor allen Schülerinnen, die sich mit Manchem geplagt haben, was sie ohne Schaden wieder vergessen können.

Hiermit aber soll bloß der eingebornen Anlage des menschlichen Geistes, die es allen Vorbereitungen beinahe gleich thun und sie sogar überholen kann, ihr Recht geschehen, keineswegs die Heilsamkeit oder das Bedürfniß der Schule unter gesitteten und gebildeten Völkern, die der einfachen Lebensweise ihrer Vorzeit längst entrückt in gemischte und vielfach verwickelte Verhältnisse der Gesellschaft eingetreten sind, verabredet werden.

Es ist für Eltern wie für Kinder unentbehrliche Wolthat, daß öffentliche Anstalten bestehen, denen mit vollem Vertrauen ein großer Theil der Erziehung überlassen werden könne. Nicht allein entfernen die Eltern den Lärm und die Unstille der in die Schule abgegebnen Kinder dadurch aus dem Haus, sei es auch nur um Stunden und halbe Tage lang, wie Mütter sagen, die Mühle abzuschützen, und auf das Geräusch Ruhe eintreten zu lassen, deren sie für ihre Geschäfte und Verrichtungen bedürftig sind; der Hauptgrund, und der Natur der Dinge gemäß ist es, daß gleichfalls das Kind aus dem weiteren Kreise des zerstreuenden Hauses mit andern Gespielen in engere, stillere, fruchtbar zum Eifer weckende Gemeinschaft unter Aufsicht eines Lehrers gesammelt werde, der die angefangne und daneben waltende

Hauszucht in geregelter Ordnung fortsetze und erhöhe. Welch süßer Lohn für ihn alle Keime und Knospen der unschuldig vordringenden Kinderseelen in ihrer manigfaltigsten Gabe vor sich auf der Bank zu haben, zu betrachten und liebreich zu heben.

Solch ein Lehrer, wie die Amme ihre Brust dem Säugling hinhält, flößt dem Knaben die noch leichte Speise des ersten Wissens ein, nährt, erzieht, baut auf und meistert ihn in allen Dingen*).

Nichts besser zu statten kommt ihm dabei als die unersättliche Wißbegier der an des Meisters Munde hängenden, ihn einem Könige gleich hochhaltenden Jugend selbst; doch hat diese freudige Lernfähigkeit auch ihre Schranke, die eingehalten sein will. So unverdrossen der Schüler lernt, ersehnt er zugleich die ausschlagende, ihn der vier engen Wände entlassende und zur freien Luft fördernde Stunde. Mit welcher Empfindung das Kind seine Bürde auf und ab lade, sagt in einer unnachahmlichen Stelle, wo er die Lust der Knaben in die Schule und aus ihr zu gehn der Lust Liebender von und zu einander zu gehn treffend entgegen setzt, Shakespeare:

> love goes toward love as schoolboys from their books,
> but love from love, toward school with heavy looks.

und von Tristan redend, der aus der Freiheit seiner aufblühenden Jahre in des Meisters Hand gegeben wurde, hat schon Gotfried 54, 4 dasselbe Gefühl in den Worten ausgedrückt:

> der buoche lêre und ir getwanc
> was sîner sorgen anevanc.

Eines Schulmeisters Leben, wenn er genügsam sich beschei-

*) Daher erziehen, unterrichten, instruere. Daß erziehen von der Amme entnommen wurde, lehrt eine Stelle Varros bei Nonnius 5, 105: educit obstetrix, educat nutrix, instituit paedagogus, docet magister. Auch praecipere gilt von diesem ersten Unterricht. Unsre alte Sprache nannte den Lehrer magazoho d. i. qui filium educat. meizoge jüngl. 41. 746. 1188. 1205; zuhtmeister jüngl. 1226. Otte mit dem B. 98.

det, nicht über seinen Stand hinaus strebt, könnte das friedlichste und glücklichste von der Welt sein. Jahr aus Jahr ein unterweist er in hergebrachtem Gleise, sieht immer frische Gesichter um sich versammelt und waltet in deren Mitte beinahe unumschränkt, denn in keiner andern Lage des Lebens wird dem Vorgesetzten von seinen Untergebnen so viel williger und unterwürfiger Gehorsam bewiesen wie ihm von den Schülern. Nur mäßig angestrengt sind dabei seine Kräfte und überall vermag er mit unbefangenster Sicherheit aufzutreten. Wie manche seiner Zöglinge schon nach wenigen Jahren ihm entschieden überlegen sein werden, jetzt steht er ihnen allen noch riesengroß und Vorbild gebend. Jene beständige Wiederholung und der langsame Schritt seines Unterrichts gleichen der Geduld des Landmanns, der viele Sonnen wieder kehren sieht, bevor die Saat zur Ernte reift, aber sie festigen ihm auch alles was er weiß und das bekannte docendo discimus lautet auf deutsch sinnlicher ausgedrückt: ein Tag ist des andern Schulknabe. Stunden zur Erholung, Ruhe, ja inneren Ausbildung, wenn sie in ihm auftaucht, bleiben dem Schulmeister genug vergönnt; aber Zufriedenheit mit seinem stillen Loos muß ihm eigen, alles sich Ueberheben, aller Aufwand fremd sein.

Das Mittelalter hatte die ganze Schule in die Hand der Kirche gelegt und nur zu den Geistlichen, oder wo es Klöster gab, zu den Mönchen giengen die Knaben, zu den Nonnen die Mädchen in Unterricht. Mädchen empfiengen fast nur im Glauben und in weiblicher Handarbeit Unterweisung, Knaben ward eine Reihe von Jahren hindurch das sogenannte Trivium pedantisch eingeübt, denn auf diesem Boden gerade ist eines Begriffes Ursprung zu suchen, über den ich mich bei andrer Gelegenheit hier ausgelassen habe. Hauptanliegen war, daß man die Knaben alle Glaubensartikel, ein dichtes Bündel von Gebeten (deren Nachplappern auch den Erwachsenen das ganze Leben hindurch auferlegt blieb), etwas Gesang und einzelne kirchliche Dienstleistungen lehrte; zum Lesen oder Schreiben brachten es nur

weiter Vorgeschrittene, ja verschiedentlich scheint diese Kunst vorzugsweise Frauen mitgetheilt worden zu sein. Damals konnte die Schule überhaupt nichts anders als ein Abbild, einen geschwächten Wiederabdruck der Geistlichkeit darstellen und hätte schon darum alles was die Kirche von sich wies ängstlich meiden müssen. Doch ist hervorzuheben, daß die Bettelmönche, wie sie insgemein auf das Volk näher einzuwirken trachteten, auch von der Kirche unabhängigere, wenigstens unbewußt nach dieser Unabhängigkeit strebende Volksschulen förderten und stifteten. Weil aber keine Zeit ganz ohne Freiheit und Licht sein kann, und die der menschlichen Natur inwohnende Liebe selbst Unbeholfnen die Hand leitet; wird es auch im Mittelalter an freudigen Schulmeistern und Erziehern nicht gemangelt haben, die es verstanden das schlummernde Talent der Kinder zu wecken und zu leiten, ich verweise nur auf die Schilderung der Erziehung Tristans oder des Fündlings Gregorius bei Gotfried und Hartmann.

Aller Beschränktheit und Geistesarmut der Schule steuerte endlich zwar die Reformation, indem sie an den Platz des mönchischen Quadriviums sogenannte Humaniora (statt des stärkern Positivs humana) einsetzte, die das classische Alterthum neben der christlichen Glaubenslehre aufrichteten. Nur in den Ersatz des freilich allzuwenig enthaltenden Triviums wurde nunmehr allzuviel gelegt und ein nüchtern überladner Elementarunterricht gegründet, der seinen pedantischen Anstrich steigernd zugleich die Strenge der Zucht schärfte. Nach wie vor blieb er dann halbgebildeten Kirchendienern, Küstern und Kantoren anvertraut, die wie man sich denken kann, nichts von dem erließen, was in die Zuziehung der Knaben beim Gesang und bei jeder andern öffentlichen Gelegenheit ihres Amtes einschlug, so daß in gewissem Sinn auch die evangelischen Schüler fortwährend Chorknaben, Acolythen und Psalmisten der Kirche waren; welcher Brauch doch allmälich ermäßigt und heute beinahe erloschen ist. Uebung

der Musik und des Gesanges mußte zugleich die Herbe der Schule mildern und erheitern.

Wenn im Mittelalter diese Elementarschulen der Regierung des Landes gar keine Ausgabe verursachten, kosteten sie auch in den nächsten Jahrhunderten nach der Reformation noch nicht viel. Den meisten ländlichen Aemtern pflegte vor Alters ihr Gehalt fast nur in Naturalien ausgesetzt zu sein, die die Gemeinde lieferte, und am längsten konnte dieser Gebrauch sich bei Pfarrern und Schulmeistern fortpflanzen. Zu der ständigen, meistentheils geringen Besoldung des Schulmeisters traten die Schulgelder und andere von den Eltern der Kinder entrichtete Beiträge; wenn der Vater seinen Sohn dem Lehrer zu führte, brachte er ihm auch eine Gabe von Lebensmitteln. Ich entsinne mich, in der Schule, wo ich selbst den ersten Unterricht empfangen habe*), und gewiß damals noch in vielen andern**), nahm jeder Schüler des Morgens ein Scheit Brennholz für den Ofen mit und warf es auf den Haufen, wie bis auf heute in Irland beim täglichen Schulgang jedes Kind sein Stück Torf unterm Arm trägt, das es zum Vorrat des Lehrers hinbringt***). Wer alle Schulbräuche der Vorzeit, die Feste und Freuden der Kinder, aber auch die für sie bereit gehaltnen Strafen sammeln wollte, könnte ein anziehendes Buch davon schreiben. Ich wünsche dem Volk möglichst geringe Abgaben, doch wie Almosen dem Einschuß in Armencassen sind auch Schulgelder und Collegienhonorare der ihres Abgangs wegen nöthig werdenden Erhöhung der Besoldung für Schulmeister und Professoren aus Staatsmitteln vorzuziehen, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die unmittelbar bezahlte Schule und Vorlesung immer fleißiger besucht zu werden pflegt.

*) Zu Steinau, in der hanauischen Obergrafschaft. Der Praeceptor hieß Zinkhahn.

**) Um 1835 noch in den Dörfern des elsässischen Sundgaus, in der Gegend von Pfirt warf jeder Knabe sein Spältle in der Schule ab.

***) Irische Sagen und Märchen, zweiter Theil. Stuttg. 1849. S. 461.

Wer sich ein Buch gekauft hat liest es weit genauer, als der es leihen kann.

An der einfachen althergebrachten Stellung der Landschulmeister haben die Einflüsse der neueren Zeit viel gerüttelt und Manches verdorben, nicht ohne Mißgriffe der ihnen vorgesetzten Behörden, die mehr aus der Schule machen wollten, als ihr zu sein gebührte. Der erste Jugendunterricht ist von Natur so beschaffen, daß er einen niedern Stand halten muß und sich nicht gewaltsam in die Höhe schrauben läßt; über das Maß gehende Ansprüche schaden hier nicht bloß den Schülern sondern auch den Lehrern. Soviel man nun für sie bedacht gewesen ist, waltet nirgends tieferes Mißbehagen als gerade unter unsern Schulmeistern, wie sie nicht einmal gern heißen mögen; sie ziehen dem mehrsagenden alten Namen den weniger enthaltenden vor. Die Frankfurter Nationalversammlung sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer fast überflutet, die höher und unabhängiger gestellt zu werden forderten und gern das ganze unentworfne Reich in ein Schulregiment umgewandelt hätten. Es ist auch nicht unbekannt, welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Schullehrern, Communisten und Proletariern fast durchgehends statt fand und nicht ohne Gefahr für die Gemeinde bleiben konnte; den schlüpfrigen Abweg selbst betretend trugen sie eifrig dazu bei das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zu Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistige Entfaltung empfohlen sei, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl fröhnen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Witwengehalte sichern. Hier aber wird offenbar der Werth dessen, dem man einen Dienst leistet, mit dem Werthe des Dienstes selbst verwechselt; es ist nicht abzusehen, warum wir Milch und Brot für die Kinder theurer einkaufen sollen als

sie jedem Alter gelten oder so theuer wie andre schwere Speisen. Die Fähigkeit, die wir vom Schullehrer fordern und die er uns aufwendet, scheint mir an sich unter der eines ausgezeichneten sinnreichen Handwerkers zu stehen, der in seiner Art das Höchste hervorbringt, während der Lehrer ein fast Jedem zugängliches Mittelgut darreicht und sein Talent leicht überboten werden kann. Wir sehn nicht selten Männer, die in andern Ständen verunglücken, sich hinterdrein dem Lehrgeschäft als einer ihnen noch gebliebenen Zuflucht widmen, ungefähr wie alte Jungfern, die nicht geheiratet haben, zu Kleinkinderbewahranstalten übertreten. Dies soll keine Herabsetzung des Lehramtes ausdrücken, sondern klar machen, wie es durch eine verhältnißmäßig niedre Kraft bedingt sei. Man hat auch geringere Leistungen zu achten, die aus reinem Willen hervorgehen und wird sie doppelt hoch anschlagen, wenn sie für einen uns theuern Gegenstand erfolgten.

Das heute oft und mit heiserem Schrei erschallende Begehren voller Freiheit des Unterrichts, die Vielen zur Freiheit ausschlagen würde nicht zu unterrichten noch unterrichtet zu werden, ist so vieldeutig, daß ihm wieder alle eigentliche Bedeutung entgeht. Wird es von einer Kirchenpartei erhoben, die herrschen möchte da wo sie über Druck klagt, so kann sie sich in der Elementarschule am leichtesten beruhigen, falls sie nur die natürliche Schranke in Glaubenssachen einhält. Zu wünschen aber, daß die Lehrgegenstände eher verringert als ausgedehnt werden mögen, wäre nicht unbillig und bezeichnete keinen Rückschritt. Die Wahl der Lehrer würde ich den Umständen nach bald vom Staat, bald von der Kirche, bald von der Gemeinde ausgehen lassen. Was ich von den bestehenden Schulseminarien in Erfahrung gebracht habe macht mir ihren Nutzen mehr als zweifelhaft, sie erfüllen den angehenden Lehrer mit Kenntnissen, die ihm in der Schule hernach nicht frommen; ist es Milch und Brot des Glaubens und der Vaterlandsliebe, was dieser noth thut, so werde auch nicht viel Anders darunter gegossen. Ueber

die Nothwendigkeit des Lesens und Schreibens für alle Kinder ohne Ausnahme ist freilich längst nicht mehr hinweg zu kommen, auch wenn man einsieht, wie viel die angeborne Sprachregel unter dem Schreiben in der Schule verdorben wird.

Deutschland ist ein wahres Land der Schulmeister, etwa wie Italien und Spanien das Land der Geistlichen. Rechnet man für ganz Preußen auf 15 Millionen Menschen 30,000 Schulmeister, so kommt einer auf 500 Einwohner, unter welchen im Durchschnitt 50 schulbesuchende Kinder voraus zu setzen sind. Wenn nun die übrigen deutschen Länder fast noch einmal so viel annehmen lassen, entspringt ein Heer von 50,000 bis 60,000 Lehrern, dem schwerlich ein gleich großes in andern Ländern derselben Bevölkerung zur Seite treten kann und dessen Sold den Staatshaushalt mächtig belastet. In dieser Menge ist sicher auch eine große Zahl von Männern, die ihren Beruf getreu erfüllen und die ihnen aufgetragne Erziehung der Jugend gewissenhaft leiten; als Nebengeschäfte für sie eignen sich vorzugsweise Musik, Gartenbau, Veredlung des Obstes und Bienenzucht, aus welchen allen sie treffende Gleichnisse und Bilder für das Gelingen ihrer Hauptarbeit schöpfen mögen. Zu gewissen, in der gegenwärtigen Lage unsrer Literatur unumgänglichen Nachforschungen, ich meine das Sammeln der Sprache und Sage des gemeinen Volks, welche vertrauten Umgang mit diesem und völlige Eingewohnheit im Lande voraussetzen, taugte Niemand besser als verständige Schulmeister.

Fast aller Tadel, der an den niedern Schulen, wie sie heute beschaffen sind, haftet, schlägt um in Lob, wenn ich auf die höheren, heißen sie nun Gymnasien, Lyceen oder noch anders, zu sprechen komme. Vorzugsweise zwar für weiter schreitende, aus dem großen Haufen bereits geschiedne Jünger der Wissenschaft gegründet werden sie doch auch noch von andern Schülern, die demnächst in das Gewerbe oder den Kriegerstand eintreten, vortheilhaft durchlaufen. Hier athmet nun das Meiste, seit der Kirchenverbesserung, classisches Alterthum, und nicht

bloß bei den Protestanten, auch den Katholiken, die offner Nachahmung ausweichend ganz in der Stille sich manche Einrichtungen unsrer Gymnasien löblich angeeignet haben.

Ich darf mich darüber kurz fassen, da die Art und Weise dieser höheren Unterrichtsanstalten vielseitig und mit befriedigender Klarheit auseinander gesetzt worden ist. Unserm Volk, das aus ihnen große Vortheile gezogen und tüchtige Männer in Menge gewonnen hat, sind sie ein gerechter und bleibender Stolz.

Doch fallen mir unter meinem Gesichtskreis einige drohende Anzeichen ins Auge, die sich gegen den unveränderten Bestand dieser Schulen aus der Ferne erheben. Unterliegen ja, den Umständen nach, alle irdischen Dinge dem Wechsel.

Ein wahres Unheil scheint hier die immer steigende Verlegenheit bringende Ueberfülle der Lehrgegenstände, da sich in allen Wissenschaften Stoffe sowol als Einsichten und Ergebnisse häufen. Wie viel weniger von der Geschichte hatte noch im sechzehnten Jahrhundert ein Jüngling zu erfassen. Er lernte die hergebrachten vier Monarchien, und brauchte eigentlich nur in der römischen, allenfalls griechischen Geschichte auf genaue Kunde bedacht zu sein. In die Nebel der einheimischen alten drang er gar noch nicht ein, wie viel Neues, Welthistorisches hat sich seitdem zugetragen und ist, bei Erleichterung aller Mittel des Aufbewahrens, bis ins Einzelne auf das Reichste verzeichnet worden; von Geschichte der Literatur und Dichtkunst, wie sie gegenwärtig angebaut werden, hatte man ehmals nicht die Ahnung. Auf dem Felde der Philologie war der lernbegierigen Jugend außer den beiden classischen Sprachen nur noch die hebräische dargeboten, aber Auskunft über die neueren und vollends die Muttersprache trat erst viel später hinzu, geschweige daß auch die Kenntniß jener classischen sich beständig vertiefte und in ihnen nun ein ungleich ansehnlicheres Material zu bewältigen bleibt. Nicht anders hat die Fülle geographischer Entdeckungen zugenommen, und die Naturwissenschaften, deren Ein-

gänge schon in der Schule aufgethan werden sollen, breiten allenthalben das weiteste Feld aus. Wie natürlich, daß ehmals alle Kraft unzersplittert dem classischen Studium zu Statten kommen und alle Praxis in ihm gefördert sein konnte.

Will oder muß man, da die Zeit der Lehre wie des Lebens immer kurz gespannt ist, dem classischen Alterthum einen noch größern Theil des bisher inne gehabten Raums abdringen, als unvermerkt schon geschehen ist, und dem neuen Wissen eingeben? Es kann von einsichtigen, redlichen Lehrern bezweifelt werden, ob der erlittene Verlust durch Gewinne auf der andern Seite sich ausgleiche.

Wir haben uns Alle lang in das Alterthum eingelebt und sind mehr als wir selbst wissen mit ihm verwachsen, so daß beim Losreißen von ihm Stücke der eignen Haut mit abgehen würden. Es war uns stets ein weiser und sicherer Führer, an dessen starkem Arm wir uns aus der eignen Barbarei empor gewunden haben. Die classischen Sprachen sind uns Mittel und Handhabe für Unzähliges, fast Unberechenbares geworden, sie wecken Sinn, Geist und Herz zusammen und flößen uns Kraft und Tugend in ihren reichen Denkmälern ein. Was soll außer ihnen gelesen werden? Gewährt halben, um nicht zu sagen vollen Ersatz ihrer Natur, Frische und Würde irgend eine der neueren Sprachen? In dieser classischen Literatur ist uns Vernunft, Freiheit und Poesie gegeben. Beide, die lateinische, noch mehr die griechische Sprache gelangten zu hoher Ausbildung und Festigung, als ihre Form noch sinnlich stark und unabgeschliffen war, so daß leibliches und geistiges Element auf das Günstigste einander vermittelten und erhöhten. Die Gewalt reizender Formen erzeigt sich in einer Blüte der Dichtkunst und Stärke der Prosa, wie sie nur aus der ungehemmtesten Natur des Volks hervorgehn konnten. Wir Deutschen um der edlen, reichen Form auch unserer Zunge zu gewahren, müssen immer erst in den eng ausgebauten Schacht unsrer Geschichte fahren. Unser heutiger Sprachstand kündigt uns lauter Verluste an, und der bildende

Wurf war ihm nur in zwei Absätzen, das letztemal allzuspät gelungen. Man sagt, daß deutsche Sprachregel nicht überall nach lateinischer zu ermessen sei; gleich wahr ist, daß wir selbst Feinheiten unsrer eignen Sprache erst an den classischen fühlen und erkennen lernen. Wie aber mit der Form, ist es auch mit dem ganzen Gehalt dieser alten Sprachen beschaffen, und wo wir eine neue Untersuchung in ihnen anheben, oder eine längst begonnene tiefer dringend wiederholen, öffnet sich alsbald ein weiter Kreis und großer Zusammenhang, während in unsrer deutschen einheimischen die meisten Verhältnisse schmäler gezogen, die Ergebnisse darum sparsamer und trockner bleiben.

Allein abgesehen von diesem Gegensatz des classischen Wissens zu dem unclassischen, ja trotz ihm, beginnt dennoch das Volksgefühl immer unverhaltner und unverhaltbarer sich zu regen. Man steigere alles, was sich zu Gunsten des classischen Studiums sagen läßt, noch höher, ein Zug von Unnatur liegt darin, daß ein vaterlandliebendes, ich will hoffen einmal stolzeres Volk seine erste Anschauung und späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen solle*). Selbst den Römern schlug es nicht zum Vortheil aus, daß der Erziehung ihrer höheren Stände wenigstens griechische Unterlage gegeben und Jahrhunderte hindurch griechische neben römischen Werken zu Rom geschrieben wurden, welche Ausbreitung griechischer Sprache und Denkweise sicher auch den Auszug des Reichs nach Byzanz, wo nicht herbei geführt, wesentlich erleichtert und beschönigt hat. Nimmermehr wird sich in der Welt das Wunder wiederholen, daß die Sprache eines untergegangnen Volks wie des römischen (dessen Nachfolger man in den romanischen keineswegs erblicken darf) sich zum zweitenmal ergossen habe und als todte Sprache fortherrsche. Ich lese lateinisch geschriebene Reden lebender Gelehrten mit der Empfin-

*) C'est un bel et grand adgencement sans doubte que le grec et latin, mais on l'achete trop cher. Montaigne essais 1, 25.

dung, daß keine andre Zunge der Erde sich zu so bemessenem, gedrungenem und wollautendem Ausdruck hergäbe, daß nirgend sonst so anständig, reingewaschen und wolgefällig einhergeschritten werden könnte; doch zugleich mit dem Gefühl, gewisse Stellen und Wendungen würde die heimische immer mit größerer Wärme und Wahrheit ausstatten, weil sie bei jedem Zug sich ihrer lebendiger bewust bleibt und dies Bewustsein in Anwendung eines fremden Idioms unausbleiblich sich erkältet. Ein heutzutage Latein Schreibender oder Redender ist in Gefahr gerade da aus dem Ton zu fallen, wo ihm die sichtbarste Fülle classischer Redensarten fließt und zu Gebot steht.

Wir gewahren nicht einmal, sondern zehnmal, daß alle Erfolge, auch in der Literatur, am Ende doch nur mit eignen Waffen erfochten sein wollen, und führt uns etwas diese Wahrheit zu Gemüt, so ist es die Geschichte der deutschen Dichtkunst seit hundert Jahren. Kein Zweifel daß, als eine frischere Bewegung sich zu äußern anfieng, sie damals von deutschen Hellenisten und Romanisten am lautesten in Zweifel gezogen und verspottet wurde. Vor ihren Augen lag neben jener Classicität die einheimische Barbarei so dicht daß ihnen, bei der ehrlichsten Meinung, im voraus Anstoß geben mußte, was nicht lange hernach glänzend sich bewährte. Jetzt besitzen wir Gedichte von Göthe, deren Gehalt wie Form in einer lateinischen oder griechischen Uebertragung ungefähr ebenso untergienge oder geschwächt erschiene, wie die eines classischen Gedichts in jeder Verdeutschung, weil nur ein in der Dichterseele selbst aufgestiegnes Original originell zu bleiben und allen Gedanken und Worten freie Gewähr und vollen Einklang zu lassen vermag. Das ist der auf allem Vaterländischen ruhende Segen, daß man mit ihm Großes ausrichten kann, wie beschränkt seine Mittel scheinen oder gar seien; ein Stück hausbacknen Brotes ist uns gesünder als der fremde Fladen. Darum hatten begabte Dichter des sechszehnten Jahrhunderts z. B. Eobanus Hessus ihre Kraft vergeudet als sie zur lateinischen Sprache griffen und ihre ungebildete hei-

mische zu bilden verschmähten; deutsche Verse von ihm würde man noch heute lesen, seine sylvae, bucolica und heroides liegen in Vergessenheit. Zuletzt wird jeden Dichter und jedes Volk die Geschichte nicht danach beurtheilen, was sie sich von andern anzueignen, nur danach was sie selbst hervor zu bringen im Stande waren.

Wende ich diese Gedankenfolge an auf die uns vorliegende Frage, so wird zu antworten sein, daß die Zeit zwar uneingetreten scheint, in welcher die classischen Sprachen auf der Schule da weichen müssen, wo die einheimische vorrückt, einzelne Vorboten diesen Rückzug gleichwol ankündigen, wohin die öffentlichen deutschen Reden auf der Universität bedeutsam gehören. Entscheiden wird ihn erst, daß es unserm Volk künftig gelinge eins und mächtig zu werden, und der deutschen Poesie ein ins Volk gedrungnes Drama zu Theil geworden sei, wodurch allein wir einen Hinterhalt erlangen können, wie die Engländer an ihrem Shakespeare, selbst die Franzosen an ihren sogenannten Classikern haben. Dann glaube ich wird der Augenblick herannahen, daß auch die deutsche Sprache dem ganzen Volke zu Fleisch und Blute gehn, und nicht länger nur verstohlen und matten Niederschlags, sondern mit vollem Segel in alle unsre Bildungsanstalten bleibend einziehen darf. Dann kann jeder practische Gebrauch der classischen Sprachen und alle Zurüstung darauf erlassen bleiben, ihr historisches Studium desto angestrengter und so zu sagen uneigennütziger betrieben werden; wie sollte es je erlöschen? Bevor aber jene mächtigen Ursachen eingreifen, mögen unsre dieser Neuerung abholden Schulmänner ihre Furcht sinken lassen. Nur daß die auch ihnen durch noch geschlossne Thüren fühlbare Erhöhung des nationalen Elements gegenwärtig schon den Gewinn getragen hat, uns der geschrobnen, dem classischen Stil nachgeahmten Phrasen in deutscher Schreibart beinahe zu entheben: was lateinischem oder griechischem Munde und der reichen Flexionsfähigkeit dieser Sprachen

gemäß ist, klingt bei Abgang solcher Redefugen dem Deutschen unnatürlich und gezwungen.

Eine weitere, wiewol auch auf andere Wissenschaften gerechte Wahrnehmung hat sich mir doch an der Philologie zunächst aufgedrängt. Bei dem blühenden Zustand aller philologischen Disciplinen in Deutschland und bei der großen Zahl befähigter aus den höheren Schulen vollgerüstet entlassener Jünglinge muß befremden, daß mit dieser gelungenen Anstrengung der entspringende wissenschaftliche Vortheil außer Verhältniß zu stehen scheint. Unsere Gymnasien, wofern mir der Vergleich nicht übel ausgelegt wird, erziehen schönes glänzendes Laub in Fülle, lange nicht so viel Früchte als dies Laub neben sich tragen könnte. Die meisten Philologen erzeigen sich so vorbereitet, daß man darauf gefaßt sein sollte, aus ihrer Hand nun die wichtigsten Bereicherungen der Grammatik, Critik und Geschichte hervor gehen zu sehen, allein was leisten sie hernach? In der Mehrheit werden sie brauchbare, aber bei der mittleren Stufe beharrende Lehrer, denen es fast genügt die Wissenschaft auf dem Standpunct zu erhalten und fort zu überliefern, auf welchem sie ihnen zugeliefert wurde. Auch diese Ueberlieferung hat ihren großen Werth, ist aber nicht unser letztes Ziel. Ich möchte unsere Statistiker, die für rathsam erachten alle Dinge zu zählen, einmal auffordern in dürren Zahlen zu ermitteln, wie viel tüchtige Gelehrte aus Schulen von großem, oder denen von geringem Ruf, aus den leuchtenden Anstalten unsrer Gegenwart oder manchen dunklen vergangner Zeit hervor gegangen sind. Auch hier, dünkt mich, würde mein Glaube sich bewähren, daß der Trieb des Lernens heftiger und wirksamer sei als der Erfolg der Lehre. Man hat aber die reiche, an und für sich voll genügende Privatgelehrsamkeit ausgezeichneter Lehrer zu unterscheiden von einer auf die Gymnasiasten entweder nicht angewandten oder an ihnen verschwendeten. Ist es nun undenkbar, daß die hohe Begabtheit eines Meisters keine Funken schlage

an den Schülern, die er behandelt; so erkläre ich mir das Ausbleiben nachhaltiger Wirkungen bei der größten Zahl derselben aus einem Stillstehnbleiben vor der allzu gewaltig aufgetretnen Lehre und aus einem mehr begeistert scheinenden als begeisterten Schwören in die Worte. Ich halte den wahren Enthusiasmus hoch, wo er nur herrscht, doch der stille Wachsthum des Lernens, das Gefühl innerer Fortschritte scheint vorzugsweise abhängig von einem anspruchlosen Zuschnitt der Lehrgegenstände, wodurch ich mir wenigstens deutlich zu machen suche, daß aus geringen Gymnasien wie aus kleinen Universitäten eine gleich ansehnliche wo nicht stärkere Zahl gelehrter Männer geschritten sei. Denn beiderlei Anstalten gewähren alle Grade des Wissens, deren ein Lernender bedarf, und aus der Finstere bricht das Licht hervor.

Es sei noch eine Bemerkung über die classischen Philologen hier nicht zurück gehalten. Vermöge ihrer Vertrautheit mit dem Alterthum der Freiheit und einer unbevorzugten Stellung der Menschen an sich zu gethan sind sie gewiß keine Vertheidiger des heute unbeliebten, und es scheint fast entbehrlich gewordnen Adelstandes. Wie geschieht es, daß sie so gern einen philologischen Stolz zeigen, der bessern Grund hat als Adelstolz, aber ihm doch vergleichbar ist? Keine unter allen Wissenschaften ist hochmütiger, vornehmer, streitsüchtiger als die Philologie und gegen Fehler unbarmherziger. Den Maßstab der Schule, auf welcher grammatische Verstöße für die schimpflichsten gelten und in andern Aufgaben zurück zu bleiben Entschuldigung findet, räth uns der Zweck des eigentlichen Lebens an bei Seite zu legen und nach einer gleichmäßigen Gerechtigkeit und Milde in allen Dingen zu streben.

Die Universität.

Von der niederen zur höheren Schule besteht ein oft unmerklicher Uebergang, vom Gymnasium zur Universität kein

Fortgang, sondern ein Sprung. Beide Anstalten sind fast in allem anders, und nicht zu geringem Schaden ausgeschlagen ist es immer den Gymnasien, wenn man sie zu universitätisch, den Universitäten, wenn man sie zu gymnastisch einrichten wollte.

Natur und Wesen der Universität sind in geistreichen Abhandlungen wiederholt erörtert und so treffend beleuchtet worden, daß ich mich auch hier kurz fassen will und nur einzelne Beobachtungen zufüge. Die Geschichte der letzten funfzig Jahre wird bezeugen, daß die Universitäten immer ein heiliger Herd der Vaterlandsliebe wie deutscher Gesinnung waren und blieben; wenn unsre Feinde ihren Aerger ausschütten wollen, so schelten sie unser edelstes Streben Professoren-Politik und Studenten-Renommisterei, wir aber kümmern uns ihrer nicht und weichen keinen Schritt vom rechten Weg. Das geschieht oft in der Welt, daß die aus Erkenntniß hervor gehende, den nicht Wissenden unglaubliche Willenskraft Unglimpf erleide.

Die Universität hat ihren ersten im Mittelalter empfangnen Zuschnitt oder Anstrich viel weniger verwunden als das Gymnasium seinen scholastischen, von ihrer Grundeinrichtung in Facultäten an bis auf die allerjüngst, unbillig und dem Zeitgeist zum Aerger aus der Plunderkammer hervor gelangte Professorentracht.

Doch das Meiste von diesem Altfränkischen ist äußerlich und wird bald einmal ganz abgeworfen sein. Innerlich haben sich die deutschen Universitäten, den fremden gegenüber, frisch und in so sichtbarem Fortschritt erhalten, daß jene Nebendinge ihnen keinen Abbruch thun, und sie aus sich selbst immer neue Kraft und Lebensfähigkeit gewinnen.

Die Universität, wenn schon zuerst entlehnt, ist eine eigenthümlich deutsche Pflanzung geworden, die auf fremdem Boden nicht mehr so gedeiht. Hier treffen alle Kennzeichen der deutschen Volksart zusammen, innere Lust zur Wissenschaft, eifriges Beharren, unmittelbares nie ermüdendes Streben nach dem Ziel mit Hintansetzung eitler Nebenrücksichten, treues Erfassen, un-

vergleichliche Combinationsgabe. Aller andern Lust vergessend sitzt der deutsche Gelehrte froh über seiner Arbeit, daß ihm die Augen sich röthen und die Knie schlottern*); dem Student ist dieselbe Weise wie angeboren und es bedarf für ihn keines andern Antriebs.

Dieser anregenden und empfänglichen Universitätszeit, gleich als hörten sie nachher auf und dauerten nicht über das ganze Leben hin, werden vorzugsweise Studien beigelegt. Gegen das alte Wort Student verhält sich aber das neue Studierender fast wie zu Schulmeister Schullehrer**).

Die Flut und Ebbe der Studenten auf der Universität ist doch etwas Anders als der Schüler Zu- und Abgang auf dem Gymnasium. Das halb unfreiwillige Beugen unter die Zucht des Lehrers hat sich umgewandelt in ein gewählteres Verhältniß, das auf beiden Seiten entweder näher anziehen oder ferner abstoßen kann.

Mit Wonne räumt der Student die enge Schulluft und tritt in sorglose, fast ungezügelte Gesellenschaft, heimlich ahnend daß hernach im Leben dieser Lust ein Ende sei. Die damals, gleich denen auf der Schulbank, geschlossnen Freundesbünde überdauern alle späteren, wie das Gedächtniß des Alters am festesten und liebsten haftet an dieser Zeit.

Solche Lust aber, solche Aufheiterung brüderlichen Zusammenwohnens, scheint es mir, herrschte vorzugsweise auf kleineren Universitäten und hat sich auf den großen schon gedämpft

*) Studierte, daz ime daz gebeine slotterte in siner hût. Myst. 210, 7. Do macht ich mir ein Sitz in eim Winkel nit wit von des Schulmeister Stul und gedacht, in dem Winkel wilt studieren oder sterben. Plater 36.

**) Ist doch Student ein so deutliches Participium von studere wie Studierender von studieren, und Niemand sucht für Docent, Practicant, Soldat ein vornehmeres Docierender, Practicierender, Exercierender.

oder entfärbt, obschon hier andere, nicht gering anzuschlagende Vortheile entsprungen und zeitgemäß gesichert worden sind.

Der studierende Jüngling fühlt sich plötzlich erstarkt und aller Geisteskräfte mächtig. Sein Verstand und Scharfsinn sind um kein Haar anders als der des Mannes und Greises; was ihm an Uebung abgeht und an Erfahrenheit vergüten heiterer Sinn und Frische der Gedanken in reichem Ersatz. Mit der ἡλικία γάμου hat sich auch eine ἥβη νοῦ, die zu Mannesthaten befähigt, voll eingefunden. Erstaunenswerth, daß der Mensch zwanzig Jahre nachdem er in die Welt geboren wurde, den Gesetzen des Geistes und Lebens nach zu spüren und die uralten Bahnen der Gestirne zu überrechnen vermag.

Mich hat, als ich jung war, manchmal verletzt, wenn man der erwachsnen Jugend an ihrem Recht abziehen wollte, und nun ins Alter getreten fühle ich noch mit jugendlicher Heftigkeit. Diese Jugend wird in allmälichem Erwerb sich eine Fülle von Kenntnissen erringen und nachholen, an sich aber ist sie schon zu allen Entschlüssen des Willens, zu allen Schlüssen der Vernunft ausgestattet. Ich weiß, daß die Spartaner erst mit dem dreißigsten Jahr auserzogen, und daß nach einem Volksscherz die Schwaben gar im vierzigsten volle Klugheit erlangten.

Mißtrauische Vorsicht in Dingen, die von Natur freien Lauf haben sollen, erreicht selten ihren Zweck. Ein Grundübel unsrer Zeit scheint mir das Anhäufen wiederholter endloser Prüfungen, wodurch sich der Staat gegen den Andrang der Unwissenheit zu sichern und überall des Besten habhaft zu werden glaubt. Das erschwerte Spiel macht er sich damit doch zu leicht.

Auf der Schule mag man in bestimmten Fristen die Kraft der Schüler öffentlich versuchen, weil daraus edler Wetteifer entspringt und der Knabe gewöhnt wird hervor zu treten und Gewandtheit der Rede sich anzueignen. Sein Talent zu wägen ist der Lehrer fortwährend im Stand und man kann sagen,

daß dieser beständig die ungezwungensten Messungen mit ihm anstelle.

Verwerflicher scheint das den Eingang der Universität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen*). Der Gymnasiast muß befugt sein endlich die Schule zu verlassen, von seinem Abgang an lösen sich zwischen ihr und ihm die Bande und welchen Weg er nun einschlagen will steht in seiner Wahl. Wie Kirche und Schauspiel dem Eintretenden offen gehalten sind, sollte jedem Jüngling das Thor der Universität aufgethan und ihm selbst überlassen sein, allen Nachtheil zu empfinden und zu tragen, wenn er unausgerüstet in diese Hallen getreten ist. Denn die Befähigung der Menschen hat ihre eignen, stillen Gänge und thut unerwartet Sprünge; wie sollten Alle gleichen Schritt halten, den der Prüfung zwängendes Maß fordert? Den schlummernden Funken kann die erste gehörte Vorlesung oder eine der folgenden plötzlich wecken, und der bisher scheu und verschlossen Gewesene thut es nun auf einmal denen weit zuvor, die ihn anfangs übertroffen hatten.

Vorausgesetzt werden muß aber, wenn alles so beschaffen ist, wie es sein sollte, daß Jeder aus innerm Trieb und für seine eigne Ausbildung studiere, nicht um dadurch ein Amt zu erwerben. Dringt einmal diese würdigere Ansicht der Studien und des Lebens durch, so wird der Staat selbst zuletzt seine ungebührlich vielen Dienste verringern dürfen und der Wissenschaft ihre ganze Uneigennützigkeit zurück gegeben werden. Bei der Anmeldung zum Amt mag die ernsteste Prüfung den Ausschlag thun, der Durchfallende aber desto leichter eine andre Lebensart ergreifen, als er sich den des Dienstes überhaupt nicht Begehrenden anreihen kann. Mit der einen Prüfung sollte es jedoch sein Bewenden haben, und nicht, wie zu Priestergraden, eine zweite und dritte, immer unöffentlich unter vier Wänden erfol-

*) Erste Spur der Maturitätsprüfung. Rommel 6, 594. Merkwürdige Aeußerung das. 593 in Landgraf Morizens Schulordnung von 1618.

gende nach verlangt werden, die nur erhitzte Vorbereitungen und Treibhausfrüchte zu erzeugen pflegt, welche unreif abfallen, nachdem das Examen bestanden ist, also der innern echten Triebkraft unvermerkten Abbruch thun.

Unschädlicher allein fast zwecklos sind die im Lauf der Studienzeit geforderten Zeugnisse über Besuch der Vorlesungen; verderblich alle ertheilten Vorschriften über den Besuch unumgänglicher Vorlesungen, wodurch die andern zu gleichgültigen oder unnöthigen herabgesetzt werden, denn nichts Wissenschaftliches ist an seiner rechten Stelle ohne innere Nothwendigkeit, und die Auswahl muß den Studierenden, oder dem Beispiel und einer sich von selbst einfindenden, nicht zu greifenden aber zu fühlenden Autorität der Lehrer in Bezug auf die Güte ihrer Vorträge ruhig überlassen bleiben. Der Mensch hat auch ein Recht darauf mit unter faul zu sein oder zu scheinen, und sich, wie er will, gehn zu lassen, oder über die Wahl eines Lehrers oder seine eigne Neigung gänzlich zu teuschen. Das alles ist seine Sache, nicht die Anderer, und soll ihm nicht nachgetragen werden.

Der Professor mag beim Bestimmen seiner Vorlesungen an eine Abrede mit seinen Genossen, oder einen hergebrachten Wechsel gebunden sein; ihr Inneres wird er frei und unabhängig nach seinem Gutdünken gestalten.

Was wollen hier alle engherzigen Gesetze? Sie meinen das Schlechte auszuscheiden, begünstigen eigentlich nur das Mittelgut und sperren dem Höheren oft ohne Noth und ärgerlich den Weg. Das Genie sprudelt wie ein Brünnlein an verborgner Stelle und seine Niedergänge und Steige weiß doch Niemand.

Zum Wesen der Universitäten gehört, daß auf ihnen alle Wissenschaften zulässig seien*), was durch die vier Facultäten freilich nur unvollständig bezeichnet werden kann. Offenbar ist

*) Dat mene studium. Detmar 2, 506. Eigentlich ist universitas Gemeinde, Corporation. Zarncke, Leipzig. S. 512.

solches Nebeneinanderwirken der Wissenschaften ungemein belebend und für Professoren wie Studenten höchst fördersam; unerwartete Berührungen brechen daraus von allen Seiten hervor und können alsogleich verfolgt werden. Universitäten, die, wie in Frankreich, einzelne Zweige der Wissenschaft ausschließen, arten in bloße Sorbonnen, Rechtsschulen, Arzneischulen aus.

Unter den Facultäten wies das Mittelalter, wie sich von selbst versteht, der theologischen den ersten Rang an, welchen sie auch bei den Protestanten nicht ohne Versuch einer Oberaufsicht über die andern fort behauptete. Noch ist auf katholischen Universitäten diese Stellung und damit eine gewisse Herrschaft der Kirche unbeseitigt. Allen zeitgemäßen Umwandlungen der Universitäten in England stemmt sich die theologische Facultät immer hartnäckig entgegen.

In jeder der drei ersten Facultäten tauchen practische Zwecke auf, die der vierten, und darum wissenschaftlich mächtigsten fremd bleiben, in welchen Vorzug ich nachher noch näher eingehen werde. Theologische Professoren können zugleich einem Predigtamt in der Kirche vorstehen, die juristische Facultät fasst in schwebenden Rechtsstreiten ihre vor Gericht gültigen Urtheile ab und noch deutlicher tritt in der medicinischen eine practische Bestimmung auf, da alle Professoren auch Kranke heilen dürfen, was wörtlich practicieren heißt. Daß einzelne Uebertritte ausgezeichneter Gymnasiallehrer zur Universität stattfinden ist vielleicht nichts als bequemer Mißbrauch. Entweder sollten diese Männer von hervorleuchtendem Talent der Universität ganz gewonnen und aller Last der Schule entbunden, oder des gelockerten Schulverbandes dadurch nicht ungewohnt und überdrüssig werden, daß sie auch die größere Unabhängigkeit der Universität schmecken.

Fruchtbringend und glücklich scheint die Einrichtung der Privatdocentenschaft, ein freier Eingang zur Professur, wodurch junge Männer sich vortrefflich bilden, erzeigen und auszeichnen können. Sollte der Staat seine Professoren bloß aus Schrift-

stellern, die in der Lehre vielleicht ganz ungeübt sind, wählen, er würde oft in Verlegenheit geraten und straucheln. Der Privatdocent ist ein selbstwachsener Professor, und nicht übel wäre, daß auch in andern Aemtern beständiger Nachwuchs junger Leute unverhinderten Zutritt fände, ohne daß die schwächeren und unanstelligen unter ihnen befördert zu werden brauchten.

Die Wahl der Professoren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da collegialischen, von der Facultät vorgenommnen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt. Die Universitäten haben sich unter Curatelen oft ausgezeichnet wohl, unter dem Einfluß anwesender Regierungsbevollmächtigter immer übel befunden. Auswärtige Gelehrte und Professoren können sich ohne Gefahr dem Curator melden, wogegen jeder Antrag bei wahlberechtigten Facultäten bedenklich erschiene.

Auf Universitäten weht durchgehends gelehrte Luft, eine dünnere als in der es einsamen und stillen Dienern der Wissenschaft wohl wird, an die man sich doch bald, nicht ohne das Gefühl innerer Stärkung, gewöhnt. Es herrscht da eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und forträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungern etwas wild wachsen lassen. Unter diesem Gesichtspunct sagen sie der Regierung aufs höchste zu und es wird ihnen, wie begünstigten Kindern, oft durch die Finger gesehen; nur nicht die jüngste Zeit her.

In unsern Tagen sind die großen Universitäten den Akademien in einige Hauptstädte nachgezogen und haben eine engere Verknüpfung beider Anstalten entweder schon hervorgebracht, oder lassen sie voraussehen; doch steht zu hoffen, daß auch die kleinen halbländlichen Universitäten sich daneben behaupten werden. An dieser Stelle lenkt sich meine Betrachtung unmittelbar auf ihren dritten Gegenstand.

Die Akademie.

Das Wesen der Akademie, glaube ich, hat sich, und man begreift warum, erst viel unvollständiger entfaltet als das jener andern wissenschaftlichen Anstalten, es wird sich, triegen die Zeichen nicht, in der Zukunft mehr Luft machen.

Ihr Name reicht auf die Griechen zurück, ist aber nicht von diesen selbst entlehnt, sondern aus Italien und Frankreich her uns zugeliefert worden, und bezeichnet auch eine ganz andre Vorstellung als die man zu Platons Zeit damit verband. Zwar hatte gerade unter dem Namen einer platonischen Akademie schon im 15. Jahrhundert Cosmo von Medici zu Florenz eine geistige Anstalt eröffnet, deren Wirkungen nicht von Dauer waren, als Italien aufhörte Mittelpunct der Gelehrsamkeit zu sein und die große Kirchenbewegung Frankreich und Deutschland in den Vordergrund rückte. Die im Laufe des 17. Jahrhunderts auftauchenden, von jenem Muster ganz abgefallnen italienischen Akademien regten auch anderwärts nur zu geistlosen, mit der Gelehrsamkeit spielenden Gesellschaften voll tödtlicher Langweile an, bis endlich Ludwig des XIV. (von Richelieu 1635 gestiftete, schon seit 1629 als Privatverein hervorgegangne) Akademie besser und stärker anschlug, denn nun wollten gleich ihm andere Fürsten und Könige ihre Akademien einführen und unterhalten. Alle deutschen Akademien haben höfischen Ursprung und französischen Zuschnitt, während jene nach italienischem Muster voraus gegangnen nur Privatgesellschaften, wiewol vorherrschend der gebildeten und vornehmen Welt waren. Allmälich haben die Höfe der Gelehrten überdrüssig den Geschmack an der Akademie wieder verloren, wofür sich ein nationales ihre Fortdauer verbürgendes Element in ihnen kund that. Den Akademien kommt zu statten, daß sich der Zeitgeist längst und immer stärker zu Vereinen hinneigt, deren unmittelbare Thätigkeit von Natur wärmer ist, als sie der Staat aus seinen Mitteln an zu fachen oder zu nähren vermag

oder auch immer Lust hat. Spanien und Frankreich ertragen nur eine einzige Akademie, wir in Folge unsrer Zerrissenheit, und Italien aus gleicher Ursache, besitzen ihrer eine ziemliche und fast überflüssige Anzahl.

Man muß es eingestehen, daß auch auf der Höhe nationaler Akademien tonangebend immer noch die französische stehe und unter allen die einflußreichste sei; Niemand in Frankreich wird ihr einen Rang streitig machen, der sie über alle französischen Universitäten erhebt. In England dagegen hat die akademische Thätigkeit weniger tief gewurzelt und die Universität mehr Ansehen behauptet.

Ich wende meinen Blick auch hier von allen fremden Vorbildern ab und suche in das innere Wesen der Akademien, wie es sich nun in Deutschland klarer bestimmt und festgesetzt hat, zu dringen.

Sie sind freie unabhängig gestellte Vereine von gelehrten Männern an der Spitze der Wissenschaft; über ihnen schweben kann nur die unmeßbare Geistesgröße einzelner, auch im Wissen und in der Erkenntniß voran gehender Menschen.

Schon weil jüngerer Stiftung sind sie kirchlichem Einfluß, selbst in katholischen Ländern entzogen, welche Versuche auch gemacht worden seien ihm Geltung zu bereiten. Doch getraue ich mir in einem Punct, über welchen hinaus das Gleichniß alsbald hinken würde, sie mit einer Richtung des kirchlichen Lebens selbst zu vergleichen. Es zieht an, unter den verschiedensten Umständen, ja ohne irgend nachweisbaren Zusammenhang zu gewahren, wie sich das geistige Bedürfniß der Menschen auf seinen Wegen dennoch begegnet.

Jede Akademie ohne Zweifel wird eine Zahl von amtlosen Männern auf zu weisen haben, die nicht des Lernens, vielleicht der Lehre müde in sie, wie in einen Hafen, eingelaufen sind. So nahm im Mittelalter auch die klösterliche Mauer Mönche auf, die dort in Geselligkeit ihrer inneren Pflicht ernster und strenger oblagen, als sie es außerhalb im Gewühl der Welt ge-

konnt hätten. Die geringere Zahl der Klosterleute steht der Menge anderer Cleriker, die in der Kirche practisch unterweisen gegenüber; die größere Wirksamkeit der Weltgeistlichen und Bischöfe gleicht also einigermaßen der der Schullehrer und Professoren. Doch die Wissenschaft jener Zeit hatte ihren Hauptsitz im Kloster aufgeschlagen. Mit dieser Aehnlichkeit will ich weder die Akademiker ihrer Weltkindschaft entheben noch die Wissenschaft irgend in die Akademie einschränken.

Die Akademie hat einen Turnus, keinen Cursus, eine freie Reihefolge, keinen unaussetzbaren Lehrgang, und ist der zwar festigenden und anregenden Wiederholung überhoben, die, wie ich schon oben sagte, zur Last werden und zu pedantischem Mechanismus sich ertödten kann. Ein Lesender oder Lernender thut es aus innerm Trieb und Bedürfniß, daß er mehr als einmal lese; das lectio lecta placet, decies repetita placebit*) ist auf ihn gerecht, weniger auf den Lehrenden. Des Schulmeisters halbjährliche Rückkehr immer zu demselben Gegenstand bleibt, weil er auf den ihm aufsagenden und antwortenden Schüler alsbald einwirkt, insofern lebendiger als des Professors Vortrag auf den stumm hörenden Studenten; gleichwol besteht zwischen beiden die Analogie einer auf Ansehen ausgehenden und sich beim Schüler oder Studenten geltend machenden Autorität**). Der Akademiker hingegen, wie jedesmal er selbst Anderes vorträgt, hört auch nur immer Anderes vortragen, das nie als Lehre, nur als Mittheilung auf ihn eindringt; dem Wesen der Akademie nach wird Wissenschaftliches frei gegeben, frei genommen.

Aller auffallendste Eigenheit der Akademien scheint mir der

*) Die (einmal) gelesene Vorlesung gefällt, die zehnmal wiederholte wird gefallen.

**) Der alte Reuß zu Göttingen pflegte seiner Collegen, die sich wegen zu haltender Vorlesungen theilweise der Bibliothek entzogen, zu spotten, und zu sagen, daß sie den Schulmeister machen wollten; er selbst hatte nie vor Studenten gestanden, noch wäre er dazu fähig gewesen.

drei ersten Facultäten Ausschluß, nur die Wissenschaften vierter Facultät gehören ihnen an. Vorhin wurde die Allgemeinheit der Universitäten ihrem vollen Werth nach anerkannt, und auf den ersten Blick erscheint der Abgang der drei ersten Facultäten in der Akademie ein Nachtheil; er wird sich bei genauerer Betrachtung als ein Vorzug erweisen.

Wenn unser Statut die Akademie verweist auf 'die allgemeinen Wissenschaften' so will das nichts Anderes bedeuten als jene Beschränkung. Mir entgeht, ob dieser Ausdruck, wie ich vermute, einem 'sciences universelles' abgeborgt ist, man hätte die älteren règlements de l'academie nachzuschlagen. Doch das jetzt gültige Pariser meidet ihn und zählt deutlicher alle einzelnen der Akademie zuständigen Wissenschaften auf, unter welchen nicht das Geringste von Theologie, Jurisprudenz und Medicin erwähnt wird. Auch in allen übrigen mir bekannten Akademien, den jüngstgestifteten zumal, finden sich diese drei Wissenschaften nie als Bestandtheil genannt.

Ihre Absonderung kann nicht so gemeint sein, daß Theologen, Juristen, Aerzte persönlich ausgeschlossen seien; in unserm Kreise gerade verehren wir vorragende Männer dieser drei ersten Facultäten als höchst thätige Mitglieder. Bloß ihre Facultätswissenschaft als solche ist es, die unakademisch erscheint. Wir besitzen eine physicalischmathematische und philosophischhistorische Klasse, keine theologische, juristische, medicinische. In unsern Denkschriften gibt es nur physicalische, mathematische, philologisch-historische Abhandlungen; von Ausbildung der Philologie war unmittelbar auch die französische Akademie ausgegangen und andere Wissenschaften hatten sich allmälich angereiht.

Es leuchtet ein, daß jene drei Facultätswissenschaften keine sind noch sein können im Sinne der akademischen. Entkleidet man sie dessen, was in ihnen schon andern Wissenschaften angehört, so bleibt ihnen eine feste, unbewegliche Satzung zurück, die bei noch so hohem Werthe wissenschaftliches Gehalts ermangelt. Man nehme der Theologie Kirchengeschichte, orientalische

und classische Sprachstudien und Moral, welche bereits Stücke der Historie, Philologie und Philosophie sind, oder der Jurisprudenz ihre überreiche Rechtsgeschichte, die einen glänzenden Theil aller und jeder Geschichtsforschung bildet, und deren Gegensatz das Naturrecht; so sieht sich der Theolog auf sein Dogma, der Rechtsgelehrte auf sein ständiges Gesetzbuch gewiesen, denen sie beide Geltung verschaffen möchten und die nur der Lehre, nicht mehr des unendlichen Forschens bedürfen. Die Heilkunde fordert zur Erkenntniß der Krankheiten und Arzneien umfassende Studien in der Naturgeschichte und Chemie; allein der sie ausübende Arzt unterscheidet sich von dem wissenschaftlichen Naturforscher, wie das Studium der Anatomie weit über den Bedarf des Chirurgen hinaus zu hohen Ergebnissen führt. Die Ergründung der gestörten Gesundheit und die Kunst sie herzustellen ist durch jene Wissenschaften bedingt, ungefähr wie die Kriegskunst in Mathematik, Geographie und Geschichte, die Politik in Philosophie und Geschichte schöpfen. Hieraus folgt, daß die drei ersten Facultäten keine neuen wissenschaftlichen Gesetze entfalten, nur die geltenden anwenden.

Das Forschen nannte ich ein unendliches, es muß so endlos sein wie der sich über uns dehnende Raum, in dessen unermessene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wissenschaft ist ein sich wölbender Tempel, am Giebel aber bleibt eine Oeffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichsam ein Anblick des menschlichen Augen undurchdringbaren Himmels. Man könnte der Philosophie, die kühne Bauten aufführt, vorhalten, daß sie der Theologie nachgebend jenes Giebelloch öfter als es ihr frommte zu schließen unternommen hat. In keiner einzigen Wissenschaft stimmen Theorie und Praxis so edel und sicher zusammen wie in der Astronomie und Mathematik; die Philologie ist fast nur Theorie, ohne lebendige Praxis, womit bloß eine wissenschaftliche, nicht eine solche gemeint sein kann, die beim Lehren und Lernen alter oder neuer Sprachen gewöhnlich statt-

findet, und sich oft eine große Fertigkeit zu eigen gemacht haben mag.

Gehe ich nun auf die akademischen Obliegenheiten und Leistungen näher ein, so kann wesentliche Aufgabe und Zweck der Akademie kein andrer sein, als, wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten, und in tonangebenden, schöpferischen Vorträgen und Mittheilungen alle auftauchenden Spitzen der Forschung neu und frisch hervor zu heben und weiter zu verbreiten. Da keine Wissenschaft erschöpft oder erschöpflich ist, so wird an jeder Stelle, wo man in sie eindringe, Gewinn aus ihr erbeutet werden, wie aus dem Boden, wo man in ihn senke, quellendes Wasser zu ziehen ist. Bei jedem wissenschaftlich Arbeitenden soll sich aber ein untrügliches Gefühl einfinden für die Unterscheidung dessen was abgethan und erledigt sei von dem was sich vorbereitet habe und in raschen Angriff genommen werden müsse: hier und nicht dort ist die Kraft anzusetzen.

Nach einer wolthätig zwingenden Reihe, die doch nie so feststeht, daß nicht Aenderungen verabredet werden könnten, sieht jedes Mitglied der Akademie im voraus langsam den Tag nahen, an welchem ihm einmal, höchstens zweimal jährlich auferlegt ist eine umfassendere Abhandlung vorzutragen, während ihm unbenommen bleibt mit minder ausgearbeiteten, kleineren in jeder wöchentlichen Zusammenkunft aufzutreten. Allen Abhandlungen aber, da sie gar nicht lehrhaft und populär sein sollen, gebührt streng wissenschaftliche Form, wobei nicht einmal auf Verständlichmachung der Gegenstände für die verschiedenen Classen der Akademie selbst Bedacht zu nehmen ist. Zu ihrem nicht geringen Nutzen erfahren nemlich die Mitglieder, daß auch an fremdliegenden Stoffen mindestens durch das Beispiel der Behandlung zu lernen sei und allenthalben früher nicht geahnte Analogien sich ergeben können. Vorträge, die unter den Gefrierpunct der Aufmerksamkeit fielen, sind darum fast nicht denkbar,

oder es wäre ein Zeichen, daß sie völlig fehlgegriffen hätten. Keinen bestimmten akademischen Stil gibt es, nur einen solchen der in die Sache dringt, und alles Rhetorische wird eben dadurch ferngehalten, daß ein ruhiges Vorlesen beinahe druckfertiger Abhandlungen wenigstens die Regel bildet.

Als die gelungensten erscheinen solche Vorlesungen, welche nicht in ein bereits ausgedachtes Werk sich fügen, oder ein schon bekannt gemachtes bloß ergänzen, vielmehr Keime neuer, künftiger Werke in sich tragen oder reiches Material zu wissenschaftlichem Gebrauch fruchtbar darlegen. Unakademisch hingegen würde es sein als Beitrag zu entrichten was ohnehin in fertigen Büchern bald heraus zu kommen bestimmt ist, es sei denn daß durch dessen Vorlage einzelne erhebliche Betrachtungen auf die Wage gelegt oder geschärft werden sollen.

Sich wenigstens wöchentlich zu versammeln hat sich als nothwendig bewährt, damit die Theilnahme in längeren Fristen nicht erkalte und Raum für die Manigfaltigkeit der Vorträge gewonnen werde, die bei seltneren Zusammenkünften zurückstehn oder allzulangen Aufschub erfahren müßten.

Aus derselben Ursache und um mit dem Publicum in regere Berührung zu treten oder die schon eingetretene für die Akademie selbst nicht veralten zu lassen scheint auch eine unausgesetzte schnelle Herausgabe der akademischen Abhandlungen wünschenswerth; daß sie in dem Jahr, wo sie gelesen werden, erfolgen kann, zeigt uns England. Unabhängig von der bleibenden Güte solcher Abhandlungen steigt in ihnen, wie bei eingegossenem Getränk ein augenblicklicher Schaum ihrer geistigsten Bestandtheile auf, den es zu kosten freut, und der nach einiger Zeit schon verflogen ist. Meinem Gefühl nach dürfte ihrer Bekanntmachung nicht die leiseste, immer verletzende Censur vorausgehn, sondern jeder Akademiker darauf ein Recht haben, eine vorgelesene Arbeit, wenn er will, und es nicht für gut findet sie bei sich zu halten, in den Denkschriften der Akademie erscheinen zu lassen. Dadurch daß die Akademie den Einzelnen in ihren Schoß wählte, drückt

sie zugleich ein unbegrenztes Vertrauen in seine Befähigung aus, das durch jene Aufsicht geschmälert oder versehrt erschiene. Schwächere oder unreife Arbeiten werden von selbst darauf bedacht sein sich zurück zu ziehen. Noch nachtheiliger wirkt jede Rücksicht der Einschränkung jährlich zu veröffentlichender Vorträge auf die bestimmte Stärke eines zu füllenden Bandes; denn ist Stoff zu mehr Bänden vorhanden, desto besser, und der dadurch erhöhte Aufwand kann nicht in Betracht kommen, weil es sich hier um den wesentlichen Zweck der Akademie handelt, von dem ihre Wirksamkeit hauptsächlich abhängt.

Den Verkehr unterhalten monatliche Berichte desto sicherer, wenn ihnen gleichmäßige Theilnahme von allen Seiten der Akademie zu statten kommt und nicht eine oder die andere Richtung darin überwiegt. Auch diese Berichte könnten vortheilhaft auf mehrere Bände im Jahrgang erhöht werden, und das rechte Verhältniß zwischen dem was ihnen oder den Abhandlungen gebührt, muß sich von selbst ergeben, sobald letztere rascher heraus kommen.

Ohne Zweifel wäre den meisten Mitgliedern willkommen, daß jedesmal acht Tage vorher im Sitzungssaal angeschlagen würde, wer wirklich vorlesen wird und über welchen Gegenstand. Es ist angenehm einen Vortrag zu hören, auf den man sich zugerüstet hat, oder ihm, wenn er uns gar nichts verspricht, auszuweichen. Auch können sich dann leicht Erörterungen entspinnen, die unvorbereitet in der Regel abgeschnitten sind. Nachlässiger Besuch, so wenig das Ausbleiben an sich gehindert sein soll, bringt dem akademischen Leben immer Schaden, weil darunter die lebendige Theilnahme leidet und aller Zusammenhang unterbrochen wird.

Löblich wäre die Nachahmung der französischen Gewohnheit, das Andenken an verstorbene Mitglieder feierlicher zu begehn, als es in unsern öffentlichen Sitzungen zu geschehen pflegt, da durch langjährigen Verkehr mit denselben die Akademie leichter als Andre in den Stand gesetzt ist Nachrichten zu erkunden, die

sonst untergehn. Doch ist uns dafür, wie die Vorzeit ewige Leuchten über Gräbern stiftete, alljährlich auferlegt, einen großen Mann und einen großen König zu feiern, deren Werke und Thaten unversiegenden Grund des Preises darbieten.

Mit Recht sind diese Festtage öffentlich, denn außerdem soll und kann die Akademie nicht populär werden in dem Sinn, daß sie die feinsten Spitzen ihrer Untersuchung abzubrechen hätte einem gemischten und mittleren Verständniß zu gefallen, das ohne innern Beruf vorlaut sich gern heran drängt. Die Wissenschaft hat kein Geheimniß und doch ihre Heimlichkeit, sie mag nicht oft auf der großen Heerstraße weilen, sondern lieber sich in alle Wege, Pfade und Steige ausdehnen, die ihr neue Aussichten öffnen, wo ihr jedes Geleit zur Last wird. In der Ebene treibt sich das Gewühl der Menge, Anhöhen und Berge werden immer nur von Wenigen erklommen. Erfolglos haben wir darum, wie mich bedünkt, einem unbefugten Verlangen statt gegeben und Stühle gestellt, auf welche der Staub sich nieder setzen kann, weil sie von Niemanden eingenommen werden. In die Hörsäle der Universität mag jeder Gast unangemeldet eintreten, der akademischen Beschäftigung sollten nur die jedesmal Eingeführten dürfen beiwohnen. Dagegen unterscheidet von der Universität die Akademie sich auch darin, daß sie mit dem entlegensten Ausland fördernden Verkehr und Austausch unterhält, zumal sind es Astronomie und Naturforschung die so weit in die Ferne reichen müssen, daß sie das Vaterland ganz aus dem Auge verlieren, Geschichte und Philologie, obschon auch ausholend, versäumen die Heimat am wenigsten.

Hiermit ist die eigentliche und innere Thätigkeit der Akademie an sich selbst umschrieben; es pflegen aber noch zwei andre Wirksamkeiten vorzugsweise von ihr auszugehn, denen ein ausgezeichneter Werth nicht abgesprochen werden kann. Einmal werden wissenschaftliche Reisen oder kostspielige größere Werke einzelner Gelehrten durch ihre Geldmittel unterstützt und herausgegeben, dann aber über schwierige Fragen der Wissenschaft

Preise gestellt und den siegreichen Bewerbern zuerkannt. Es scheint an sich angemessen und ist auch althergebracht durch solche Preise die Aufmerksamkeit auf unerhellte und mühsam erforschbare Puncte der einzelnen Wissenschaften zu leiten und deren Beseitigung zu veranlassen. Man wird gleichwol akademische strengwissenschaftliche Preisaufgaben unterscheiden müssen von den auch auf der Universität dem Wetteifer der Jünglinge ausgesetzten, bei welchen es noch mehr auf deren Uebung als auf den Gegenstand selbst abgesehen ist, wenn schon diesem dadurch oft ein unerwarteter Dienst geleistet wird. Preisfragen der zweiten Art mögen es auch an Zweckmäßigkeit und wahrem Nutzen den akademischen zuvor thun, wider welche sich manches Bedenken aussprechen läßt. Ungeübten Jünglingen ziemt es nach einem äußern Lohn zu ringen, dagegen hat es etwas Niederschlagendes sich der Lösung einer weittragenden Aufgabe erst dann und nur darum zu unterziehen, wenn ein Gewinn daran geknüpft ist. Der wahre Entschluß zu ihr sollte von innen aufgestiegen sein und würde einmal zu fruchtbaren Ergebnissen gelangt diesen auf den vielfachen unsrer Literatur nunmehr offen stehenden Wegen auch Luft gemacht haben. Ueberall ist es leichter zu fragen als zu antworten, und die der Preisaufgabe beigefügte Richtschnur scheint, wie geschickt erwogen, wie fein überlegt sie sei, dennoch fähig die freie unbefangne Untersuchung mehr zu fesseln und zu hemmen, als förderlich zu erleichtern. Der Eigenthümlichkeit des Bewerbers hätte es etwa zugesagt, einige Seiten des Gegenstandes, die hervor gehoben sind, liegen zu lassen oder liegen gelassene hervor zu heben, und dieser Zwang hat auf seine ganze Arbeit nachtheiligen Einfluß. So geschieht es denn oft, daß entweder zu viel aufgegeben oder von der Aufgabe die wahre Endweite der Forschung, die erst aus dieser selbst erwachsen kann, unerkannt geblieben ist. Für das Urtheil, zumal ein collegialisches Urtheil über die eingelaufene Werbeschrift entspringen aber eigenthümliche Verlegenheiten. Sie geht zu Ende der gesetzten Frist plötzlich ein und überfällt den mitten

in andern Arbeiten steckenden Aufgabesteller, der sie nun zu begutachten und seine Entscheidung den übrigen Mitgliedern vorzulegen hat, die ihr in gleicher Unmuße meistens beipflichten, so daß einzelne Abweichungen des Urtheils durch die Mehrheit im voraus abgestimmt und verworfen sind. Auf die Entscheidung selbst pflegt aber höchst menschlich nicht nur ein Gefühl des Schonens für das Dargebrachte einzufließen und die gute Absicht den Bewerber, der nicht ohne einige vortheilhafte Seiten erscheinen wird, zu ermuntern, sondern auch die unangenehme Empfindung einer sonst unangerührt bleibenden Aufgabe, wie man dem Handwerker eine bestellte Arbeit abnimmt, die man von freien Stücken nie gekauft hätte. Dazu kommt endlich, daß ein angewiesner Fonds vorräthig liegt, den man nicht unverwandt lassen und los sein möchte. Ueberlege ich uneingenommen alle diese freilich hier grell zusammengestellten und im besondern Fall vielfach gemilderten Uebelstände, so ergibt sich mir die Ansicht, daß akademische Preisaufgaben aufgehört haben zeitgemäß zu sein und an ihre Stelle wol etwas Heilsameres treten könnte. Weit schöner und edler scheint es einen Lohn zu empfangen, um den man nicht geworben, als um den man geworben hat. Triftige und geistvolle Forschungen treten schon, ohne daß es nöthig wäre, sie vorher zu locken, von selbst ans Licht und die Akademie kann nicht umhin ihrer bald zu gewahren. Erkenne sie von Zeit zu Zeit, ohne durch bestimmte Fristen dabei sich Zwang anzulegen, in besonnener, gerechter Würdigung des sich kund gebenden Verdienstes, munera, nicht mehr pretia, ehrende Zeichen ihres Anerkenntnisses, die wie ein leuchtender Strahl auf das Haupt des Ausgezeichneten sich niedersenken, und auch ihr eignes Ansehn wird durch solche Aussprüche vor der gelehrten Welt und dem Volke dauernd steigen, während die Erinnerung zuerkannter Preise schnell vergeht.

Es bleibt mir übrig die wichtigste, ich gestehe auch schwierigste Angelegenheit der Akademie, ohne Rückhalt, zur Sprache zu bringen, die der Erneuerung und Ergänzung ihrer Abgänge,

worauf nicht allein ihre ganze Zukunft, sondern eben auch ein erhöhter und fortschreitender Wachsthum beruhen muß. Ist es unleugbar, daß die Akademien im Stand ihrer gegenwärtigen Entfaltung noch nicht wirksam genug sind, gleichwol alle Keime einer zweiten oder dritten Wiedergeburt in sich tragen, um desto offenbarer ihre gebührende und heilsame Stelle an der Spitze der Wissenschaft einzunehmen; so fällt in die Augen, dieser größere Zweck müsse und könne weniger durch ihre zum Beispiel und zur Bürgschaft gereichende Thätigkeit, als durch die freie und ungehemmte Wahl neu zutretender Mitglieder erreicht werden. An den höheren Schulen und Universitäten sahen wir die beste und tauglichste Ergänzung durch den Staat selbst geschehen, der leicht ein sicheres Augenmerk für die Ersatzmänner gewinnt und selbst auf erfolgende Anmeldungen einzugehn sich bewogen finden wird. Die gesammte Stellung der Akademie hingegen gründet sich wesentlich und unerläßlich auf gesellschaftliche Wahl, die wenn sie im weiten Kreise umschauen kann, fast nicht irre geht. Diese Wahl ist ein aus schwankender Meinungsverschiedenheit zur Einstimmung der Mehrheit durchgedrungnes Erbieten, das den Gewählten gleich einer angethanen Ehre überraschen, gleich einem unerwarteten Gruß erfreuen muß. Anträge und Meldungen von Seiten des Candidaten, wie sie zu Paris stattfinden oder in Oesterreich für einige Ordensverleihungen, scheinen unangemessen: sie heben die Wohlthat ganz freier Ernennungen auf, hinterlassen dem Durchgefallnen Verdruß oder können auf die Unparteilichkeit der Handlung nachtheilig wirken, weil eine Ablehnung des Antrags als Härte, der man gern ausweicht, erscheinen würde. Keine bedeutende Fähigkeit wird dem geschärften Blicke vieler und kundiger Wähler entgehen; daß wir in unsrer Akademie bei Vornahme der Wahlen ordentlicher Mitglieder auf die Hauptstadt und die Nähe Berlins beengt sind, muß für einen empfindlichen Uebelstand gelten, den die uneingeschränkte Wahl auswärtiger Mitglieder und Correspondenten lange nicht aufwiegt. Unter örtlichen Rücksichten oder landschaft-

lichen Bedingungen mögen besondere Gesellschaften nicht verkümmern, sogar gedeihen; einer Akademie der Wissenschaften schadet, daß ihre freie Wahl nicht einmal auf alle Preußen, geschweige auf alle Deutschen gehn kann, wie es doch längst hergebracht und bewährt ist, Lücken der Universität aus dem gesammten Deutschland her zu füllen. Erforderlich aber wäre, daß dann auch die Mittel der Akademie ausreichten, um allen Erwählten, ohne den Zwischentritt andrer zugleich übernommner Aemter ihre äußere Stellung und die ganze Ruhe der Arbeit zu sichern.

Daß einmal solche Schranke falle, hat der Verlauf der Zeit im Stillen, die anders gewordene öffentliche Stimmung durch mehr als ein lautes Zeichen schon eingeleitet. Wenn, was Niemand leugnet, die Wissenschaft selbst allen Deutschen gemeinschaftlich ist, wie sollten deren Vertreter es nicht sein? Würde jede wissenschaftliche Akademie des ihr anklebenden Oertlichen ledig, so könnte sie die Anhänglichkeit an unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland wärmer hegen und nähren. Erst eine deutsche Akademie, dann das reinste Bild unsrer Wissenschaft, würde mit ganz anderm Gewicht einer fremden Nationalakademie gegenüber stehn, als jetzt unsre, gleich uns selbst, zersprengten Akademien miteinander.

In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren still haltendem Haupt Vögel ihre Nester bauen, hat sich die Welt längst entrückt und unablässig gestrebt ein aus der Vorfahren Hand empfangnes, in sich wucherndes Erbe der Hand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante, gesellige Doctrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren, oder zu höherer Entfaltung ihrer Ziele emporgetragen auch einen neuen Namen finden.

Die Gedanken des Verfassers, wie man erwarten kann, diesmal zunächst bei der Akademie stehend musten von ihr auf die Universität, von der Universität auf die Schule zurück gleiten, haben sich jedoch in umgedrehter Ordnung entwickelt. Er bescheidet sich sie unbefangen, ohne alle Absicht auf den Bestand der Gegenwart irgendwie einwirken zu wollen, mitgetheilt zu haben und stellt sie künftigen und spätern Lesern sogar lieber als heutigen anheim. Auch ist in der kurzen Zeit, daß er diese Worte gesprochen hat und nun zu Drucke gibt, unsre öffentliche Lage noch schlimmer und düsterer geworden, und selbst dem an ihr nicht Verzweifelnden müssen die nächsten Forderungen und Begehren der Wissenschaft jetzt als Wünsche in die Ferne treten.

Ueber den Ursprung der Sprache.
1851 *).

Von dem großen Weltweisen in unsrer Mitte ist die Frage, deren Gegenstand ich eben bezeichnet habe, und die schon vor achzig Jahren unter uns zum Preise gestellt war, jüngst bei der philosophischhistorischen Classe zweimal angeregt worden. Herr von Schelling machte nemlich den Vorschlag eine solche Aufgabe jetzt zu wiederholen, zog ihn aber unmittelbar darauf zurück. Bald hernach gab er in einer eignen Vorlesung einige Auskunft über die Unzufriedenheit, welche Hamann gegen Herders damals von der Akademie gekrönte Preisschrift an den Tag gelegt hatte **), so wie Proben eines lateinischen Gedichts von noch unbekanntem Verfasser über der Sprache Ursprung. Hoch zu bedauern ist, daß er selbst dabei nirgend seine eigene Ansicht kundgeben oder errathen lassen wollte; an jener neuen Preisaufgabe, wenn sie festgehalten und näher entfaltet worden wäre, würde man darüber wol Manches haben entnehmen können, da es kaum möglich scheint einen solchen Vorschlag anschaulich zu machen, ohne daß zugleich im Entwurf selbst des Preisstellers, und eines solchen Preisstellers, Meinung bestimmend durchbräche. Nur das Eine dürfen wir als unzweifelhaft voraus setzen, daß ihm die herderische Lösung wenigstens für unsere Zeit keineswegs genug thut, denn sonst wäre überflüssig gewesen sie neuerdings auf die Bahn zu bringen.

Wie man aber auch den im Jahr 1770 erlangten und erlangbaren Ergebnissen zugethan oder ungeneigt sei, das läßt sich

*) Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 9. Januar 1851.
**) Göthe 26, 108 besaß den Aufsatz.

gar nicht in Abrede stellen, daß seitdem die Lage der Sprachforschung wesentlich oder gänzlich verändert worden ist und darum schon ein Versuch, was sie uns gegenwärtig biete, auf jene Frage in erneuter Antwort anzuwenden wünschenswerth erscheinen mag, da auf jedweden in philosophische oder historische Betrachtung zu ziehenden Gegenstand die ihm gewordne größere Pflege und feinere Ausbildung günstig einwirken muß. Alle Sprachstudien finden sich nun heutzutage ungleich vortheilhafter gestellt und ausgerüstet, als zu jener Zeit, ja sie sind, kann man sagen, erst in unserm Jahrhundert zur wahren Wissenschaft gediehen. Die Art und Weise nach welcher die classischen Sprachen ehdem betrieben wurden und in Wahrheit immer noch angebaut zu werden pflegen (wie es auch den von mir gewiß hochgestellten übrigen Zwecken der Philologie nicht unangemessen ist), führte nie oder bloß zufällig zu allgemeinen und entscheidenden Aufschlüssen über das Verhältniß der Sprachen unter einander. Man mühte sich in das Wesen der lateinischen oder griechischen Zunge einzudringen so weit es nöthig war, um den Geist kostbarer, für alle Zeiten bewundernswerther Denkmale zu erfassen, die sie hervorgebracht und auf uns überliefert hatten, und dieses Geistes habhaft zu werden, dazu gehört unermeßlich viel. Solchem Ziel gegenüber verhielt sich der Sprache noch so gewaltige äußere Erscheinung und Form dienend; wahrzunehmen was in ihr über den Redebrauch, über die Technik der Dichter und den Inhalt der Werke hinaus gieng, war der classischen Philologie gewissermaßen gleichgültig und von allen feiner eingehenden Beobachtungen schienen ihr fast nur solche werthvoll, welche der Textcritik zu festern Regeln irgend verhelfen konnten. Für sich selbst zog das innere Gewebe der Sprache wenig an und wurde in seiner Schönheit und Fülle gleichsam voraus gesetzt, weshalb auch die auffallendsten Worterscheinungen, wo sie ihrem Begriff nach klar sich darstellten, meistens unerwogen blieben. Etwa wie der seine Sprache fertig handhabende, in ihr waltende Dichter fast keiner Kunde ihres innern Baus noch minder ihrer ge-

schichtlichen Veränderungen bedarf und nur hin und wieder ein seltnes Wort aufsucht, dem er eine gelegne Stelle zu geben hat; war der Grammatiker auch bloß ausnahmsweise irgend einer ihm anstößigen Wortgestalt der Wurzel auf der Spur, an welcher er seine Kunst zu üben trachtete. So erklärt sich warum lange Jahrhunderte hindurch die unablässig fortgesetzte aufmerksame Behandlung lateinischer und griechischer Sprache auf der Schule wie in den Stuben der Gelehrten mit der einfachen Formlehre am wenigsten vorrückte und fast nur für die halb schon außerhalb der Grammatik liegende Syntax Früchte trug. Weder verstand man, wozu diese beiden classischen Sprachen gerade mächtig reizen musten, ihre Gestalten scharf an einander zu halten und wechselsweise jede mit gleicher Berechtigung aus der andern zu erörtern, da man fehlerhaft die lateinische als unterwürfige Tochter der griechischen ansah; noch weniger unsrer Muttersprache aufzuhelfen, die in der Schule allenthalben Frohndienste eines unbefugten Handlangers zu leisten hatte, geschweige ihr den dritten Hauptplatz einzuräumen, obgleich, wie aus drei gegebnen Puncten eine Figur zu bilden, aus den Verhältnissen dreier unter sich verwandter Sprachen ihr lebendiges Gesetz zu finden ist.

Man hat das Sprachstudium vielfach und auch nicht ohne Grund dem der Naturgeschichte an die Seite gestellt; sie gleichen einander sogar in der Art und Weise ihres mangelhaften oder besseren Betriebs. Denn ins Auge springt, daß gerade wie jene Philologen die classischen Sprachdenkmäler um ihnen critische Regeln für die Emendation beschädigter und verderbter Texte abzugewinnen erforschten, so auch die Botaniker ihre Wissenschaft ursprünglich darauf anlegten in einzelnen Kräutern heilsame Kräfte zu entdecken, die Anatomen in die Leiber schnitten, um des innern Baus sicher zu werden, auf dessen Erkenntniß nun die Herstellung der gestörten Gesundheit gestützt werden könnte. Die Stoffe zogen als ein Mittel, nicht für sich selbst an. Allmälich aber bereitete sich eine Aenderung der Ansicht und des Verfahrens

vor. Da es natürlich ist und durch alle Erfahrung bestätigt wird, daß die Menschen an dem Einheimischen, ihren Augen täglich Dargebotnen vorübergehend vom Fremden und Neuen stärker berührt und zur Betrachtung gereizt werden; so darf man wol behaupten, daß durch Reisen ins Ausland, wie durch Zufuhr fremder, seltner Pflanzen in unsre Gärten, die Uebersiedelung vielfacher Thiergestalten aus fernen Welttheilen nach Europa den Wissenschaften ein andres Gepräge aufgedrückt wurde und bei Erforschung der Gegenstände sie von jenen praktischen Zwecken gleichsam abstanden und sich auf unbefangnere, darum wissenschaftlichere Untersuchungen einließen. Denn das ist eben wahres Zeichen der Wissenschaft, daß sie ihr Netz auswerfe nach allseitigen Ergebnissen und jede wahrnehmbare Eigenheit der Dinge hasche, hinstelle und der zähesten Prüfung unterwerfe, gleichviel was zuletzt daraus hervor gehe. Die Sprachwissenschaft, wie mich dünkt, hat auf demselben Weg, dessen Betreten die Pflanzen- und Thierzergliederung ihrem engeren Standpunct entrückte, und zu einer vergleichenden Botanik und Anatomie erhob, endlich eben so durchgreifende Umwälzung erfahren. Ohne Zweifel wurde durch das von der Kaiserin Catharina in den Jahren 1787—90 veranstaltete Petersburger Wörterbuch, wenn es auch auf noch sehr ungenügenden Grundlagen aufgerichtet war, Sprachvergleichung überhaupt wirksam angeregt und gefördert. Allein weit größern Einfluß auf sie hatte die in allen Welttheilen, hauptsächlich in Indien befestigte Herrschaft der Briten, durch welche das genaue Verständniß einer der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der ganzen Welt, die man früher beinahe gar nicht gekannt hatte, erweckt, gesichert und verbreitet wurde. Die Vollkommenheit und gewaltige Regel des Sanskrit mußte, obschon auch den Weg bahnend zu einer der ältesten und reichsten Poesien, recht dazu einladen sich mit ihr um ihrer selbst willen vertraut zu machen und hat, nachdem das Eis einmal gebrochen und gleichsam ein Magnet gefunden war, zu welchem die auf dem Sprachenocean Schiffenden hinschauen konnten, auf die weit

erstreckte Reihe der mit der indischen unmittelbar zusammenhängenden und verwandten Sprachen ein so erhellendes, sonst ungeahntes Licht fallen lassen, daß daraus eine wahrhafte Geschichte aller dieser Sprachen, wie sie noch nie vor eines Sprachforschers Auge gestanden hatte, mit tief eindringenden und überraschenden Resultaten theils schon hervor gegangen theils eingeleitet worden ist. Und da um dieselbe Zeit man zugleich bemüht gewesen war, das bisher unbegreiflich gering geachtete Gesetz unserer eignen deutschen Sprache historisch zu entfalten, wie der Naturforscher in den Halmen und Knoten einheimischer Gräser dieselben wunderbaren Triebe erkennen muß, die er an ausländischen Pflanzen wahrnahm; so konnte nicht fehlen, daß von unserm eigensten und unmittelbarsten Standpunct aus zugleich der Blick auf die uns benachbarten slavischen, littauischen und keltischen Sprachen lebhafter geworfen wurde, welchen allmälich allen die nemliche geschichtliche Bedeutung und Betrachtung zu Theil geworden ist oder zweifelsohne werden wird. Auf solche Weise haben sich, wo nicht alle, doch die meisten Glieder einer großen fast unabsehbaren Sprachkette gefunden, die in ihren Wurzeln und Flexionen aus Asien bis her zu uns reicht, beinahe ganz Europa erfüllt und schon jetzt die mächtigste Zunge des Erdbodens genannt werden darf, auf welchem sie unaufhaltsam weiter fortschreitet, den sie einmal überall erfüllen wird. Diese indogermanische Sprache muß nun zugleich durch ihren innern Bau, der sich an ihr in unendlichen Abstufungen klar verfolgen läßt, wenn es irgend eine andere Sprache im Stande ist, auch über den allgemeinen Gang und Verlauf der menschlichen Sprache, vielleicht über deren Ursprung die ergibigsten Aufschlüsse darreichen.

Ich bin befugt die Thunlichkeit dieser Untersuchung über den Ursprung der Sprache als bloßes Problem hinzustellen, dessen Gelingen noch von Vielen darf in Zweifel gezogen werden. Sollte es sich lösen können, mögen solche Zweifler einwenden, so hätten unsere Sprachen und unsre Geschichte viel weiter als sie thun zurück zu reichen, denn es ist glaublich, vielmehr es ist schon

ausgemacht, daß die ältesten Denkmäler der Sanskrit- oder Zendsprache, gleich den hebräischen oder was sonst man für die frühste Sprache ausgeben wolle, um lange Zeit, um viel Jahrtausende von dem wirklichen Ursprung der Sprache oder der Schöpfung des Menschengeschlechts auf Erden abstehn. Wie kann über eine solche Kluft hinweg ein Anfang der Sprache ermessen werden? Fällt die gesammte Frage nicht in die Reihe der Unmöglichkeiten?

Dies Bedenken scheint aber noch stärker einzuleuchten, wenn wir die Lage und den Gegenstand der Naturforschung, die, wie eben erhellte, sich zur Sprachforschung ähnlich verhält, erwägen. Jene Forscher streben in die Geheimnisse des Naturlebens zu dringen, d. h. die Gesetze der Zeugung und Fortdauer der Thiere, des Keims und Wachsthums der Pflanzen zu ergründen. Nie habe ich vernommen, daß darüber hinaus ein seiner Aufgabe sich bewuster Anatom oder Botaniker auch die Erschaffung der Thiere und Pflanzen hätte wollen nachweisen; höchstens kann ihm klar werden, daß einzelne Thiere oder Kräuter, um ihren Zweck vollständig zu erreichen, an bestimmter Stelle zuerst erscheinen und geschaffen sein musten. Wenn sodann Analogie obwaltet zwischen Schöpfung und Zeugung, sind doch beide als ein erster und zweiter Act wesentlich verschieden von einander. Die ewig sich erneuende Forterzeugung erfolgt vermöge einer in das erschaffene Wesen gelegten Kraft, während die erste Schöpfung durch eine außerhalb dem Erschaffnen waltende Macht geschah. Die Zeugung ruft, wie das Schlagen des Stahls an den Stein schlafenden Funken weckt, neues Dasein hervor, dessen Bedingung und Gesetz bereits dem Zeugenden anerschaffen war. Hier aber scheint für den genau Ueberlegenden in der That ein Wendepunct zu liegen, wo Naturforschung und Sprachforschung wesentlich sich von einander scheiden, und alles Folgende wird gerade davon abhängen, ob wir die Sprache als ein Erschaffnes oder Unerschaffnes anerkennen. War sie erschaffen, so bleibt ihr erster Ursprung unsern Blicken eben so undurchdringbar als der

des zuerst erschaffenen Thiers oder Baums. Falls sie aber unerschaffen, d. h. nicht unmittelbar durch göttliche Macht, sondern durch die Freiheit des Menschen selbst hervorgebracht wurde und gebildet, so mag sie nach diesem Gesetz ermessen, ja von dem was uns ihre Geschichte bis zum ältesten Stamm hinauf ergibt, darf über jenen unerfüllten Abgrund von Jahrtausenden zurück geschritten und in Gedanken auch am Ufer ihres Ursprungs gelandet werden. Der Sprachforscher braucht also nicht die Hand abzulegen, sondern kann weiter gehn als der Naturforscher, weil er ein menschliches, in unsrer Geschichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich sondern stufenweise zu Stande gebrachtes Werk seiner Betrachtung unterwirft, da im Gegentheil alle erschaffnen unfreien Wesen gar keine Geschichte kennen und bis auf heute beinahe noch eben so sich verhalten, wie sie aus des Schöpfers Hand hervor gegangen sind.

Hiermit ist im voraus freilich schon ausgesprochen, was ich als möglichen Erfolg meiner ganzen angestellten Untersuchung betrachtet wissen will; gleichwol müssen für sie eine Reihe einzelner Gründe in Anschlag gebracht werden und es wird außerdem nicht ungerathen sein, diesen erst noch voran gehn zu lassen, was zu Gunsten eines unmittelbar von der Gottheit ausgegangnen Ursprungs der Sprache könnte gesagt werden. Weil nun ein solcher noch auf doppelte Weise denkbar wäre, insofern nemlich Gott die Sprache den Menschen anerschaffen oder erst nach der Schöpfung selbst offenbart hätte; so soll zuvörderst von einer geschaffenen, dann von einer offenbarten Sprache gehandelt und näher dargethan werden, warum keine von beiden anzunehmen sei.

Eine geschaffene, naturwüchsige Menschensprache voraus zu setzen mahnt von der Oberfläche her angesehn nicht Weniges. Vergegenwärtigen wir uns ihre Schönheit, Macht und Manigfaltigkeit wie sie sich über den ganzen Boden der Erde erstreckt, so erscheint in ihr etwas fast Uebermenschliches, kaum vom Menschen selbst Ausgegangnes, vielmehr unter dessen Händen hier

und da Verderbtes und in seiner Vollkommenheit Angetastetes. Gleichen die Geschlechter der Sprachen nicht den Geschlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menschen selbst in aller beinahe endlosen Vielheit ihrer wechselnden Gestalt? Erblüht nicht die Sprache in günstiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg sperrt und der sich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, versäumt und absterbend sie nicht einem Gewächs ähnlich, das bei Mangel an Licht oder Erde schmachten und dorren muste? Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden sie schnell verwächst und neu ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als diese versteht sich die Sprache darauf mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie.

Treten wir aber dem eignen Element der Sprache näher. Fast die ganze Natur ist Lautes und Klanges erfüllt, wie sollte er ihrem edelsten Geschöpfe dem Menschen nicht in der Schöpfung ertheilt worden sein? Machen die Thiere mit ihrer der Menschensprache gleich endlos verschiednen Stimme sich nicht unter einander verständlich, erschallt der Vögel manigfalter Gesang nicht durch alle Lüfte? Menschliche Einbildnng hat den Thieren wirkliche Sprache beigelegt. Die Sage meldet sogar, daß im goldnen Zeitalter alle Thiere noch mit den Menschen traulich gesprochen hätten, daß sie seitdem ihre Sprache nur verhielten, aber im Augenblick des Drangs ausbrechen ließen, wie Bileams Eselin, als ihr Unrecht widerfahren und der Engel des Herrn erschienen war, das Wort erhob. Diese redete in Menschenweise, andere Thiere sollen in ihrer eignen Sprache, oder wie es zu heißen pflegt, in ihrem Welsch und Latein sich vernünftig unterreden, was hören und verstehn könne, wer durch Genuß einer weißen Schlange oder eines Drachenherzens Kunde davon sich erworben habe. So sangen dem Sigurd, nachdem er Fafni erlegt und seine Fingerspitzen in dessen Herzblut getaucht hatte, die Vögel auf den Aesten was ihm noch zu thun übrig sei.

Wir unterscheiden die gesammte Natur in eine todte und lebendige, womit nicht zusammen fällt, daß sie stumm oder laut sei. Unter den Elementen stumm ist nur die träge Erde, denn die Luft saust und heult, das Feuer sprüht, knistert, prasselt, dem Meer legen wir Rauschen bei, dem Bach Klingeln, Murmeln, Plätschern, ja sein Geriesel dünkt uns ein Schwatzen und Plaudern (garrulus rivus) *). Gleich der Erde geben die starren Steine keinen Laut von sich, auch den lebendigen, an den Böden gefesselten, Gangs unfähigen Pflanzen wurde er nicht verliehen: wenn Baumblätter flüstern, ists der Wind der sie von außen rührt. Allen Thieren dagegen ist Bewegung und Gefühl verliehen, nicht allen Stimme, denn die Fische bleiben lautlos, von den Insecten machen sich nur hörbar die schwirrend im Flug durch ihre Athemlöcher Luft stoßen oder harte Flügeldecke an einander reiben; aus ihrem Innersten durch ihren Mund geht keine Stimme. Aber jedem vollkommneren warmblutigen Thier, Vögeln wie Säugenden, ist immer ein ganz besonderer Laut eigen, mit welchem es seine Empfindungen wechselsweise des Behagens, der Lust und des Schmerzes, lockend oder scheuchend kund thun kann; einigen unter ihnen und zwar nicht den uns sonst verwandteren vierfüßigen Thieren, sondern voraus dem Gevögel wurde ein klangvoller, meistens anmutiger und herzerfreuender Gesang zugetheilt. Stehn alle Thierlaute nicht der Menschensprache zur Seite? Hat man doch heisere, rauhe, harte Menschensprache dem Gekrächze der Raben, Quaken der Frösche, Bellen der Hunde und Wiehern der Rosse verglichen.

Diese thierische in ihrer Aeußerung gleich der Thiergestalt selbst manigfaltigste Stimme ist aber sichtbar von Natur in jedes Thier geprägt und wird von ihm hervorgebracht ohne sie erlernt zu haben. Laßt ein eben ausgeschloffenes Vöglein dem Nest entnommen von Menschenhand aufgefüttert werden, es wird den-

*) Selbst das Geklapper des Mühlrads legt man in Worte aus. Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 511.

noch aller Laute mächtig sein, die seinesgleichen, unter welchen es sich niemals befand, eigen sind. Darum bleibt die jeder Thierart angewiesene Stimme immer einförmig und unveränderlich: ein Hund bellt noch heute wie er zu Anfang der Schöpfung boll, und mit demselben Tirelieren schwingt die Lerche sich auf wie sie vor vielen tausend Jahren that. Das Angeschaffene hat weil es angeschaffen ist unvertilgbaren Charakter.

Alle Thiere leben und handeln also nach einem in sie gelegten dunkeln Trieb, der an sich gar keiner Steigerung fähig von Anfang schon seine natürliche, dem Menschen manchmal unerreichbare Vollkommenheit mit sich trug. Das Spinngewebe ist so zart und regelrecht vom Thierlein aus seinem Leib gezogen und angespannt wie im Laubblatt die selbstgewachsnen Rippen. Die Biene wirkt ihre kunstmäßige Sechseckenzelle ein wie das andere Mal, ohne haarbreit je von dem ihr vorgeordneten Muster und Bauplan abzuweichen. Dennoch wohnt den Thieren mehr oder minder außer dem in ihnen herrschenden Instinct der Nothwendigkeit ein Analogon von Freiheit bei, die sie leise anfliegt, aus der sie unmittelbar wieder in ihre Natur zurück treten. Wenn Bienen ausgeflogen sind um Honigstoff einzuholen und sich auf eine Heide niederlassen, von welcher sie immer zu rechter Zeit und sicher den Heimweg nach ihren Stock nicht verfehlen; mag es einzelne unter dem Schwarm geben, die sich ein Paar hundert Schritte abwärts verfliegen und in der Irre zu Grunde gehn: ihnen ist die kleine Freiheit verderblich geworden. Es gibt gelehrige Thiere, die der Mensch für seine Zwecke abrichtet, und leicht ist wahrzunehmen, daß je ausgebildeter jener Kunsttrieb sich entfaltete, desto weniger solches Abrichten von statten geht. Die Biene oder Ameise wären für alle menschliche Lehre unempfänglich, aber Hund, Pferd, Rind, Falke nehmen sie bis auf einen gewissen Grad an und ergeben sich dem Willen des Menschen. Alle jedoch, erließe man sie dessen, würden gern in ihre natürliche Ungezwungenheit zurück kehren und das Angelernte vergessen. Das ganze Thierleben scheint eine Nothwendig-

keit, aus der zuckende Richtungen oder Blicke der Freiheit sie nicht vermögen loszureißen; entgehn wir freien Menschen selbst zuletzt nicht dieser Noth.

Die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geschlechter einförmig und unabänderlich ausgestattet wurde, steht demnach in unmittelbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Was der Mensch nicht zu lernen braucht und alsobald in das Leben tretend von selbst kann, das bei allen Völkern sich gleich bleibende Wimmern, Weinen und Stöhnen oder jede andern Ausbrüche leiblicher Empfindung, das allein könnte dem Schrei der thierischen Stimme mit Recht an die Seite gesetzt werden. Das gehört aber auch zur Menschensprache nicht, und läßt mit deren Werkzeugen sich eben so wenig als der Thierlaut genau ausdrücken, nicht einmal vollständig nachahmen.

Wir wollen dem für des Naturlauts Unverrückbarkeit beigebrachten Fall einen andern für das Unangeborensein der Menschensprache gegenüber halten und einmal setzen, daß auf einem Schlachtfeld das neugeborne Kind einer französischen oder russischen Mutter aufgenommen und mitten in Deutschland erzogen würde; es wird nicht französisch, nicht russisch, sondern gleich allen andern Kindern, unter welchen es erwächst, deutsch zu sprechen anheben. Seine Sprache war ihm nicht angeboren.

Dieselben gleichgearteten Menschen, die heute uns geboren bald alle Laute und Eigenheiten unsrer jetzigen Sprache sich erwerben, würden vor fünfhundert oder tausend Jahren zur Welt gebracht eben so leicht und unvermerkt in den Besitz alles dessen gelangt sein, was unsrer Vorfahren Sprache von der heutigen unterscheidet. Die Besonderheit jeder einzelnen Sprache ist also abhängig von dem Raum und der Zeit, in welcher die sie Uebenden geboren und erzogen werden, Raum und Zeit sind Anlaß aller Veränderungen der Menschensprache, aus ihnen allein läßt sich die Manigfaltigkeit und Abweichung der einem Quell entstammenden Völker begreifen. Der heutige Tiroler und Friese

werden einander gegenüber ihre Rede zu verstehen Mühe haben, obgleich ihre Urväter näher zusammen gestanden, einem und demselben Volksschlag angehört haben müssen. Auch unter einander verstehenden, ungeschieden lebenden Menschen pflegen je nach Geschlecht und Individuum dennoch Eigenheiten und Abstände der Sprache einzutreten, die bald einen größeren Umfang und Vorrath von Wörtern, bald Armut oder Mangel daran wahrnehmen lassen, so daß ihnen insgesammt ihre Sprache zwar als Gemeinbesitzthum, zugleich aber Einzelnen als besonders zuständige Ausdrucksweise erscheinen muß, die von jener Einförmigkeit thierischer Stimmbegabung himmelweit fern ist.

Nein, die Sprache ist dem Menschen weder angeboren noch anerschaffen und in allen ihren Leistungen wie Erfolgen kann sie mit der Thierstimme nicht gleichgesetzt werden: nur eins müssen beide mit einander einigermaßen gemein haben, die ihnen unterliegende nothwendig durch den erschaffenen Leib bedingte Grundlage.

Jeder Laut geht hervor durch eine Bewegung und Erschütterung der Luft, selbst jenes elementarische Rauschen des Wassers oder Knistern des Feuers war im gewaltsamen Aneinanderschlagen der Wellen, die ihren Druck auf die Luft übten, oder im Verzehren der Brennstoffe, welche die Luft erregten, bedingt. Dem Thier wie dem Menschen sind Stimmwerkzeuge von Natur eigen, mittelst welcher sie in manigfache Weise Eindrücke auf die Luft bewirken können, deren unmittelbare Folge ein regelrechter, gleichartig wirkender Schall ist. Das Thier bringt damit einzelne ähnliche Laute wie der Mensch hervor, dieser vermag sie weit reicher und allseitiger zu entfalten. Das geordnete Entfalten der Laute heißt uns Gliedern, Articuliren und die Menschensprache erscheint eine gegliederte, womit das homerische Beiwort der Menschen *οἱ μέροπες*, *μέροπες ἄνθρωποι* oder *βροτοι* zusammentrifft, von *μείρομαι* oder *μερίζω*, die ihre Stimme Theilenden, Gliedernden. Wesentlich hängt aber diese Lautgliederung ab von dem aufrechten Gang und Stand der Menschen*), ver-

*) Selbst ἄνθρωπος, Mannes Gesicht oder Aussehn habend weist

möge dessen sie die einzelnen Laute ruhig und gemessen vernehmen lassen können, während die Thiere zur Erde gebückt sind:

> pronaque quum spectent animalia caetera terram,
> os homini sublime dedit caelumque tueri
> jussit, et erectos ad sidera tollere vultus **).

Die nothwendige Reihe und das Maß dieser Laute und Schälle ist natürlich bedingt wie die Tonleiter in der Musik oder die Folge und Abstufung der Farben, ihrem Gesetz kann nichts hinzu gethan werden. Denn außer den sieben Grundfarben, die unendliche Mischung dargeben, sind keine andern denkbar, und eben so wenig läßt sich den drei Vocalen a i u, aus welchen e und o, sammt allen übrigen Diphthongen und deren Verdichtung zur bloßen Länge entspringen, das Geringste zufügen, noch die Ordnung der Halbvocale und Consonanten, die sich in zahlloser Manigfaltigkeit der Verbindungen erzeigen, dem Grunde nach erweitern. Diese Urlaute sind uns angeboren, da sie durch Organe unseres Leibs bedingt entweder aus voller Brust und Kehle gestoßen und gehaucht, oder mit Hilfe des Gaumens, der Zunge, Zähne und Lippen hervor gebracht werden. Einige ihrer Bedingungen sind auch so greif- oder faßbar, daß es nicht völlig mißlingen konnte sie durch künstliche mechanische Vorrichtungen bis auf einen gewissen Grad nachzuahmen und scheinbar darzustellen. Da nun aber die Leibesorgane mehrerer Thierarten den menschlichen gleichen, so darf nicht befremden, daß gerade unter den Vögeln, deren sonstiger Bau weiter als der Säugethiere von uns absteht, die uns aber in aufrechter Haltung des Halses näher kommen, darum auch wohllautige Gesangstimmen haben,

---

nach dieser aufrechten Stellung des Antlitzes. Der erste Theil des Wortes nimmt durch Einfluß des P ein Θ statt Δ an und gehört zu ἀνήρ ἀνδρός = skr. nṛi und nara, vir, homo. Andere dachten an ἄνω ἀθρεῖν, aufwärts schauen.

**) Ovid. Met. 1, 84. (Während die andern Thiere vorgeneigt die Erde betrachten, Gab sie (die Natur) dem Menschen das erhabene Antlitz und den Himmel anzuschauen Gebot sie ihm, und das aufgerichtete Gesicht zu den Gestirnen emporzuheben.)

daß vorzugsweise Papageien, Raben, Stare, Elstern, Spechte *) im Stande sind menschliche Wörter fast vollkommen zu erfassen und nachzusprechen. Von den Säugethieren dagegen vermag das kein einziges, zumal nicht die in andern Stücken uns zum Erschrecken ähnlichen Affen, welche, obgleich sie uns manche Gebärden abzusehn suchen, nie darauf verfallen unsere Sprache nachzuäffen. Man sollte denken, den Affenarten, welche aufrecht zu gehn lernen, müste es gelingen Vocale, Zungen- und Zahnlaute zu erreichen, wenn ihnen auch Lippenlaute, weil ihre Zähne blecken, unmöglich fielen: aber keine Spur, daß sie sich Sprechens unterfangen.

Johannes Müller hat uns neulich die Kehlen einiger Singvögel scharf untersucht und darin nachgewiesen was ihren Gesang hebe und zeuge. Ich weiß nicht, ob es möglich wäre, daß die Zergliederung auch in den ausgebildeten Kehlen menschlicher Sänger Eindrücke gewahrte, die eine große Entwickelung der Gesangsfähigkeit verkündigten; oder um noch Stärkeres zu fragen, ob es dem Anatom gelänge, in den Sprachorganen solcher Völker, die entschieden harter Gutturale pflegen oder wie die Slaven schwere Zischlautverbindungen eingeübt haben, äußere Spuren davon aufzuweisen. Wäre das der Fall, so würde ich nicht abgeneigt sein, weil solche Eigenthümlichkeiten sich vererben können, wie einzelne Gebärden und Schulterdrehungen unbewust vom Vater auf den Sohn übergehn oder Geschwister häufig dieselbe Anlage zum Gesang empfangen haben **), ich würde also geneigt sein, schon in den Kinderkehlen einzelner Völker eingeprägte Anlage für die Aussprache eigner Lautbestimmungen vorhanden zu glauben, so daß jenem in Deutschland

*) Der Specht (wörtlich der spähende, weissagende Vogel) hieß darum μέροψ, gleich dem Menschen, und in altrömischer wie in altdeutscher Sage verweben sich Picus und Bienenwolf mit Heldengeschlechtern. Bemerkenswerth scheint, daß Papageien und Raben auch die Höhe des Menschenalters erlangen.

**) Man nimmt selbst wahr, daß Geschwister ähnlich niesen.

zur Welt gekommenen Russen- oder Franzosenkind immer noch einige unserer Laute schwer gefallen wären. Dies ergäbe das Gegenstück zur thierischen Beschränkung der Nothwendigkeit durch die Freiheit, insofern hier umgekehrt die menschliche Sprachfreiheit durch einen Zug der Nothwendigkeit beeinträchtigt schiene, den sie doch leicht überwindet. Die Anatomie wird noch lange zu lernen haben, ehe sie die Sprachwerkzeuge eines auf der Ebene eingewohnten Norddeutschen von denen eines süddeutschen Alpenhirten unterscheidet. Unserm Hauptergebniß aber, daß die menschliche Sprache unangeboren sei, wird nichts dadurch benommen. Die natürliche Lautgrundlage, deren sie gleich der thierischen Stimme bedarf und die sie voraus setzt, wie unsere Seele den menschlichen Schädelbau, ist nichts als das Instrument, auf dem die Sprache gespielt wird, und dies Spiel erzeigt sich beim Menschen in einer Manigfaltigkeit, die den unveränderbaren Thierlauten völlig entgegen steht. Den Physiologen wird doch mehr das Instrument selbst, den Philologen das Spiel darauf anziehen.

Nun aber wurde außer der eben verworfnen Angeborenheit der Sprache noch eine andere Annahme als denkbar voraus gesetzt, daß sie von des Menschengeschlechts Urheber diesem zwar nicht unmittelbar im Act der Schöpfung, vielmehr nach der Schöpfung mitgetheilt, durch das menschliche Gedächtniß aufgefaßt und dann von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und ausgearbeitet worden sei, mit allem Wechsel und aller Verderbniß, die sie unter des Menschen Hand habe erfahren müssen. Jene göttliche Mittheilung oder Offenbarung der Sprache, vergleichbar der eines göttlichen Gesetzes, müßte dennoch früher als dieses fast alsogleich nach vollbrachter Schöpfung des ersten Menschenpaares eingetreten sein, weil ein solches der Sprache beinahe keinen Augenblick hätte entrathen können, und mit der schöpferischen Allmacht unvereinbar schiene, daß ihrer fertigen, edelsten Creatur im Anfang gebrochen habe was ihr später zu Theil werden sollte.

Diese Auffassung würde von der im Verfolg entgegen zu setzenden eines menschlichen Ursprungs der Sprache sich zwar in der Grundlage wesentlich, in Bezug auf die Fortpflanzung einer so kostbaren Gabe scheinbar wenig unterscheiden. Eine solche Fortpflanzung erfolgt von Geschlecht auf Geschlecht, da niemals alle Menschen zugleich sterben, wie sie allmälich zur Welt kommen, folglich die Ueberlebenden den Nachlebenden hinterlassen was sie selbst von ihren Vorfahren empfangen hatten, gleichviel ob eine von Gott offenbarte oder von den ersten Menschen frei erworbene Sprache weiter getragen worden sei. Die Offenbarung brauchte nur einmal erfolgt zu sein, voraus gesetzt, daß sie nie wieder ganz erloschen war, sondern ihren Schein immer, wenn auch schwächer von sich geworfen hätte; die Menschenerfindung könnte sich öfter wiederholt haben. Im Fall der offenbarten Sprache wäre gleichwol anzunehmen, daß die ersten ihr näher gestandnen Menschen gegenüber den späteren von der göttlichen Macht bevorzugt, diese nachtheiliger gestellt worden seien, was Gottes Gerechtigkeit widerstritte.

Die Vorstellung einer offenbarten Sprache, dünkt mich, muß denen willkommen sein, welche in den Anfang aller menschlichen Geschichte einen Stand paradisischer Unschuld setzen, hernach durch den Sündenfall die edelsten Gaben und Fähigkeiten des Menschen zerrüttet werden, folglich auch die gottähnliche Sprache von ihrem Gipfel herabsinken und dann nur geschwächt den Nachkommen zustehn lassen mögen. Solch eine Ansicht könnte zusagen, und Halt gewinnen, weil die ganze Geschichte der Sprache, so weit wir in sie gedrungen sind, in der That ihren Abfall von einer vollendeten Gestalt zur minder vollkommnen zu verrathen, somit anzudeuten scheint, daß auch für die Sprache wie für die gesammte menschliche Natur eine Herstellung und Erlösung eintreten und nach dem verlornen Zustand anfänglicher Vollkommenheit und Reinheit auf geistigem Wege allmälich müsse zurück gekehrt werden.

Dennoch finden wir diese Deutung schon im Widerspruch

mit den Urkunden unsrer heiligen Schrift, welche einer statt gefundnen göttlichen Offenbarung der Sprache an den Menschen nirgends gedenkt, vielmehr das von ihr selbst unerklärt gelassene Dasein der Sprache voraus setzt und deren Verwirrung erst lange Zeit nach dem Sündenfall eintreten läßt. Sinnreich und ergreifend wird aller Sprachenzwiespalt aus einem gewaltsamen Frevel übermütiger Menschen abgeleitet, die den Himmel stürmenden Titanen des griechischen Mythus ähnlich der Gottheit durch einen thörichten Thurmbau näher zu rücken wähnten, und darüber die Einfachheit ihrer Sprache verloren, welche sie nun von dieser Stätte verworren in alle Theile des Erdbodens austrugen. Neulich hat ein gewandter Maler in reicher Composition diese vielleicht aus bloßem Mißverstand des hebräischem Wortes babal, welches vermischen, mengen bezeichnet, erwachsne Sage veranschaulichen wollen. Hier aber kann die Kunst nur spielen, nichts ausrichten; da die Zersplitterung der Sprache über die ganze Erde und ihre endlose Manigfaltigkeit*) höchst naturgemäß war, und die größten Zwecke der Menschheit förderte, darf sie bloß wohlthätig und nothwendig, keineswegs verwirrend heißen und ist sicher auf ganz andere Weise erfolgt, als uns diese einem lauten Einspruch der Sprachgeschichte überhaupt ausgesetzte Erzählung zu verstehn gibt.

Hier reicht meine Untersuchung an einen theologischen Standpunct, vor dem sie nicht zu erschrecken braucht.

Unter Offenbarung denken wir uns eine Kundthuung oder Manifestation, die Griechen nennen sie ἀποκάλυψις Enthüllung, die Römer revelatio Entschleierung, und diese Wörter alle laufen auf denselben Begriff hinaus, das offen gemachte war vorher

*) Die auch im Mittelalter angenommen wurde, das sich oft auf 72 Sprachen einschränkt, Parz. 736. 28 von einem heidnischen König:

er hete fünf und zweinzec her,
der neheinez sandern rede vernam.

Uebers.: (Er hatte fünf und zwanzig Heere,
Deren keines des andern Rede verstand.)

verschlossen, das Enthüllte bedeckt oder verschleiert. Niemand kann bezweifeln, daß eine schaffende Urkraft unablässig auch ihr Werk fortdurchdringe und forterhalte: das Wunder der Weltdauer kommt dem ihrer Schöpfung vollkommen gleich. Diese sich unausgesetzt kundthuende göttliche Kraft ist keinem als dem Verstehenden eine kennbare Offenbarung. Da sie die gesammte Natur durchdringt und in allen Dingen enthalten ist, liegt sie zugleich offen und verborgen da und mag bloß durch das Mittel der Dinge selbst erforscht werden. Denn sie ist in allen Dingen, eben darum nicht außer ihnen. Unverstanden redet die Natur, so lange der Suchende nicht auf ihre Spur kommt und sie ihm verständlich wird.

Des Alterthums kindliche Vorstellung pflegte aber unmittelbaren Verkehr der Gottheit mit den Menschen anzunehmen, dessen Wirklichkeit unserer Vernunft unbegreiflich und so unzulässig ist wie die der meisten andern Mythen. Denn hat die Gottheit Anfangs sichtbar sich gezeigt, warum sollte sie je nachher aufgehört haben es zu thun? Dies ist dem ihr nothwendig beiwohnenden Begriff der Stätigkeit entgegen; das Unerschaffene kann keine Geschichte haben, muß sich ewig gleich bleiben. Man fühlt sich in einen Kreis von Widersprüchen gebannt, die wenn überall vortretend kaum irgend greller obwalten, als wo ein göttlicher Ursprung der Sprache behauptet werden soll.

Der griechischen Poesie verursacht es nicht den mindesten Anstoß, daß die Götter erscheinen und in der Sprache des Landes reden, so wenig es heute auf unsrer Schaubühne befremdet, daß Helden und Männer aller Länder sich einstimmig in der jetzigen Sprache ausdrücken, da sie nur durch das Mittel unsrer eignen Vorstellungen uns anschaubar werden. Es muß aber ein Grund vorhanden gewesen sein, warum bei Homer wie noch bei den Tragikern zwar Apollo, Hermes, Athene und andere Götter und Göttinnen, niemals Zeus selbst*) den Menschen leiblich er-

*) Diesen Anstand verletzt also Plautus, wenn er im Amphitruo den Jupiter erscheinen und reden läßt. Aeschylos und Sophokles

scheinend und redend vorgeführt wird; gleichsam stellen sich jene nur als seine Boten dar, die den höchsten, an sich unaussprechlichen Willen in Menschenworte zu kleiden und zu fassen beauftragt sind, und in der wuchernden Vielgötterei treten lauter unterwürfige Handlanger des höchsten Wesens auf, dessen Eigenschaften sie vorstellen, dessen Geheiß sie verkünden und ausrichten, wie die katholischen Engel oder Heiligen.

Im alten Testament erscheint Gott gleich von Anfang leibhaft und redet mit Adam Eva Noah Abraham Moses Josua, die seine Rede von selbst verstehend und darauf antwortend dargestellt werden; nirgend ist gesagt, daß eine erste Eröffnung dieses Verständnisses eingetreten oder nöthig befunden worden sei. Doch schon zu Moses Zeit beginnt sich Gott ferner zu stellen, nur auf dem Berg zu erscheinen, nur in der Wolke zu reden, aus welcher Donner und Blitz fahren, ganz wie der donnernde Zeus im Gewölk sich erzeigt. Allmälich pflegt er gar nicht mehr selbst, sondern der Engel des Herrn aufzutreten und bereits Moses gegenüber wird es einigemal zweifelhaft, ob ihm des Herrn Stimme oder die seines Boten erschollen sei. Später*) redet Gott zu den Menschen nur durch der Weissagen und Engel Mund, deren höhere Gabe von einem näheren Verhältniß zu Gott abgeleitet werden könnte, wie die Ausschüttung des Geistes in der Apostelgeschichte (10, 44—46) unmittelbar die Zungen

---

werden es auch in ihren verlornen Stücken anders damit gehalten haben. Auch in der Edda, als die drei Götter Odinn, Hoenir, Loki auf Erden wandeln, führt nur Loki die Rede, die andern schweigen. Im Nalas erscheinen und reden Götter. — Joh. 1, 18 θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε. (Niemand hat Gott je gesehen.)

*) Der Herr redet mit Satan. Hiob 1, 6—12. 2, 1—6. Hiob und der Herr reden mit einander 39, 31. 33. 42, 1—8. Der Herr antwortet dem Hiob aus einem Wetter. Hiob 38, 1. 40, 1. und siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm und sprach zu ihm. 1. Kön. 19, 9. Zu Abraham geschah das Wort des Herrn im Gesicht. 1. Mos. 15, 1.

löst*), daraus läßt sich aber der einfache Ursprung der längst bestandnen Menschensprache nicht begreifen, wenn man auch jenem Ausguß über das Bild hinaus die wirkliche Eingebung menschlicher Sprachpraxis beilegen will. Das Buch, von welchem wir den Namen der Apokalypsis entnehmen, wurde zu Johannes durch einen Engel des Herrn gesandt, und der Apostel Paulus redet von Zungen der Menschen und Engel, wie Plato den Verkehr (*ὁμιλία καὶ διάλεκτος*) zwischen Göttern und Menschen durch Dämone vermitteln läßt, aber alle Vorstellung von Dämonen und Engeln ist in der Natur der Welt unbezeugt, in der Geschichte, so glaublich man sie zu machen gestrebt hat, unbegründet.

Wie soll unsre Vernunft der menschlichen Sprache Ursprung aus göttlicher Offenbarung, die doch nothwendig keine heftige Inspiration, sondern einfache Rede gewesen und mittelst dieser Rede weiter getragen sein müßte, fassen? waren die ersten Menschen fähig Gottes Worte zu vernehmen, d. h. zu verstehn, so scheint es unvonnöthen ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verständnisses Bedingung sie bereits besitzen mußten. Vorhin jedoch haben wir erwiesen, daß ihnen keine Sprache anerschaffen war, folglich daß sie gar nicht im Bereich eines Mittels standen, von welchem das Verstehn, dessen sie unerläßlich bedurften, abhieng. Die Natur des Menschen war zur Zeit der Schöpfung nicht anders als sie heute ist, sie vermochte lediglich durch ihre Sinne und die Vernunft, womit sie ausgestattet war, Eindrücke zu empfangen, die auf anderm Wege ihr gar nicht zu Theil werden konnten. Nirgends steigt eine Lehre so gewaltsam auf die Menschen herab, daß ihr nicht ein inneres Lernen entgegenkommen müßte.

Noch mehr, sollen und dürfen wir uns Gott redend denken? redete, d. h. spräche er menschliche Worte, so müßten wir

*) Auch die Sage meldet, daß die Gabe des Dichtens plötzlich über Einen gekommen sei.

ihm auch menschlichen Leib, zumal alle jene leiblichen Organe beilegen, von welchen gegliederte Rede abhängt. Es scheint mir aber gleich widersinnig einen vollkommnen Menschenleib ohne eins seiner Gliedmaße, z. B. ohne Zähne, als die Gottheit mit Zähnen, folglich essend sich vorzustellen, da die Zähne nach unsrer weisen Natur zwar mit beholfen sind zum Sprechen, hauptsächlich aber zum Zermalmen der Speise dienen. Auf solche Weise würde es ganz unmöglich sein, eins der andern Glieder des Leibs deren innerer und äußerer Einklang unsre höchste Bewunderung rege macht, irgend der schaffenden Gottheit abzusprechen oder beizulegen*).

Wenn aber überhaupt ein Leib, mindestens ein menschlicher der Gottheit gar nicht anstände, wie könnte Rede oder Bedürfniß der Rede ihr beigemessen werden? was sie nur denkt, das will sie auch, was sie will hat sie ohne Aufenthalt und Zweifel mit mehr als Blitzesschnelle vollführt. Wozu hätte sie sich eines Boten bedient um langsamer auszurichten, was sie mit einem Wink, wenn es ihrer Weisheit gefällig gewesen wäre, vollbrächte? Rinnen in dem göttlichen Sein alle jene von uns gesondert betrachteten Eigenschaften, Allmacht, Urplan und Ausführung nicht zusammen? Ohne ihres Gleichen, doch unei nsam waltet die Gottheit allenthalben in der unendlichen Natur Fülle, des Behelfs einer der menschlichen auch nur von ferne vergleichbaren Sprache bedarf sie nicht, wie ihre Gedanken nicht den Weg des Menschendenkens gehn.

Daß an eines Menschen Ohr jemals, so lange die Welt steht, ein unmittelbares Wort Gottes gedrungen sei, kann alle menschliche Geschichte mit nichts erweisen. Seine Verlautbarung würde keiner Menschensprache nahe kommen, eine Harmonie der Sphären sein**). Wo, daß Gott redete, aufgezeichnet ist, hat

*) Mit Recht Wolfram im Parz. 119, 20 von Gott: der antlitzes sich bewac (nicht gebildet war) nâch menschen antlitze.

**) Das Volk hält die himmlische Stimme für Donner. Joh. 12, 29. Vgl. Apok. 8, 5. 11, 19. 16. 18. — 10, 3. 4. 14, 2. 19, 6.

der Geschichtschreiber einer Sage gefolgt, die für die Dunkelheit der Vorzeit eines gangbaren Bildes sich bediente, wer wollte buchstäblich nehmen, wenn gesagt ist, daß Gott das Gesetz mit seinem Finger in die hernach von Moses zerbrochene Steintafel geschrieben habe? Die heilige Schrift, die wir Gottes Wort nennen, ist uns ehrwürdig durch ihr hohes Alterthum und die edle Einfachheit ihrer Darstellung; allein wer sie auch zuerst abfaßte stand von dem Anfang der Schöpfung bereits allzuweit ab, als daß er Anderes als Bild und Sage davon mit zu theilen vermocht hätte. Was von der heidnischen Sage Jeder allenthalben zugesteht, muß er auch für die des A. T. einzuräumen wahrheitliebend und besonnen sein. Arnobius eifert mit schlagenden Gründen wider das Heidenthum, ohne zu ahnen, daß gar manche derselben auch gegen die neue Lehre gebraucht werden können.

Das Verhältniß Gottes zur Natur beruht auf gleich festen, unerschütterbaren Gesetzen wie die Bande der Natur unter sich, und da diese ihr Geheimniß und Wunder nur in sich selbst, nicht außer sich tragen, so muß jedes nicht natürliche Mittel von ihnen ausgeschieden sein. Ein Geheimniß, bei dem es unnatürlich hergienge, gibt es nicht*).

---

*) Lessing (sämmtl. Schriften 10, 4, 5) bemerkt zu einem Aufsatze Jerusalems über den Ursprung der Sprache, daß die Sprache durch ein Wunder dem ersten Menschen nicht mitgetheilt sein könne, darum der Mensch sie noch nicht erfunden zu haben brauche; im Umgang mit höheren Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst könne sie gelernt worden sein, was einige Wahrscheinlichkeit gewinne dadurch, daß die menschliche Erfindung lange Jahrhunderte gedauert haben müsse und des Schöpfers Güte den Armen doch nicht so lange die Sprache entzogen haben werde. Alle solche Voraussetzungen sind sichtbar ohne Boden. — Der christlichen Ansicht nach offenbarte Gott nicht nur zu Anfang die Sprache, sondern er gibt auch fortwährend redenden Menschen ihre Worte ein. Es ist ganz gewöhnlich zu sagen: das Wort ließ dich Gott sprechen, gab dir Gott ein.

Es mag auffallen, daß weder das griechische noch indische Alterthum versucht haben die Frage nach dem Ursprung und der Manigfaltigkeit menschlicher Zungen zu stellen und darauf zu antworten. Die heilige Schrift strebte wenigstens das eine der beiden Räthsel, das der Manigfaltigkeit durch den Thurm von Babel zu lösen. Ich kenne nur noch eine arme estnische Volkssage, welche dieser Lösung sich etwa an die Seite stellen ließe. Der alte Gott, als den Menschen ihr erster Wohnsitz zu eng geworden war, beschloß sie über den ganzen Erdboden auszubreiten, jedem Volk auch eine besondere Sprache zu ertheilen. In dieser Absicht stellte er einen Kessel mit Wasser zum Feuer, ließ die einzelnen Stämme der Reihe nach heran treten und für sich die Töne entnehmen, welche das eingesperrte und gequälte Wasser singend hervor brachte. Hier also wurde den Menschen wo nicht ihre erste, wenigstens eine neue Sprache durch die Naturlaute eines Elements überwiesen.

Ich habe, worauf mein Ziel sich beschränkte, dargethan, daß die Menschensprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffne war; eine angeborne Sprache hätte die Menschen zu Thieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter voraus gesetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbne sein müsse*): nichts Anders kann sie sein, sie ist unsre Geschichte, unsre Erbschaft.

Das was wir sind, wodurch wir uns von allen Thieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen manudscha, welcher auch vorzugsweise in unsrer deutschen Sprache bis auf heute sich erhalten hat, goth. manniska, ahd. mannisco, nhd. Mensch und so durch alle Mundarten; dies Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythischen Ahnen Manna Mannus, den schon Tacitus bezeugt, auf einen

*) Sprachen geistige Schöpfungen der Menschheit. Humboldt Kosmos I, 383.

indischen König Manas zurückgeleitet werden, dessen Wurzel Man d. h. denken ist und wozu unmittelbar auch manas, μένος, Mensch fallen.

Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch Mensch weil er denkt und spricht, weil er denkt, dieser engste Zusammenhang zwischen seinem Vermögen zu denken und zu reden bezeichnet und verbürgt uns seiner Sprache Grund und Ursprung. Vorhin sahen wir griechische Benennungen des Menschen hergenommen von seinem empor gerichteten Antlitz, von seiner gegliederten Rede, hier ist er noch treffender nach seinem Denken genannt. Die Thiere reden nicht, weil sie nicht denken, und heißen darum die unredenden, altn. ômælandi dän. de umælende, wie die unvernünftigen, bruta, mutae, bestiae, mutum et turpe pecus, das gr. ἄλογος drückt zugleich aus unredend und undenkend. Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm wie ihm der Gedanke wächst, beides nicht additiv, sondern multiplicativ. Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichthum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt.

Die Sprache erscheint also eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken, wodurch sie zugleich getrennt und geeint werden. Alles was die Menschen sind haben sie Gott, alles was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem haben sie sich selbst zu danken. Die Inspiration des Propheten ist nur ein Bild für den in ihm erweckten und wachen Gedanken. Weil aber die Sprache Anfangs unvollkommen war und ihr Werth erst steigt, kann sie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen sein.

Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden in uns beides

als kostbare Gaben gelegt, aber wir denken erst indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst indem wir die Sprache lernen. Gedanke wie Sprache sind unser Eigenthum, auf beiden beruht unsrer Natur sich aufwindende Freiheit, das sentire quae velis et quae sentias dicere*), ohne sie würden wir Thieren gleich barer Nothwendigkeit hingegegeben sein und mit ihr sind wir empor geklommen.

Diese Sprache, dies Denken steht aber nicht abgesondert da für einzelne Menschen, sondern alle Sprachen sind eine in die Geschichte gegangene Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Manigfaltigkeit eben ist bestimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben. Von dem sich ewig erneuernden, wechselnden Menschengeschlecht wird der köstliche Allen dargebotne Erwerb auf die Nachkommen übertragen und vererbt, ein Gut das die Nachwelt zu erhalten, zu verwalten und zu mehren angewiesen ist. Denn hier greifen Lernen und Lehre unmittelbar und unvermerkt in einander. Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegen gesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtniß, bevor er noch der eignen Sprechorgane mächtig geworden ist, darum heißt sie die Muttersprache und so erfüllt sich mit den Jahren in schnell erweiterten Kreisen ihr Umfang. Sie allein vermittelt uns am unvertilgbarsten Heimat und Vaterland, und was von den einzelnen Geschlechtern und Stämmen, die gleiche Spracheigenheit eingedrückt empfangen, muß weiterhin von der ganzen menschlichen Gesellschaft gelten. Ohne Sprache, Dichtkunst und die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks würde die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben und ermattet sein. Auch die Schrift hat man die Götter den Menschen weisen lassen wollen; doch ihr überzeugend mensch-

*) Denken was du willst und sagen, was du denkst.

licher Ursprung, ihre wachsende Vollkommenheit muß, wenn es nöthig wäre, den Erweis des menschlichen Ursprungs der Sprache bestätigen und vollführen.

Herodot meldet uns, Psammetich der Aegypter König um zu versuchen, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei, habe zwei neugeborne Kinder einem Hirten einsam aufzuziehen gegeben, mit Befehl kein Wort vor ihren Ohren auszusprechen und zu achten, welchen Laut sie nun hervor bringen würden. Nach einiger Zeit Verlauf, als der Hirt diesen Kindern sich genähert, hätten sie mit ausgestreckten Händen βεκός ausgerufen, und dann öfter dasselbe Wort in Gegenwart des Königs wiederholt. Auf angestellte Erkundigung sei man aber gewahr worden, daß die Phryger das Brot βεκός nennen und habe dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Phryger das älteste Volk der Erde seien*).

Wäre es möglich, denn die ganze Erzählung klingt höchst abenteuerlich, einen solchen Versuch jemals anzustellen und in der Weise durchzuführen, daß man neugeborne Kinder grausam auf eine abgelegne Insel aussetzen und von stummen Dienern großziehen ließe; so würde man zwar keine Worte der ältesten Menschensprache, die ihnen ja durchaus nicht angeboren sein konnte, vernehmen, wol aber hätten diese elenden dem menschlichen Erbtheil entrissenen Geschöpfe mit ihrem erwachenden Denkvermögen von vornen an beginnend gleich den ersterschaffnen Menschen eine Sprache sich zu erfinden, und falls ihre Abgeschiedenheit andauern könnte, auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Nur um so theuern Preis, was jedoch nie so lange die Erde dauern wird, zur Ausführung gelangen dürfte, weil sich zahllose Hindernisse entgegen stemmen müßten, könnte die Sprachforschung unmittelbare Bestätigung dessen entnehmen, was sie aus andern Gründen zu folgern berechtigt ist.

---

*) Herod. 2, 2. Vgl. fragm. histor. graecor. 1, 22. 23.

Ich nähere mich meiner eigentlichen Aufgabe oder doch dem für die meisten meiner Zuhörer anziehendsten Theil derselben, welcher auf die Frage Antwort geben soll, wie man sich zu denken habe, daß die ersten Menschen die Erfindung ihrer Sprache bewerkstelligten.

Vorausgeschickt werden muß jedoch in aller Kürze, ob, ganz abgesehn von dem hier noch bei Seite bleibenden Problem, in wie fern die grundverschiedenen Sprachen der Erde auf eine erste Bildung oder nur auf mehrere Bildungen sich zurück führen lassen, ob man auch da, wo eine einzige, weit verbreitete und hernach in viele Aeste zerfallende Ursprache vorliegt, nur ein Menschenpaar oder mehr als eins anzusetzen habe, durch welches sie hervorgebracht und fortgepflanzt worden sei?

Das ist anzunehmen, daß Mann und Weib zusammen, vollwüchsig und zeugungsfähig erschaffen wurden, denn nicht setzt der Vogel das Ei, die Pflanze den Samen, sondern das Ei den Vogel voraus, das Korn die Pflanze; Kind, Ei, Samenkorn sind Erzeugnisse, folglich unurerschaffen: der erste Mensch war also nie Kind, doch das erste Kind hatte einen Vater. Wer wollte glauben, daß aus unerschaffenen sich aneinander fügenden, in einander wirkenden Elementen eine geheime stumme Gewalt sich allmälich zum Leben hinauf gerungen hätte? das belebende Band, mit dessen Schwinden jedesmal das Leben in die todten Stoffe zurück weicht, muß doch vorausgegangen sein. Aber daß von jedem Thier, von jedem Kraut nur ein Paar, nicht mehrere neben einander erschaffen worden, daß alle Gräser in ihrer Fülle aus eines Halmes Wucher vervielfacht seien, hat wenig für, mehr gegen sich. Die ein Paar entstehn lassende schöpferische Kraft konnte unbehindert auch mehrere zusammen schaffen, wie sie schon im ersten Paar das gleichartige zweimal hervor zu bringen genöthigt war. Gegen den Ausgang der gesammten Thiermenge aus einem Paar jeder Gattung hat man auch nicht ohne Schein den Gesellschaftstrieb der Ameisen und Bienen eingewandt, der ihnen muß angeboren gewesen, nicht allmälich entwickelt sein,

folglich nicht erst auf die entwickelte Menge gewartet haben kann. Auf den Menschen und die Sprache angewandt ist es sogar wahrscheinlich, daß mehr als ein Paar erschaffen wurde, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die erste Mutter möglicherweise lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, wodurch alle Forterzeugung gehindert worden wäre, noch mehr aus dem sittlichen, um Vermischung von Geschwistern, wovor die Natur ein Grauen hat, zu verhüten. Die Bibel geht darüber still hinweg, daß Adams und Evas, wenn sie allein standen, Kinder unter einander sich begatten mußten*).

Auch erklärt sich der Sprache Ursprung viel leichter, wenn alsogleich zwei oder drei Menschenpaare und bald ihre Kinder, an ihr bildeten, so daß alle Sprachverhältnisse auf der Stelle sich zahlreich vervielfachen konnten; die Einheit der entspringenden Regel läuft darunter keine Gefahr, weil auch schon bei einem Menschenpaar zwei Individuen, Mann und Frau, die Sprache erfinden mußten und hernach ihre Kinder sich mit daran betheiligten. Man kann den Frauen, die nach einigen Generationen, zumal wenn mehrere Paare stattfanden, gern ihre eigne, von den Männern in manchem gesonderte Sitte und Stellung einnahmen, sogar Eigenheiten der Mundart für Ausprägung der ihnen vorzugsweise geläufigen Begriffe von frühe beilegen, wie sie uns am Bestimmtesten das Prakrit gegenüber dem Sanskrit bezeugt. Aber in allen alten Sprachen sehen wir männliche und weibliche Flexionen neben einander unterschieden, was auf keinen Fall ohne Einfluß des Frauengeschlechts auf die Sprachgestaltung selbst kann geschehen sein.

Aus dem Verhältniß der Sprachen nun, welches uns über die Verwandtschaft der einzelnen Völker sichereren Aufschluß darreicht, als alle Urkunden der Geschichte es vermögen, läßt

---

*) Göthe läßt die ersten Menschenpaare zu Dutzenden hervor gehn. Eckermann 2, 21.

sich auf den Urzustand der Menschen im Zeitraum der Schöpfung und auf die unter ihnen erfolgte Sprachbildung zurück schließen. Dem menschlichen Geist macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen, was er bloß in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedne und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorher gegangene, aber hinter dem Bereich unsrer Zeugnisse liegende nothwendig gefolgert werden muß.

Den alten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend, großentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche, wolgefällige, bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und späteren Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialecten des heutigen Indiens, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unsrer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom früheren Höhepunct größerer Formvollkommenheit unverkennbar und dieselben Wege des Ersatzes werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des vierten Jh. gegen unsre heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maße gemindert als etwas Anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Beide Richtungen stehn einander keineswegs schroff entgegen und alle Sprachen erzeigen sich auf manigfalten, ähnlichen

aber ungleichen Stufen. Die Formabnahme hat z. B. auch im Gothischen oder Lateinischen bereits begonnen und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangene ältere und reichere Gestalt ansetzen, die sich zu ihrem classischen Bestand verhält wie dieser etwa zum Neuhochdeutschen oder Französischen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Es ist zulässig selbst dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welcher die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, die geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vedischen Sprachform zur späteren ahnen.

Ein verderblicher Fehler würde aber sein, und er scheint mir gerade bei Untersuchung der Ursprache hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradis zurück zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten, daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus einem Verband analoger Worttheile einmal erst entsprungen sein müsse. Nothwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte aber des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben

und hinter einander eintreten*). Durch die bloße Nothwendigkeit einer ersten unsichtbaren, den beiden andern für uns sichtbaren Perioden voraus gegangnen wird, dünkt mich, der Wahn eines göttlichen Ursprungs der Sprache ganz beseitigt, weil es Gottes Weisheit widerstritte dem, was eine freie Menschengeschichte haben soll, im voraus Zwang an zu thun, wie es seiner Gerechtigkeit entgegen gewesen wäre, eine den ersten Menschen verliehne göttliche Sprache für die Nachlebenden von ihrem Gipfel herab sinken zu lassen. Was die Sprache Göttliches an sich trägt, hat sie, weil in unsere Natur und Seele überhaupt Göttliches gespreitet ist.

Mit Betrachtung der Sprache, wie sie im letzten Zeitraum erscheint, allein würde man nie dem Geheimniß ihres Ursprungs näher getreten sein, und allen aus dem gegenwärtigen Sprachbestand nach dem Etymon eines Wortes Forschenden pflegt es damit meistens fehlzuschlagen, da sie weder die Bildungstheile von der Wurzel rein abzulösen noch den sinnlichen Gehalt derselben zu ermitteln vermögen.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen andern Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebne Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten**). Allmälich aber läßt ein unbewust waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte

*) Nach Winkelmann (Brief an Berendis 121) entfaltet sich in der Kunst erst das Nothwendige dann das Schöne, endlich das Ueberflüssige.

**) Man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharrt sei.

Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogne übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel.

Erst nach gelungner Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopps Scharfsinn so großes Verdienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammen gedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen voran gehn. Ihm sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse auf einander folgen. Die älteste Sprache war melodisch aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr.

Der den Ursprung der Sprache hüllende Schleier ist gelüftet, nicht vollends aufgedeckt. Es kann hier weder ausführbar noch mein Zweck sein alle oder die meisten Beweise für die vorgetragene Ansicht aus zu heben, was ein eignes schweres Buch fordern würde, ich strebe nur die wesentlichen Grundlagen der Untersuchung hinzustellen.

Nichts in der Sprache, wie in der ganzen sie gleichsam auf ihren Schoß nehmenden Natur, geschieht umsonst, alles, was ich schon oben sagte, ausreichend ohne Verschwendung. Einfache Mittel richten das Stärkste aus, kein Buchstab ursprünglich steht bedeutungslos oder überflüssig.

Jeder Laut hat seinen natürlichen, im Organ das ihn hervorbringt gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt. Von den Vocalen hält a die reine Mitte, i Höhe, u Tiefe; a ist rein und starr, i und u sind flüssig und der Consonantierung fähig. Offenbar muß den Vocalen insgesammt ein weiblicher, den Consonanten insgesammt ein männlicher Grund beigelegt werden.

Von den Consonanten wird l das Linde, r das Rauhe bezeichnen. Wahrzunehmen ist, daß in vielen Wörtern der ältesten Sprache r waltet, wo die jüngeren l setzen, während das s der älteren dem r der jüngeren weicht. Niemals aber gehn s und l in einander über. Entweder wollte der Sprachgeist eine entsprungene Lücke ausgleichen, oder was richtiger scheint, beiderlei r sind auch in der Aussprache schon verschieden, jenes dem l nahe rein und rollend, dieses mit s verwandte heiser und unrein.

Alle Consonantverdoppelungen sind der ältesten Sprache ab zu erkennen, und erst allmälich durch Assimilation verschiedner Consonanten und zumal häufig aus anstoßendem i entsprungen. Consonantlautabstufung, die sich am aller deutlichsten und zu zweien malen in den Verschiebungen der deutschen Sprache ereignete, pflegt mit wundervollem Instinct, indem sie alle stummen Laute verrückt, ihnen doch jedesmal wieder die rechte Stelle anzuweisen. Haben irgendwo in der Sprache Naturtrieb und freie Kraft zusammen gewirkt, so geschah es in dieser höchst auffallenden Erscheinung.

Der Ursprache waren e und o fremd. Wenn Diphthonge und Brechungen dem zweiten Zeitraum, dem dritten Umlaute und noch andere Vocaltrübungen gemäß sind, so wird man dem ersten vorzugsweise fast nur kurze Vocale und einfache Consonanten beizumessen haben.

Doch die Natur der einzelnen Laute zu erörtern liegt mir hier nicht ferner ob; dies würde mehr da an seiner Stelle sein,

wo jene leibliche Anlage unseres Organismus auf die Sprache sorgfältig angewandt werden soll.

Hebel aller Wörter scheinen Pronomina und Verba. Das Pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des Nomens, sondern gerade zu Beginn und Anfang alles Nomens. Wie das Kind dessen Denkvermögen wach geworden ist 'ich' ausspricht, finde ich auch im Jadschurveda ausdrücklich anerkannt, daß das ursprüngliche Wesen 'ich bin ich' spreche und der Mensch, wenn er gerufen werde 'ich bin es' antwortete. Alle Verba und Nomina, das persönliche Verhältniß an sich bezeichnend, fügen Pronomina ein, wie sie in der dritten Sprachperiode äußerlich dazu ausgedrückt werden. Als der Mensch das erstemal sein Ich, das im Sanskrit aham lautet, sprach, stieß er es aus voller Brust im Geleit eines Kehlhauchs, und alle urverwandten Zungen sind sich hierin gleich geblieben, nur daß sie das reine a schwächen oder die Gutturalstufe verschieben. Im obliquen Casus tritt ein halb zurück weisendes labiales m vor. Das deutende t der angeredeten zweiten Person muß hingegen im Casus rectus und obliquus haften. Größere Manichfaltigkeit als die beiden ersten sich gegenüberstehenden Personen fordert aber die fernere dritte, und ihr Hauptkennzeichen war entweder s oder t, jenes vorzugsweise zur Bezeichnung des flüssigen Reflexivbegriffes, der sich auch dem Verbum suffigiert.

Außer dem belebenden Pronomen liegt die größte und eigentliche Kraft der Sprache im Verbum, das fast alle Wurzeln in sich darstellt.

Alle Verbalwurzeln, deren Anzahl im ersten Sprachzeitraum beim Beginn nicht über einige hundert hinaus gereicht zu haben braucht, aber äußerst schnell wuchs, enthalten sinnliche Vorstellungen, aus welchen unmittelbar auch analoge und abstracte knospen und sich erschließen konnten, wie z. B. dem Begriff des Athmens der des Lebens, dem des Ausathmens der des Sterbens entsprießt. Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus denselben Wurzeln fließen.

Alle Verbalwurzeln wurden aber mit dem einfachsten Aufwand an Mitteln erfunden, indem ein Consonant dem Vocal vor oder nachtrat. Ob aus bloßem Vocal Wurzeln bestehn können, darf noch in Zweifel gezogen werden, da nach dem vorhin vom Wesen der Vocale und Consonanten überhaupt Gesagten die Zeugung einer Wurzel von dem sich Vermählen beider Geschlechter abhängig scheint. Das Sanskrit kennt keine allein von kurzem a gebildete Wurzel, wogegen kurzes i als Wurzel für den Begriff gehn (die auch im lateinischen i, welches doch lang ist, bloß läge) und kurzes u als Wurzel für Tönen angenommen wird; ihnen beiden könnten aber Consonanten abgefallen sein. Unter den mit Consonant und Vocal gebildeten scheinen die consonantisch anlautenden den consonantisch auslautenden im Alter voranzugehn, weil auch den vocalisch auslautenden ein zweiter Consonant allmälich zuzutreten pflegt, nicht den vocalisch anlautenden vorzutreten, z. B. neben der Wurzel mâ ergibt sich eine zweite Wurzel mad, welche dem lat. metiri, unserm Messen entspricht. Etwas Anders ist, daß die wehenden Anlaute v h und s vor Liquiden bald vorzutreten bald abzufallen pflegen, was man nun für das Aeltere halte: das Vortreten, denke ich.

Welchen Vocal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehn von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür, die gar nicht statt gefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluß immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In diesen einfachsten Bildungsgesetzen sehn wir also auch hier Nothwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel pâ, gr. πιεῖν, sl. piti trinken ausdrückt, so hindert nichts, daß ein andrer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte. Ein großer Theil der indogermanischen Wurzeln hat bloß ein historisches Urrecht, dem nur organische Bestimmungen zutreten können. Doch instinctmäßig ist vorgesehn, daß in der einzelnen Sprache wenig oder gar keine gleichlautige

Wurzeln für verschiedene Vorstellungen statt haben, d. h. von den Erfindern nicht mehrmals dieselben Laute für grundverschiedene Vorstellungen gewählt wurden, was unabsehbar verwirren müßte. Zu unterscheiden hiervon ist aber sorgsam die uns oft unerkannte und dunkle Verwandtschaft mehrfacher sinnlicher und abgezogner Begriffe, die aus den Buchstaben einer und derselben Wurzel erwachsen.

Ob und wie viel Wurzeln, die auf doppelten stummen Consonant an und auslauten, man im ersten Zeitraum gestatten dürfe, lassen die bisherigen Untersuchungen noch unentschieden.

An jedem Verbum können im zweiten Zeitraum Personen, Numerus, Tempus, Modus und Genus bezeichnet werden, die Personen durch angefügte persönliche Pronomina, die Tempora meistens durch Hilfswörter, die ursprünglich los angeschlossen allmälich zur Flexion verwuchsen. Außer Bezeichnung der Vergangenheit durch ein solches Hilfswort, trat zu gleichem Zweck auch ein Wiederholen der Wurzel oder Reduplication derselben ein, da das Vergangne natürlicherweise im Wiederholen seinen Ausdruck findet. Mit solcher reduplicierenden Form hängt aber nach Erlöschen der Reduplicationssilbe noch der deutsche Ablaut innig zusammen, und wie Diphthonge in Vocallängen sich verengen, thun es die Reduplicationen im Ablaute. In unsern deutschen mit Ablaut gebildeten Präteriten darf demnach kein Hilfsverbum einverleibt gedacht werden.

Alle Nomina, d. h. die den Sachen beigelegten Namen oder Eigenschaften setzen Verba voraus*), deren sinnlicher Begriff auf jene angewandt wurde, z. B. unser Hahn, goth. hana bezeichnet den krähenden Vogel, setzt also ein verlornes Verbum hanan voraus, das dem skr. kan, lat. canere entsprach, und dessen Ablaut goth. hôn, ahd. huon uns zugleich über huon pullus gallinaceus nhd. Huhn ins Klare bringt. Nicht anders führt

*) Aus dem Verbum Participium, aus Participium Adjectiv, aus Adjectiv Substantiv, aus Substantiv Partikel.

sich der sl. Name des Hahns pjetel auf pjeti singen, der litt. gaidys auf giedmi zurück. Der Wind, lat. ventus, sl. vjetr, litt. vejas, skr. vâju heißt der wehende von vâ, goth. vaian spirare, genau wie ἄνεμος animus zum goth. anan spirare, unser Geist zu einem alten geisan vento ferri gehören; den in vâju, vejas abgehenden Lingualaut haben ventus Wind vjetr, ebenso Geist eingeschaltet, wie es unzählige Mal, z. B. auch in unserm Hund gegenüber dem lat. canis, gr. κύων geschah. Hier strömen Beispiele von allen Seiten ohne Ende zu. Unser heute verdunkeltes Bohne steht gleich dem lat. faba wurzellos, doch ergibt sich leicht, faba müsse aus fagba, Bohne, ahd. bôna, folglich ein goth. bauna aus bagbana bagbuna hervorgegangen sein, wozu auch das sl. bob gefügt werden darf; zu fagba, bagba lehrt uns dann das gr. φαγεῖν die rechte Wurzel: fagba war eßbare Frucht, wie auch fagus, unser ahd. puocha, nhd. Buche und gr. φακῆ Linse denselben Ursprung verrathen.

Höchst natürlich und menschlich aber war, daß die Sprachfindung jedem Namen ein Geschlecht ertheilte, wie es entweder an der Sache selbst ersichtlich vorlag oder ihr in Gedanken beigelegt werden konnte. In der Flexion wurde jedoch das männliche Genus am vollkommensten und rührigsten geprägt, das weibliche ruhiger und schwerer, so daß jenem mehr Consonanzen und kurze Vocale, diesem lange zusagen, ein aus beiden erzeugtes Neutrum sich aber in die Eigenheiten beider theilt. Durch die Unterscheidung der Geschlechter wird mit dem glücklichsten Griff, wie durch einen Ruck, in alle Lagen, denen das Nomen unterzogen werden muß, Regel gebracht und Klarheit.

Diese Lagen sind zumal Verhältnisse des Casus und Numerus. Während nemlich den gerad stehenden, im Satz herrschenden Casus ein Pronomen kennzeichnet, müssen die obliquen Casus ihre räumlichen Begriffe durch Partikeln ausdrücken, die gleich jenen Auxiliaren des Verbums dem Nomen hinzutreten, nach und nach fest mit ihm verwachsen manigfache Flexionen erzeugen. Den Flexionen, als sie entsprangen, wird solcher Verengungen

und Zusammenziehungen wegen überwiegend langer Vocal oder Diphthong zugestanden haben und wie er sich verdünnte, die Flexion erblaßt sein. In den neueren Sprachen sehn wir endlich die erblichne Flexion fast oder ganz gewichen und von außen durch Artikel und Präpositionen ersetzt, welche uns ahnen lassen, daß die Flexion selbst einmal aus ähnlichen Bestandtheilen hervorgegangen sein mußte. Wenn das franz. le loup und du loup dem lat. lupus und lupi gleich steht, nachweislich aber aus ille lupus, de illo lupo entsprungen ist, so folgt daß auch der Ausgang s ein Pronomen enthalten und die Flexion i auf eine volle ursprüngliche Form zurück geleitet eine Partikel erscheinen lassen werde.

Da nun die Partikeln selbst, mit Ausnahme der dem angebornen Organismus heimfallenden, halbthierischen Interjectionen, ursprünglich lebendige Nomina oder Pronomina waren, denen nach und nach abgezogne Functionen beigelegt werden, so ist der Sprache lebendiger Kreislauf abgeschlossen.

Die Sprache kann einzelne und große Vortheile fahren lassen, z. B. das Medium und Passivum, den Optativ, viele Tempora und Casus der Form nach aufgeben und sich dafür mit deutlicheren Umschreibungen schleppen oder auch den sinnlichen Ausdruck mit gar nichts ersetzen, z. B. die schöne, beholfne Dualform. Eine Zeitlang erreichten wir noch das skr. tschakšušî, das gr. ὄσσε durch 'beide Augen', das gr. χεροῖν durch 'mit beiden Händen', und der Beisatz erweist die Naturgemäßheit des alten Dualis, endlich genügte das bloße 'Augen' und 'Händen'.

Ich bin in raschen Umrissen über reichhaltige, unerschöpfliche, meinem Vortrag sich hier oft versagende Sprachverhältnisse geglitten, um noch für eine allgemeinere Betrachtung der angesetzten drei Perioden Raum zu gewinnen. Es ergibt sich, daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückschritt, vom Ganzen her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer inneren Kraft begriffen angesehen werden müsse.

Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte. Wie eines Volkes, eines Reiches Grund gelegt wurde von einzelnen Geschlechtern, die sich vereinten, gemeinsame Sitten und Gesetze annahmen, im Bunde handelten und den Umfang ihres Besitzthums erweiterten; so forderte auch die Sitte einen findenden ersten Act, aus dem alle nachfolgenden hergeleitet werden, auf den zurück sie sich beziehen. Die Dauer der Gemeinschaft legte hernach eine Menge von Abänderungen auf.

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradisischen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinn irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern, oder nur halb erwacht sind. Ihre Schilderung darf ich etwa in folgende Züge zusammen fassen.

Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vocalen und einfachen Consonanten gebildet, der Wortvorrath drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im Ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stätiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Same ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entspringt neben der noch waltenden

Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vocale gesondert, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmälich abschwächt, mit dem Wort das sie bestimmen sollten sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbestandtheile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehnen Anhängen gesellen sich neue deutlicher bleibende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und Allem was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen wuchernden Vorrat lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerläßlich sind, aufs Höchste geeignet und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken.

Da nun aber die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern muste dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmut und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindars Oden Worte

und Gedanken sich verschlingen; es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch stärker in den indischen Bild auf Bild häufenden Zusammensetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck solcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Gegenüber dem seit Einführung des Christenthums versinkenden Latein trieben auf andrer Schicht und Unterlage die Romansprachen empor und neben ihnen machten sich im Lauf der Zeit die deutsche und die englische Sprache nicht einmal mit ihren ältesten Mitteln, sondern in der durch die bloße Kraft der Gegenwart bedingten Mischung Luft. Den reinen Vocalen war längst Trübung, die wir durch Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Alterthum unbekannte Weise bezeichnen, gefolgt, unserm Consonantismus war beschieden verschoben, entstellt und verhärtet zu sein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautsystems geschwächt fast aus der Fuge geriet; allein Niemand wird auch verkennen, durch entsprungne Zwischentöne seien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aufs Freiste geschaltet werden konnte, zu Wege gebracht worden. Eine Masse von Wurzeln wurde durch solche Lautänderungen verfinstert, fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogne Vorstellungen fort unterhalten; von den ehemaligen Flexionen gieng das Meiste verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann. Wie schon die vier oder fünf griechischen und lateinischen Casus an sich unvermögender erscheinen als die vierzehn der finnischen Sprache, und dennoch mit aller solcher mehr scheinbaren als wirklichen Behendigkeit diese weniger ausrichtet; so ist auch unsern neuern Sprachen insgemein minder als man glauben sollte dadurch benommen, daß sie die über=

reiche Form des griechischen Verbums entweder unausgedrückt lassen oder wo es daran liegt umschreiben müssen.

Was das Gewicht und Ergebniß dieser Erörterungen angeht, so mag ich mit einem einzigen aber entschiedenen Beispiel ihrer beinahe enthoben sein. Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europas, der germanischen und romanischen, und bekannt ist wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur classischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk auserseh̃n künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsre deutsche nicht, die zerrissen ist wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müste ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird sie darbieten und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen.

Wer aber kann dieser Zukunft heimliche Wege alle spähen? Einer großen Weltordnung angemessen war, daß im Lauf der Zeiten dichte Wälder wichen vor rankenden Reben und mehltragenden Halmen, die beim Anbau des Erdbodens immer breitere Strecken einnahmen; so auch scheinen unter auseinander gelaufenen, im weiten Raum zerarbeiteten, später sich wieder berührenden Sprachen endlich nur solche des Feldes Meister zu werden, die nährende Geistesfrucht gebracht und geboren hatten. Und statt daß von den Stufen jenes babylonischen Thurms herab, der gen Himmel strebte, wie es ägyptische Pyramiden, griechische Tempelhallen und der Christen gewölbte Kirchen auch thun, alle Menschensprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten sein sollen, könnten sie einmal, in unabsehbarer Zeit, rein und lauter zusammen fließen, ja manches Edle in sich aufnehmen, was jetzt in den Sprachen verwilderter Stämme wie zertrümmert liegt.

Nicht starr und ewig wirkendem Naturgesetz, wie des Lichts und der Schwere, anheim gefallen waren die Sprachen, sondern menschlicher Freiheit in die warme Hand gegeben, sowohl durch blühende Kraft der Völker gefördert als durch deren Barbarei niedergehalten, bald fröhlich gedeihend, bald in länger, magerer Brache stockend. Nur insofern überhaupt unser Geschlecht am Widerstreit des Freien und Nothwendigen unausweichlichen Einflüssen einer außerhalb ihm selbst waltenden Macht unterliegt, werden auch in der menschlichen Sprache Vibration, Abdämpfung oder Gravitation dürfen gewahrt werden.

Wohin uns aber ihre Geschichte den Blick aufthut erscheinen lebendige Regungen, fester Halt und weiches, nachgibiges Gelenk, unablässiges Recken und Falten der Flügel, ungestillter Wechsel, der noch nie zum letzten Abschluß gelangen ließ; Alles verbürgt uns, daß die Sprache Werk und That der Menschen ist, Tugenden und Mängel unserer Natur an sich trägt. Ihre Gleichförmigkeit wäre undenkbar, da dem neu Hinzutretenden und Nachwachsenden ein Spielraum offen stehen muste, dessen nur

das ruhig Fortbestehende nicht bedarf. Im langen, unabsehbaren Gebrauch sind die Wörter zwar gefestigt und geglättet, aber auch vernutzt und abgegriffen worden oder durch die Gewalt zufälliger Ereignisse verloren gegangen. Wie die Blätter vom Baume fallen sie von ihrem Stamm zu Boden, und werden von neuen Bildungen überwachsen und verdrängt: die ihren Stand behaupteten, haben so oft Farbe und Bedeutung gewechselt, daß sie kaum mehr zu erkennen sind. Für die meisten Einbußen und Verluste pflegt aber beinahe auf der Stelle und von selbst sich Ersatz und Ausgleichung darzubieten. Das ist das stille Auge jenes hütenden Sprachgeistes, der ihr alle Wunden über Nacht heilt und schnell vernarben läßt, alle ihre Angelegenheiten ordnet und vor Verwirrung bewahrt, nur daß er einzelnen Sprachen seine höchste Gunst, andern geringere erwiesen hat. Das ist auch, wenn man will, eine Naturgrundkraft, die aus den uns angebornen, eingeflanzten Urlauten unerschöpflich hervorquillt, dem menschlichen Sprachbau sich vermählt, jede Sprache in ihre Arme schließt. Doch jenes Lautvermögen steht zum Sprachvermögen wie der Leib zur Seele, welche das Mittelalter treffend die Herrin, den Leib den Kämmerer oder das Kammerweib nannte.

Von Allem was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Verein mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervor gebracht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitzthum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken empor gestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menschen, das sich Keinem versagt, dessen sie gleich der Luft zum Athmen nicht entraten könnten, ein Erwerb, der uns zugleich leicht und schwer fällt. Leicht, weil von Kindes Beinen an die Eigenheiten der Sprache unserm Wesen eingeprägt sind und wir unvermerkt der Gabe der Rede uns bemächtigen, wie wir Gebärden und Mienen einander absehn, deren Abstufung endlos ähnlich und verschieden

ist gleich der der Sprache. Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser Aller Eigenthum, und doch bleibt es höchst schwierig sie vollständig zu besitzen und bis auf das Innerste zu ergründen. Die große Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrath der Wörter oder mit noch weniger aus.

Musik aus todtem Instrument geweckt, mit ihrem schweifenden, gleitenden, mehr gefühlten als verstandnen Ausdruck, steht der alle Gedanken deutlich fassenden, bestimmt greifenden, gegliederten Sprache entgegen, im Gesang aber tritt sie gesprochnen Worten hinzu und gibt ihnen feierliches Geleit. Solchen herzerhebenden Menschengesang vergleichen mag man dem der Vögel, welcher über das Bedürfniß thierischer Schreie hinaus tiefer anhaltende Empfindung bekundet, wie auch einzelne gelehrige Vögel ihnen oft wiederholte Weisen ablauschen und herpfeifen. Dennoch, so beseelt er scheine, ist der süße Nachtigallenschlag immer derselbe und nur angeborne, unwandelbare Fertigkeit, unsre Musik aber aus dem Gefühl und der Phantasie der Menschen hervorgegangen, überall verschieden. In Zeichen gesetzt kann das Lied nachgesungen, die Musik nachgespielt, wie das Wort aus dem Buch gelesen werden. Die Sprachmaschine, von der ich oben redete, gieng davon aus die Menschensprache weniger im Gedanken als im Wortschall nachzuahmen und physiologisch hinter den Mechanismus der Grundlaute zu kommen.

Darin aber daß Musik, was ihr Name andeutet, und Poesie einer höheren Eingebung beigelegt, göttlich oder himmlisch genannt werden, Zeugniß für der Sprache übermenschlichen Ursprung zu suchen, scheint schon darum unstatthaft, weil die Sprache, bei welcher eine gleiche Annahme gebricht, jenen beiden nothwendig voran gieng. Denn aus betonter, gemessener Recitation der Worte entsprangen Gesang und Lied, aus dem Lied die andere Dichtkunst, aus dem Gesang durch gesteigerte Abstraction alle übrige Musik, die nach aufgegebnem Wort geflügelt in solche Höhe schwimmt, daß ihr kein Gedanke sicher folgen kann. Wer

nun Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Sprache freie Menschenerfindung war, wird auch nicht zweifeln über die Quelle der Poesie und Tonkunst in Vernunft, Gefühl und Einbildungskraft des Dichters. Viel eher dürfte die Musik ein Sublimat der Sprache heißen als die Sprache ein Niederschlag der Musik.

Traun geheimnißvoll und wunderbar ist der Sprache Ursprung, doch rings umgeben von andern Wundern und Geheimnissen. Schwerlich ein kleineres liegt in dem der Sage, die bei allen Völkern über den ganzen Erdboden in gleicher Unermessenheit und Abwechselung zuckt und auftaucht, durch lange Gemeinschaft der Menschen erwachsen und weit fortgepflanzt worden sein muß. Nicht sowohl in ihrem Wesen selbst beruht das Räthsel der Sprache, als vielmehr in unsrer schwachen Kunde von dem ersten Zeitraum ihrer Erscheinung, da sie noch in der Wiege lag, den ich dadurch mir zu verdeutlichen strebte, daß ich kunstlose Einfachheit sinnlicher Entfaltung als sein Merkmal setzte: um diesen Angel dreht sich meine ganze Vorstellung, darin unterscheide ich mich von meinen Vorgängern. War uns das Wesen der Flexion nicht auch in Dunkel gehüllt, eh eine Decke nach der andern davon weggezogen wurde? Zahllose Begebenheiten selbst aus historischer Zeit sind erst dem Auge des Geschichtsforschers klar geworden, des Menschengeschlechts älteste Geschichte lagert verborgen gleich der seiner Sprache, und nur die Sprachforschung wird Lichtstrahlen darauf zurück werfen.

Eine Sprache ist schöner und scheint ergibiger als die andere; dem Dichter verschlägt es nichts, und er weiß geringen Mitteln dennoch große Wirkung zu entlocken, wie aus grauem Gefieder entzückende Stimme schallt. Auch die nordischen Skalden verstanden sich auf kunstreiche Liederform und thürmten Band auf Band, Bild auf Bild: ist man eingedrungen in ihre Weise, so läßt sie bald leer, weil immer nur von Kampf, Sieg und Milde gesungen wird, Pindar regt aber alle Saiten der Seele an. Ein Mythus ist tiefer und lieblicher als der andere,

doch am stärksten ergreift uns der, um welchen die größte Fülle der Poesie erwachsen war; gegen den griechischen, dessen Grundlage er oft bilden soll, verliert der ägyptische, weil er fast nur Samen und Frucht darreicht, Laub und Blüte der Dichtkunst ihm ganz mangeln. In der gesammten Poesie steht aber nichts seiner Anlage und Entfaltung nach der Sprache so nah und ebenbürtig als das Epos, und auch es muß von einfachem Boden zur Höhe sich aufgeschwungen haben, die wir an ihm bewundern. Wer in ihm und in den edelsten Denkmälern menschlicher Dichtung und Sprache nur geschwächten Widerschein oder Abglanz gewaltigerer Gestaltungen, die der Welt entschwunden seien, sehn wollte, erklärte damit weniger als nichts, weil das worauf zurück geschoben wird, stände es irgend zu erlangen, noch lauter nach Erklärung schriee.

Ich gedachte hier zuletzt aufzuwerfen, in wie fern mit der im voraus gehenden fast einzig und allein ins Auge gefaßten indogermanischen Sprache die andern Zungen der Erde aus einer und derselben Quelle dürfen abgeleitet werden oder nicht? Wesentlich würde das über den allgemeinen Ursprung aller gewonnene Ergebniß dadurch nicht verändert werden: doch hinter dem außerordentlichen kaum sich abgrenzenden Umfang einer solchen auch nur angerührten Untersuchung, selbst wenn ich beispielsweise sie auf den Verhalt der finnischen Sprache zu jener, worüber ich verschiedentlich nachgedacht habe, einschränken wollte, müsten meine Kräfte bleiben. Bei dem Fortgang historischer Forschungen, wenn sie sich zu allen bedeutenden Sprachgeschlechtern der Erde gewendet haben, werden große Aufschlüsse für das hier Erörterte und hoffentlich zu Gunsten des von mir Gefundnen sich einmal ergeben. Jetzt aber würde ich doch nur das Wasser getrübt haben für fremde Fischer.

Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abgieng, durch sinnvollen Tact, durch

reges Gefühl der Wahrheit ersetzend wie manche andere auch die schwierige Frage nach der Sprache Ursprung bereits so erledigt hatte, daß seine ertheilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit andern Gründen, als ihm dafür schon zu Gebot standen, aufzustellen und zu bestätigen ist.

Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache.

1847.*)

Wer gelobt hat darf auch einmal schelten. Ich war von Jugend an auf die Ehre unsrer Sprache beflissen, und wie, um mich eines platonischen Gleichnisses zu bedienen, die Hirten hungerndem Vieh einen grünen Laubzweig vorhalten und es damit leiten wohin sie wollen, hätte man mich mit einem altdeutschen Buch durch das Land locken können. Als es mir hernach gelang einige vormals verkannte Tugenden dieser Sprache, da sie von Natur blöde ist, aufzudecken, und ihr den Rang wieder zu sichern, auf welchen sie unter den übrigen von Rechtswegen Anspruch hat; so konnte es nicht fehlen, daß ich auch vielerlei Schaden kennen lernte, an dem sie offen und geheim leidet. Es scheint nun aller Mühe werth uns über solche Gebrechen nichts zu verhehlen, denn wenn sie schon nicht ganz zu heben sind, beginnt doch ein ernstes Gemüt von seiner Angewöhnung abzuweichen und sich liebevoll auf den besseren Pfad zu kehren, der ihm gezeigt worden ist; Ernst und Liebe stehn uns Deutschen, nach dem Dichter, wohl, ach die so Manches entstellt.

Erwäge ich die Schwächen unsrer Sprache, von denen sie am meisten gedrückt ist, nicht bloß im Einzelnen sondern Allgemeinen, so stellt sich mir eine ihrer Eigenschaften heraus, die ich heute zum Gegenstand näherer Betrachtung machen will und nicht anders bezeichnen kann, als es am Eingang geschehen ist.

*) Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. October 1847.

Da die innersten Vorzüge und Mängel der Sprachen stärker als man wähnt und sogar mehr als andere Besitzthümer mit der sinnlichen wie geistigen Natur und Anlage der Völker, welchen sie gehören, zusammenhängen, so kann es nicht befremden, daß ich in der Art und Weise der Deutschen überhaupt oft schon die Richtung wieder finde, die ich im Begriff stehe zu schildern. Sie greift, von der bessern Seite genommen, ein in unsere bedächtige Genauigkeit und Treue, und es würde schwer halten sie mit Stumpf und Stil auszurotten, ohne diesen trefflichen Grundzug unseres Characters mit zu verletzen. Das Pedantische aber, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlung leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete; es kann keine andere als die der deutschen Gesandten sein, und unsere Nachbarn haben ihren Vortheil daraus zu ziehen lange schon verstanden. Eben das ist Pedanterei, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft, daher auch im Lustspiel der Pedant jedesmal der Braut, um die er geworben hat, verlustig geht. Er hat für das Neue keinen Enthusiasmus, nur Krittelei, für das Hergekommene taube Beschönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu sehn.

In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungnen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen. Alle grammatischen Ausnahmen scheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten

neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantische Ansicht der Grammatik schaut über die Schranke der sie befangenden Gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören.

Es würde mir nun leicht sein, wenn ich bloß ins Einzelne gehn wollte, Beispiele zu greifen, die das Bild des Pedanten keinen Augenblick verkennen lassen. Er schreibt mogte für mochte, weil nach mögen blickend er vom schönen uralten Wandel der Consonanten nichts weiß und sich weder auf Macht, noch das lateinische agere actus besinnt. Das richtige muste für sein mußte oder gar musste läßt er sich von keinem Sterblichen einreden. Ein Engländer oder Franzose würde lachen, geschähe ihnen Anmutung Deminutif und Deminutive zu schreiben; aber der Deutsche meint sich schämen zu müssen wollte er länger di für de behalten, seit ihm die Philologen eingebildet haben, nur de im lateinischen Worte sei recht. Ueberhaupt entstellt der Pedant ungern fremde Wörter, und möchte wie Tataren für Tartaren, Petrarca für Petrarch, Chamomille für Kamille wieder einführen; zur Hauptangelegenheit aber wird es ihm teutsch für deutsch zu schreiben, weil es heiße Teutonen, da doch das lat. T gerade der schlagendste Grund für das deutsche D in diesem Wort ist und Niemand darauf verfällt Tietrich an die Stelle von Dietrich, worin dieselbe Wurzel steckt, zu setzen. Am allermeisten in seinem Wesen fühlt er sich, wenn Sachkenntnisse ihn ermächtigen die Sprache zu bessern; er wird seiner schwindsüchtigen Frau nicht Eselsmilch*), nur Eselinnenmilch zu trinken an-

*) Wie der Grieche ὁ und ἡ ὄνος, sagte auch der Gothe sa und sô asilus und beide bilden den Gen. asilaus. Goth. wäre also asilaus miluks so genau wie das gr. ἱππομολγός. Adelung und Campe haben Eselsmilch.

rathen, und selbst den unschuldigen Namen der euphorbia cyparissus, Wolfsmilch, wäre er nach solcher Analogie zu berichtigen versucht, obgleich auch die Wölfin ihre Milch nicht gegeben hat, als dies Kraut erschaffen wurde. Zeichenlehrer, Rechenmeister kommen dem Pedant höchst albern vor und werden durch Zeichnenlehrer, Rechnenmeister ersetzt, als dürfte unsre Sprache irgend in eine Zusammensetzung den baaren Infinitiv aufnehmen. 'Am ersten Mai' zu setzen vermeidet er, es müsse heißen 'am ersten des Mais', nemlich Tage. In der Syntax sind ihm Unterschiede nahe liegender Constructionen zuwider, wie zwischen Wein trinken und Weines trinken, zwischen was hilft mich? und was hilft mir? Dort soll bloß der Accusativ, hier bloß der Dativ gerecht sein. Keine einzige aller europäischen Sprachen hat so ungebärdige schlecht beholfne Uebertragungen technischer und grammatischer Ausdrücke hervorgebracht, vom Zeugefall, Klagefall und Ruffall an bis zur anzeigenden und bedingenden Art herab, wie sie in deutschen Büchern stehn.

Man sollte glauben, daß bei dem schönen ihr eignen Hang zu schmuckloser Einfachheit unsere Sprache vorzugsweise für Uebersetzungen geschickt sei; und bis auf einen gewissen Grad gibt sie sich auch gern dazu her. Es heißt jedoch den Werth dieser unter uns allzusehr eingerissenen unersättlichen Verdeutschungen fast jedes fremden Werkes von Ruf übertreiben, wenn sogar behauptet worden ist, einzelne derselben seien so gelungen, daß sich aus ihnen der Urtext, wenn er abhanden käme, herstellen lassen würde. Ich wenigstens bekenne, keinen Begriff davon zu haben, daß selbst aus Schlegels oder Vossens Worten ein Shakspeare oder Homer auferstehen sollte, so gewaltig wie der englische und griechische in ihrer wunderbaren Schönheit. Was übersetzen auf sich habe, läßt sich mit demselben Wort, dessen Accent ich bloß zu ändern brauche, deutlich machen: übersètzen ist übersetzen, traducere navem. Wer nun zur Seefahrt aufgelegt, ein Schiff bemannen und mit vollem Segel an das Gestade jenseits führen kann, muß dennoch landen, wo andrer

Boden ist und andre Luft streicht. Wir übertragen treu, weil wir uns in alle Eigenheiten der fremden Zunge einsaugen und uns das Herz fassen sie nachzuahmen, aber allzutreu, weil sich Form und Gehalt der Wörter in zwei Sprachen niemals genau decken können und was jene gewinnt dieser einbüßt. Während also die freien Uebersetzungen bloß den Gedanken erreichen wollen und die Schönheit des Gewandes daran geben, mühen sich die strengen das Gewand nachzuweben pedantisch ab und bleiben hinter dem Urtext stehn, dessen Form und Inhalt ungesucht und natürlich zusammenstimmen. Nachahmung lateinischer oder griechischer Verse zwingt uns die deutschen Worte zu drängen, auf die Gefahr hin dem Sinn Gewalt anzuthun; übertragne Prosa pflegt alsogleich breiter zu gerathen, wie beim Hinzuhalten des Originals in die Augen fällt. Vordem, eh die treuen Uebersetzungen aufkamen, kann man beinah als Regel annehmen, daß zwei lateinische oder griechische Verse zu vier deutschen Zeilen wurden; so sehr versagte sich unsere Sprache gedrungnem, gedankenschwerem Ausdruck. Es wäre undankbar die große Wirksamkeit unumgänglicher Uebersetzungen in der Geschichte unsrer Sprache, deren älteste Denkmäler geradezu darauf beruhen, herabsetzen zu wollen; ich finde daß der Gothe Ulfilas, der vom Fuße des Haemus her deutschen Laut auf ewige Zeiten erschallen ließ, mit bewunderungswerther Treue und fast fessellos sich den Formen des Urtextes anschloß; aber schon die frühsten unvollendeten Versuche in hochdeutscher Mundart reichen ihm lange nicht das Wasser.

Dieser Standpunkt der deutschen Sprache gegenüber den Werken fremder Zunge fiel zu allererst ins Auge; ich will aber noch weiter ins Allgemeine vorschreiten und aus unserer Sprache selbst einzelne Züge hervorheben, die mir zugleich von der Sitte und Gewohnheit unseres Volks unzertrennbar scheinen und desto mehr zu statten kommen. Wie vermögen wir in Uebersetzungen die volle Einfachheit der Alten zu erreichen, wenn uns in unsrer täglichen Ausdrucksweise unbesiegbare und fast persönliche Hin-

dernisse im Weg stehn? Wir sind dann genöthigt doppelter Sprache zu pflegen, einer für das Buch, einer andern im Leben, und können die größere Wärme des Lebens nicht unmittelbar dem Ausdruck des Buchs lassen angedeihen. Persönlich darf ich vor allem nennen, was die Bezeichnung der Person in der Rede selbst angeht.

Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie ein Volk, das durch sein Auftreten den lebendigen Hauch der fast erstorbnen Freiheit in Europa anfachte, ein Volk dessen rohe Kraft noch frisch und ungekünstelt war, allmälich den unnatürlichsten und verschrobensten Formen der Rede verfallen konnte? Die Thatsache selbst, wie gleichgültig sie uns heute trifft, ist so ungeheuer und so vielfach mit unsrer Lebensart verwachsen, daß die Betrachtung nicht unterlassen mag darauf zurück zu lenken. Unsere Sprache verwischt den von der Natur selbst eingeprägten Unterschied der Person und der Einheit auf thörichte Weise. Den Einzelnen, der uns gegenüber steht, reden wir unter die Augen nicht mit dem ihm gebührenden Du an, sondern gebärden uns als sei er in zwei oder mehr Theile gespalten und müsse mit dem Pronomen der Mehrzahl angesprochen werden. Dem gemäß wird nun zwar auch das zu dem Pronomen gehörige Verbum in den Pluralis gesetzt, allein das attributive oder prädicierende Adjectivum im Singularis gelassen, einem Grundsatz der Grammatik zum Trotz, welcher gleichen Numerus für Subject, Prädicat und Verbum erfordert.

Zur Entschuldigung dieses unvernünftigen Gebrauchs, auf dessen Ursprung ich hernach zurück kommen werde, läßt sich allerdings anführen, daß die ganze neue Welt willig ähnliche Bürde trägt und z. B. in der französischen Sprache, deren Adjectivflexion für das Prädicat besser erhalten ist, als die unsrige, jenes grammatische Gleichmaß ebenso verhöhnt wird, da es heißt vous êtes bon, vous êtes bonne, also neben dem Pluralis des Verbums der Singularis des Adjectivs eintritt. Was scheint unpassender als zu sagen: Unglücklicher, ihr seid verloren, statt

des einfachen: miser peristi!*) Es ist die schwüle Luft galanter Höflichkeit in der ganz Europa seinen natürlichen Ausdruck preisgab; wir Deutschen aber sind nicht dabei stehn geblieben, sondern haben den Widersinn dadurch pedantisch gesteigert, daß wir nicht einmal die zweite Person in ihrem Recht, sondern dafür die dritte eintreten lassen, wozu wiederum das begleitende Verbum in die Tertia Pluralis gestellt wird, während das Adjectiv den Singular beibehält. Also statt des ursprünglichen, allein rechtfertigen Du bist gut verwöhnten wir uns erst: Ihr seid gut und endlich zu sagen: Sie sind gut, gleichsam als sei eine dritte gar nicht anwesende und nicht die angeredete Person gemeint. Welche Zweideutigkeiten aus dieser Verstellung der Formen allenthalben hervorgehn können, welche Verwirrung des Possessivums verursacht wird, da die Pluralform aller Geschlechter der weiblichen des Singulars begegnet, leuchtet von selbst ein. Nur das habe ich beizufügen, daß die dritte statt der zweiten Person im Pluralis gerade eine beklagenswerthe Eigenheit der herrschenden hochdeutschen Mundart ist, indem die übrigen bis auf geringe Anflüge des Verderbnisses wenigstens die zweite Person in ihrem natürlichen Recht ungekränkt lassen.

Ein kleiner oder großer Trost, zugleich die volle Verurtheilung des Mißbrauchs, bleibt uns der, daß die Alles läuternde und gern lauter in sich aufnehmende Poesie fortwährend den Gebrauch des herzlichen einfachen Du in der Anrede geheiligt, ja verlangt hat, und könnte uns von irgendher eine Rückkehr zu dem Weg der Natur gezeigt werden, so müßte es durch sie geschehn. Auch bedient sich noch heute die zutrauliche, jener falschen Zier müde Rede und sogar die feierliche Anrufung Gottes des edeln Du, das der alte Franke ebenso festgemut seinem Könige zurief, wenn er ein: heil wis chuninc!**) heil dû herro, liobo truthîn, edil Franko!***) erschallen ließ.

*) Unglücklicher, du bist zu Grunde gegangen.

**) Der Angelsachse: vâs hâl cyning!

***) Heil sei, König! heil du Herr, lieber Herrscher, edler Franke!

Die Steigerung schwer zu sättigender Höflichkeit ist freilich nicht aus dem Volk, das sich zulängst dawider sträubte, hervorgegangen, sondern ihm von oben, durch die vornehmen Stände zugebracht worden. Als unsere Könige und Fürsten, schmuckloser Einfalt ihres Alterthums uneingedenk, byzantinische Pracht und den Schauprunk verderbter Kaiserzeit annahmen von sich selbst ein majestätisches Wir gebrauchend, muste ihnen auch mit Ihr erwiedert werden, und wenn andern Ständen Nachahmung des Wir nicht verstattet war, blieb es unverwehrt in der Anrede und Antwort jedem Höheren mit Ihr zu schmeicheln; einem Lauffeuer gleich verbreitete sich unter den Gebildeten des Volks diese Abweichung von der gesunden Regel. Ich habe ihre unermüdlichen Stufen anderwärts nachgewiesen und dargethan, daß das am meisten zu verwünschende 'Sie' aus einer Verstärkung der dritten Person des Singularis, doch nicht viel länger als seit hundert und funfzig Jahren unter uns in Deutschland entsprossen ist. Welch ein geringes Alter gegenüber dem hohen unserer Sprache insgemein, und welch ein Urspung zur unseligsten Zeit, die auf den dreißigjährigen Krieg, Deutschlands innerste Schmach folgte, als beinahe jedes Gefühl der Würde unserer Sprache und Nation erloschen war.

Weil aber das Widernatürliche an der Stelle wo es begonnen hat selten einzuhalten pflegt, sondern um sich zu greifen trachtet, so ist auch allmälich unter uns für die Anrede unserer Fürsten und Könige eine aufgedunsene Ausdrucksweise der Höflinge und Geschäftsleute eingerissen, wie sie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechischer oder römischer Ceremonie schien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter solcher äußerlichen Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majestät bloß in lateinischer Canzleisprache, die zum Volk nicht so schnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unseres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinab ist noch keine Spur, daß einem König oder Fürsten, so häufig sie ange-

redet werden, jemals der Name Majestät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Diese Titel waren und klangen zu undeutsch, wie gangbar schon lange Zeit der Ausdruck durhliohtan für translucere, durhliuhtic für illustris gewesen war. Erst die an sich heilsame Verwendung deutscher Sprache für Urkunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hin und wieder begann, im vierzehnten und funfzehnten allgemein ward, scheint das Uebersetzen lateinischer Canzleiformen nach sich gezogen und dem hergebrachten deutschen Ausdruck Gewalt angethan zu haben. An Carl des Vierten, wenn ich nicht irre, wenigstens Friedrich des Dritten Hof mochte sich der deutsche Titel Majestät volksmäßig festsetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiser, als den ansehnlichsten aller europäischen Fürsten, pflegte man den Superlativ gnädigster und durchlauchtigster, der an sich schon die volle Potenz dieser Begriffe erreicht, noch durch Voraussendung des Genetiv Pluralis aller d. i. omnium zu erhöhen, wie wir von Alters her auch allerliebst, allertheuerst, allerletzt sagen. Von dieser Zeit an findet sich allerdurchlauchtigster in der Anrede des Kaisers, und bald auf die der Könige erstreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürsten, welche ohne Könige zu heißen königliche Ehre in Anspruch nehmen, so daß der einschränkende Begriff des Worts durch seine ausgedehnte Anwendung in sich aufgehoben scheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts that nun die höfische Sprache noch einen Schritt, indem sie neben dieser Anrede und nicht bloß in der Anrede sondern auch wenn von dritter Person gesprochen und erzählt wird*), das einfache persönliche und relative Pronomen, wo es sich auf Fürsten bezieht, zu gebrauchen scheut, ohne es mit dem Vorsatz höchst und allerhöchst zu ver-

*) Im Mittelalter, wenn von Kaiser oder König die Rede war, in dessen Hand und Würde die Gewalt des deutschen Reichs lag, pflegte man diese auch durch den einfachen Ausdruck 'daz rîche' zu bezeichnen.

binden*) und gleichsam dadurch zu verschleiern; Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben. Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgend mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unablässig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische und italienische Sprache, welche nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches elle oder ella folgen lassen; das kann uns den Prüfstein für unsern Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Ceremoniell abhängigen oder angesteckten Höfe in Holland, Dänemark und Schweden, mehr oder weniger genau, ein hoogstdezelve, allerhöjstdensamme, allernådigst nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen werden, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unseres Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, so viel es noch angeht, zurückholt.*)

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung über die heutige

*) Berliner Zeitungen aus den Jahren 1750—1770 gewähren von Friedrich dem Großen redend gewöhnlich noch einfaches Sie und Dero.

**) Solch ein Beispiel würde auch darum Wohlthat sein, weil es von oben herab wirkend die in endloser Abstufung gültigen, eitlen Höflichkeiten unter allen andern Ständen abschaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie ist der heutige Briefstil durch die unnützesten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams, durch unablässiges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigtestheit allenthalben angeschwellt, und in dieser übeln Sitte thun wir Deutschen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel schöner ist, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu sein und zu gehorchen, als die Gesinnung immer nur im Munde oder in der Feder zu führen.

Form des Namens Majestät beizufügen, worin, wie in vielen ähnlichen Substantiven, der Ausgang tät, gegenüber dem lateinischen tat befremdet. ä kann hier unmöglich auf dem Wege des Umlauts entsprungen sein, wozu gar kein Anlaß denkbar wäre. Erwägt man die mhd. Gestalt solcher Wörter (denn ein ahd. Beispiel würde unerhört sein), so zeigen trinitât, nativitât langes â, wie es dem überlieferten romanischen oder lateinischen Vocal angemessen war, und diese richtige Form majestat herrscht auch in allen hochdeutschen Urkunden bis zum 16. 17. Jahrhundert herab; sie wird bestätigt durch das schwäbische au in majestaut. Luther hingegen, Fischart und andere Schriftsteller des 16. Jahrhunderts schrieben majestet, antiquitet mit e, nicht mit ä, welches erst im 17. Jahrhundert fehlerhaft an jenes Stelle eingeführt wurde. Wie aber ist das e selbst zu erklären? Ich zweifle nicht, daß es niederdeutschen Ursprungs war und aus dem niederrheinischen und niederländischen ei hervorgieng, wofür schon moraliteit Trist. 8012. 8023, auctoriteit Ls. 1, 83 altes Zeugniß ablegen. Die Niederländer schrieben teit (z. B. diviniteit im Partonopeus 21, 5, universiteit Rose 10845), sie schreiben und sprechen bis auf heute majesteit, autoriteit, qualiteit, und ihr ei wechselt auch anderwärts mit langem ê.

Da sich unser Blick zu dem Pronomen gewandt hat, mag noch eine Vergleichung des deutschen Artikels mit dem romanischen zeigen, in welchem Nachtheil auch hier unsre Sprache steht.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß fast alle heutigen Sprachen und schon einige der älteren sich des Artikels bedienen, der ursprünglich, wie sein Name andeutet (der griechische Ausdruck ist dafür ἄρθρον) die Wirkung eines Gelenkes hat, das die Demonstration des einen mit der Relation eines andern Satzes verbindet. Er sollte die Begriffe und noch nicht die Flexion bestimmen helfen. Als sich aber diese in den neueren Sprachen abzustumpfen begann, pflegte sie ihn gleichsam zu ihrem Beistande heranzurufen und wie zugezogne Hilfs-

völker sich der Festung, die sie bloß mitwehren sollten, endlich selbst bemeistern, geschah es, daß der Artikel allmälich für die erlöschende oder erloschne Flexion unentbehrlich wurde, wenn er auch, näher angesehn, niemals ganz in ihren Begriff übergieng.

Die romanische Sprache schlug aber hier einen von der deutschen verschiedenen, und wie mich dünkt, glücklicheren Weg ein. Sie erkor sich zum Artikel nicht das erste strengere Demonstrativum, sondern mit vortheilhaftem Griff das zweite gelindere. Der romanische Artikel stammt aus dem lateinischen ille illa, dessen liquider Laut jeder Verwandlung und Verschmelzung der Form außerordentlich günstig war. Der deutsche, gleich dem griechischen Artikel besitzt dagegen den eigentlich demonstrativen stummen Lingualaut, der schon an sich unfügsamer als jene Liquida erscheinen muste. Dazu trat noch eine andere Ungunst. Alle deutschen Sprachen erfuhren Lautverschiebung, wodurch die griechische Tenuis in gothische oder sächsische Aspirata gewandelt wurde, was dem Artikel dieser Sprachen eine gewisse Schwerfälligkeit verlieh, die zwar in der althochdeutschen, wo Media an die Stelle der Aspirata kam, wieder aufhörte. Wer Gothisch oder Angelsächsisch aussprechen lernt, wird sich am meisten bei der allenthalben begegnenden Aspiration des Artikels verlegen fühlen.

Während nun im Romanischen das gelenke, sich leicht an die Präpositionen a und de schmiegende l durch die Bank wohllautige und gedrungne Formen zeugte, welche den untergegangnen Casus umschreiben und das alte Suffix der Flexion durch ein neues Präfix ersetzen halfen, blieb der deutsche Artikel meistentheils unbeholfen. Aus seinem d, wenn es sich frühzeitig zur Anlehnung und Elision dargegeben hätte, wäre noch Vortheil zu ziehen gewesen; allein der pedantische Hang zu voller deutlicher Form widerstrebte, und es sind eigensinnig nur ausnahmsweise die Formen: am, im, zum, beim, zur, für an dem, in dem, zu dem, bei dem, zu der verstattet geblieben, da doch die ältere Sprache noch einige mehr, wie zen für ze den zulässig fand, was

sich unbedenklich in die heutige Gestalt zun hätte wandeln mögen; warum wäre nicht ar für an der, gleich dem zur, und Anderes mehr willkommen gewesen? Die ahd. und mhd. Dichter hatten noch einige günstige Anlehnungen des gekürzten Artikels an die Präpositionen eingeführt, mochte der Artikel von diesen selbst abhängen oder einem zwischentretenden Genetiv gehören; wie zes für ze des, enents für enent des, jenseit des, welchen allen die jüngere Sprache überbedächtig wieder entsagte, das sind keine geringen Dinge, vielmehr solche, die unmittelbar jeden Satz behend oder schleppend machen können. Man halte unserm deutschen der Mann, des Mannes, dem Manne das ital. luomo, de luomo, al uomo, oder das franz. lhomme, de lhomme, à lhomme entgegen; wir haben hier sogar voraus, daß unsere Flexion noch zureicht und uns keine Präposition zu helfen braucht. Der Romane hat diese nicht gescheut, sondern in seinen Gewinn verwandt, und del al, die genau übersetzt von dem, zu dem enthalten, sind ihm zu Wohllaut und deutlicher Kürze ausgeschlagen. Hinzugenommen den bewundernswerth einfachen Hebel der provenzalischen und altfranzösischen Declination, der die meisten Nomina bloß damit lenkt, daß er dem Nominativ Singularis die obliquen Pluralcasus, dem Nominativ Pluralis aber die obliquen Singularcasus gleichstellt (in welchem Gesetz ich noch einen Nachhall keltischer Spracheigenheit zu spüren meine); so muß man den practischen Blick dieser Sprachen anerkennen, die freilich nachher ihren Vortheil fast wieder aus der Hand ließen. Ich gebe immer noch nicht die ehrwürdigen Ueberreste unserer uralten Flexion dafür hin, aber diese hätten wir weit mehr zu unserm Nutzen handhaben können.

Ist unsere heutige Nominalflexion abgewichen von ihrer ehmaligen Fülle und Bedeutung, so hat sich dagegen die herrliche und dauerhafte Natur des deutschen Verbums fast nicht verwüsten lassen, und von ihr gehn unzerstörbar Klang und Klarheit in unsere Sprache ein. Die Grammatiker, welche ihre Sprachkunde auf der Oberfläche, nicht in der Tiefe schöpften,

haben zwar Alles gethan, um den Ablaut, der die edelste Regel deutscher Conjugation bildet, als Ausnahme, die unvollkommene Flexion als Regel darzustellen, so daß dieser der Rang und das Recht zustehe jene allmälich einzuschränken, wo nicht gar aufzuheben. Fühlt man aber nicht, daß es schöner und deutscher klinge zu sagen buk wob boll (früher noch besser wab ball) als backte webte bellte, und daß zu jener Form die Participia gebacken gewoben gebollen stimmen? Im Gesetze des Ablauts gewahre ich eben, was vorhin bei dem von der neuern Declination eingeschlagnen Weg vermißt werden konnte, den ewig schaffenden wachsamen Sprachgeist, der aus einer anfänglich nur phonetisch wirksamen Regel mit dem heilsamsten Wurf eine neue dynamische Gewalt entfaltete, die unserer Sprache reizenden Wechsel der Laute und Formen zuführte. Es ist sicher Alles daran gelegen ihn zu behaupten und fortwährend schalten zu lassen.

Mit dem Ablaut eug zusammen steht ein anderes Gesetz von geringem Umfang, doch in das höchste Alterthum aufreichend. Gleich der lateinischen und zumal griechischen besitzt unsere Sprache gewisse Verba, deren Form Vergangenheit, deren Begriff Gegenwart ausdrückt, weil in ihnen das Gegenwärtige unmittelbar auf das Vergangne gegründet, so zu sagen, aus ihm erworben ist. Wenn es heißt ich weiß, so gibt diese Form ein Präteritum kund, am sichtbarsten dadurch, daß die dritte Person den Ausgang t nicht annimmt, der zur Form des Präsens erfordert wird, wie umgekehrt alle Präterita ihn nicht haben. Ich weiß, will eigentlich sagen: ich habe gesehn und entspricht dem lat. vidi, gr. οἶδα wie wissen dem lat. videre, gr. ἰδεῖν. Auf solche Weise läßt sich die allmälich sehr beschränkte Zahl anderer Wörter dieser Classe gleichfalls auslegen und da sie fast alle aushelfen d. h. die meisten Auxiliaria hergeben, folglich in der Rede oft wiederkehren, so verleihen sie, abgesehen von ihrer sinnigen Gestalt, dem Ausdruck wiederum angenehmen Wechsel. Sie sind als wahre Perlen der Sprache zu betrachten, und der

Verlust eines einzigen von ihnen zieht empfindlichen Schaden nach sich. Nun sind aber, wie ich sagte, mehrere von ihnen heute ganz aufgegeben, andere in ihrer Eigenheit angetaftet worden. Dahin gehört z. B. das Wort taugen, welches der älteren Sprache gemäß flectieren sollte taug taugst taug und im Grunde aussagt: ich habe mich geltend gemacht, dargethan, daß ich vermag. Noch Opitz, Christian Weise und manche Spätere schreiben das richtige taug, nicht taugt, auf welches sich unmittelbar anwenden läßt, daß es ein Taugnichts sei, wenn schon ein ziemlich alter, da ihn bereits einzelne Schreiber des vierzehnten Jahrhunderts einschwärzen.*) Den Sprachpedanten war aber taug mit seinem der Verdichtung entgangnen Diphthong ein Greuel, wie ihnen darf, mag und soll unbegreiflich sind, und sie haben wirklich ihr taugt, etwa nach der Analogie von brauchen braucht, saugen saugt durchgesetzt, wie man auch bei den sonst aufgeweckten Schwaben zu hören bekommt er weißt statt er weiß, oder uns Allen gönnt das edlere gan verdrängt hat.

Kaum in einem andern Theil unsrer Grammatik würde was ich hier tadle greller vortreten, als in der Syntax, und Beispiele liegen auf der Hand. Es sei bloß erinnert an das lästige Häufen der Hilfswörter, wenn Passivum, Präteritum und Futurum umschrieben werden, an das noch peinlichere Trennen des Hilfsworts vom dazu gehörigen Participium, was französischen Hörern den verzweifelnden Ausruf 'j'attends le verbe' abnöthigt. Solch eine Scheidewand, wäre es bloß thunlich sie zu ziehen, nicht nothwendig, könnte der Rede Abwechslung verleihen; daß sie fast nirgends unterbleibt, bringt den Ausdruck um Raschheit und Frische. Noch empfindlicher ist mir die aufgegebne alte einfache Negation, der in unserer früheren Sprache ihr natürlicher Platz unmittelbar vor dem Verbum zustand, das verneint

*) Weingartner Liederhandschrift S. 167: minne tovgt niht aine; und öfter.

werden soll. Anstatt des goth. ni ist, ahd. nist, mhd. en ist haben wir ein 'ist nicht', d. h. dies nicht aus einer hinzutretenden bloßen, eigentlich nihil aussagenden, Verstärkung zur förmlichen Negation erhoben, die in den meisten Fällen dem Verbum nachschleift. Schwerlich konnte der Sprache etwas Ungelegneres widerfahren, da die behende fließende Partikel schwand und durch eine mit ihr selbst schon zusammengesetzte gröbere ersetzt wurde, die nicht länger im Stand war, da wo sie in der Rede erwartet werden muß, zu erscheinen. Der gestiftete Schade leuchtet ein, sobald wir die alte Ausdrucksweise zur neuen halten, das goth. ni grêt ist μὴ κλαῖε, ni karôs, ne cures, ahd. ni churi statt unsers weine nicht, sorge nicht; wie kurz ist das ahd. ni ruochat, mhd. en ruochet nolite, sorget nicht, wo wir den Eindruck der Verneinung immer erst hinten fühlbar werden lassen. Auf die Frage, bist du hie? folgt mhd. die Antwort: ich en bin, heute muß sie lauten: ich bin nicht hier, weil wir antwortend zugleich das Adverb des Fragenden zu wiederholen pflegen, für acht jetzt funfzehn Buchstaben, statt des leichtrollenden Bluts trägeren Pulsschlag. Kurz über dem pedantischen Hervorholen eines sparsam angewendet, die Verneinung stärkenden Worts ist uns die einfache, fast allen andern Sprachen zu Gebot stehende Negation wie ein Vogel aus dem Käfig entflogen, und wir haben nur das Nachsehn.

Es wird aber fruchten von diesen aus Flexion und Syntax geschöpften Beispielen fortzuschreiten zu solchen, die bei der Wortbildung aufgesucht werden können, wo sich die Praxis der deutschen Sprache im Verhältniß zu benachbarten fremden noch deutlicher kund thut.

Man hat im Ueberschwank den Reichthum und die Ueberlegenheit unsrer Sprache hervorgehoben, wenn von dem manigfalten Ausdruck ihrer Wortableitungen und Zusammensetzungen die Rede ist. Ich vermag lange nicht in dies Lob einzustimmen, sondern muß oft unsere Armut in Ableitungsmitteln, unsern Mißbrauch im Zusammensetzen beklagen.

Eine Menge unserer einfachsten und schönsten Ableitungen ist verloren gegangen, oder sieht sich so eingeschränkt, daß die Analogie ihrer Fortbildung beinahe versiegt. Einige fremde völlig undeutsche Bildungen haben dagegen unmäßig gewuchert, das ist ein deutliches Zeichen für den Abgang eigner, deren Stelle jene vertreten. Ich wüßte kein gelegneres Beispiel zu wählen als das der zahllosen Verba auf ieren, die von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebnen Boden unsrer Rede überziehen. Eine nähere wegen ihres Ursprungs gepflogne Untersuchung liefert ungefähr hundert und sechzig mhd. Wörter dieser Art und leicht mögen ihrer noch zwanzig zugefügt werden können; es ergibt sich, daß man vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht das Geringste in Deutschland von dergleichen Wörtern wuste und daß sie erst mit der höfischen, auf romanische Quelle hingewiesnen Poesie eingebracht, man muß aber gestehn, recht pedantisch eingebracht worden. Denn bei Entlehnung fremder Wörter versteht sich doch von selbst, daß man sich bloß des Wortes zu bemächtigen suche und seine fremde Flexion fahren lasse. Das r war nun hier baare romanische Form des lateinischen Infinitivs,*) die außer ihm in jedem andern Modus alsbald verschwindet und es muß als die rohste

*) Altfranzösisches ier haben eigentlich nur Verba, die lateinischen auf -iare oder -igare entsprechen, z. B. essilier mlat. exiliare, chastier lat. castigare, allier lat. adligare alligare; dann aber wurde es auch auf andere erstreckt: mangier it. mangiare lat. manducare, laissier it. lasciare lat. laxare, brisier, vengier lat. vindicare it. vendicare. Ausnahmsweise entspringen deutsche -ieren aus franz. -ir: regieren franz. regir it. reggere, offrieren franz. offrir it. offerire, acquirieren franz. acquerir. Die italienische Sprache hatte keinen solchen Einfluß auf unsere, um ihr wohlklingendes -are in deutsches -aren über zu führen. In spazieren aus dem lat. Deponens spatiari spatior spatiaris ließe sich das r allenfalls entschuldigen. Gleichpedantisch ist aus François unser Franzosen gemacht. Schon Karlmeinet 375 Franzôsen: Engillôsen (Anglois).

Auffassung ausländischer Wortgestalt angesehn werden, daß der Deutsche in seine Nachahmung das infinitivische Zeichen aufnahm und characteristisch überall bestehen ließ; sein eignes Zeichen aber noch dazu anhängte; außer dem Fleisch des genossenen Apfels ließ er sich auch den Griebs dazu wol schmecken. Daß durch solche Wörter manche vollautende Formen (allarmieren, strangulieren) in unsere Sprache gerathen sind, ist unleugbar, aber sie stimmen nicht mit ihrer fremdartigen Betonung zu unsern Wörtern und führen Steifheit mit sich. Wie viel tactvoller zu Werk gieng die romanische Sprache, als sie sich ihrerseits einige deutsche Verba, wenn auch nur sparsam, anzueignen bewogen fand, z. B. das ital. albergare, franz. herberger nach unserm herbergen, ahd. heribergôn bildete oder noch früher ihr guardare garder aus unserm warten. Hätte sie hier nach Analogie von parlieren charmieren verfahren, so wäre ein alberganare herbergener, ein guardanare gardener entsprungen. Man darf das adchramire und adfathamire des salischen Gesetzes als die frühsten Beispiele solcher aus der deutschen Sprache von den Romanen entlehnten Wörter beibringen. Meine Ausführung zeigt, daß -ieren seiner fremden Art gemäß eigentlich nur fremden, lateinischromanischen Wörtern zustehen konnte; als es aber einmal bei uns warm geworden war, versuchte man es auch an deutsche Stämme zu hängen, und ihm deutsche Partikeln voran zu schicken. Wie verschieden sich die ahd. und nhd. Sprache benahm, wenn lateinische Wörter deutsch gemacht werden sollten, kann das Beispiel von schreiben ahd. scrîban lehren, das man frühe aus scribere bildete, während später conscribere und rescribere sich in conscribieren rescribieren verdrehte. Dort verfuhr man natürlich und sprachgemäß, hier widernatürlich und pedantisch.

Die Leichtigkeit des Zusammensetzens im Deutschen hat man ohne hinreichenden Grund zu der Fülle griechischer Zusammensetzungen gehalten. Schlechte ungebärdige Zusammensetzungen leimen ist keine besondere Kunst, in tüchtigen müssen die ein-

zelnen Wörter besser gelötet und aneinander geschweißt sein. Eine echte Zusammensetzung ist erst dann vorhanden, wenn sich zwei Wörter gesellen, die los und ungebunden im Satz nicht nebeneinander stehn würden; wir Deutschen haben aber eine Unzahl sogenannter Composita, die für sich construierte Wörter bloß etwas enger aneinander schieben und dadurch nur steifer und unbeholfner machen; die Wörter fangen zuletzt gleichsam selbst an sich für zusammengefügt zu halten und wollen nicht mehr getrennt auftreten. So hat sich in Eigennamen ein vorangestellter Genitiv nach und nach fester angeschlossen und läßt sich nicht mehr verrücken. Königsberg, Frankfurt war ursprünglich Königs berg, Franchono furt, wo die Franken eine Furt durch den Main gefunden hatten; aus Franken furt entstellte man zuletzt das unverständliche Frankfurt. Verba wie aufnehmen, wiedergeben, niederschreiben sind ebenso wenig wahre Composita, was sich augenblicklich bei der Umstellung: ich nehme auf, gebe wieder, schreibe nieder zeigt. Erst dann entspringt hier Zusammensetzung, wenn die Partikel untrennbar geworden ist, wie in jenem übersetzen vertere (p. 330), während übersetzen traducere trennbar bleibt.

Solcher Zusammenschiebung ungemeine Thunlichkeit im Deutschen verführt ohne alle Noth nichtssagende Wörter zu häufen und den Begriff des einfachen Ausdrucks nur dadurch zu schwächen. Wenn hier in Berlin Jemand hingerichtet worden ist, liest man an den Straßenecken eine 'Warnungsanzeige' angeheftet. Nun will warnen sagen: Gefahr weisen, an Gefahr mahnen; in jener Zusammensetzung steckt also unnützer Pleonasmus, der bald wie avertissement d'avertissement lautet, das ital. avvertimento bedeutet Warnung und Anzeige. Ein bloßes Warnung oder Verwarnung wäre nicht allein sprachgemäßer, sondern auch kräftiger, so kräftigen Stil die blutige Bekanntmachung auch ohne Rücksicht auf die gebrauchten Worte an sich redet.

Wo andere Sprachen einzelne Wörter aneinander reihen, pflegen sie häufig zu kürzen und das einleuchtendste Beispiel lie-

fern uns Zahlwörter; es ist lästig was man jeden Augenblick im Munde hat in ganzer Breite aufzusagen. Wie günstig unterscheidet sich das französische treize quatorze quinze seize von unserm dreizehn vierzehn funfzehn sechzehn; zum Glück haben wir mindestens eilf und zwölf seit der ältesten Zeit verengt, und daß unser Hundert die allerstärkste Stümmlung voraussetzt, ahnen die Wenigsten: es gieng hervor aus taihuntaihund, wie das lat. centum aus decemdecentum u. s. w. Die Pedanten, welche kaum achzehn sechzehn siebzehn in achtzehn sechszehn siebenzehn berichtigt haben, werden erschrecken zu hören, wie viel ihnen hier zu thun übrig bleibt.

Man sollte meinen eine ganze Zahl deutscher Zusammensetzungen seien bloß aus Trägheit entsprungen oder in der Verlegenheit für einen neuen, ungewohnten Begriff den rechten Ausdruck zu finden. Da wo unsere alte Sprache einfache Namen hatte, suchte die neuere immer ihre gröberen Zusammensetzungen unterzuschieben, wie z. B. die deutschen Monatsnamen lehren, und schon Carl der Große stellte mit seinen Vorschlägen kein Meisterstück auf. Die Composition ist alsdann schön und vortheilhaft, wenn zwei verschiedne Begriffe kühn, gleichsam in ein Bild gebracht werden, nicht aber, wenn ein völlig gangbarer einfacher Begriff in zwei Wörter verschleppt wird. Unser himmelbau oder engelrein ist allerdings schöner als das französische bleu comme le ciel, pur comme un ange; aber ich stehe ebensowenig an, dem lat. malus, pomus, dem franz. pommier den Vorzug zu geben vor unserm Apfelbaum. Denn mit der belebteren Vorstellung eines Baums, woran Aepfel hangen, ist uns in den meisten Fällen gar nicht gedient, und Jedermann wird es passender finden, daß wir Eiche sagen und nicht auch etwa Eichelbaum. Die Vergleichung anderer Sprachen lehrt, daß jeder Obstbaum von seinem Obst füglicher durch bloße Ableitung als durch Zusammensetzung unterschieden werde. Aber auch für abstracte Begriffe ist die abgeleitete Form vorzüglicher als die zusammengesetzte, z. B. das franz. maladie von malade besser als

unser Krankheit, welches eigentlich ordo oder status aegroti ausdrückt. Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unsrer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Gienge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsre Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohllautende omnibus muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt auf die nahliegende Verdeutschung durch den Dativ pl. 'Allen' zu gerathen, wird ein steifstelliges Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden. Selbst der Ausdruck, dessen ich hier nicht entrathen kann, ich meine das Wort Zusammensetzung, ist schlecht geschmiedet und aus dem losen zi samana sezzunga entsprungen. Welcher Franzose würde ensembleposition dem natürlichen composition vorziehen? Genug hiervon ist gesagt, um Allen die meines Glaubens sind, Enthaltsamkeit im Anwenden der Zusammensetzungen (durch welche Campe sein Wörterbuch ohne tiefere Sprachkenntniß anschwellte) und Eifer für den erneuten Gebrauch guter und alter Derivative anzuempfehlen.

Es bleibt übrig einen Gegenstand zu berühren, vor dem mir bangt, ich meine die Art und Weise wie wir unsere Sprache mit Buchstaben schreiben. Dies köstliche Mittel das fliegende Wort zu fassen, zu verbreiten und ihm Dauer zu sichern, muß allen Völkern eine der wichtigsten Angelegenheiten sein, und die Freude, welche eine vollkommne Schrift gewährt, trägt wesentlich bei dazu den Stolz auf die heimische Sprache zu erhöhen und ihre Ausbildung zu fördern. Vor mehr als 800 Jahren, zu Notkers Zeiten in Sanct Gallen, war es besser um die deutsche Schreibung bestellt und auf das genaue Bezeichnen unsrer Laute wurde damals große Sorgfalt gewendet; noch von der Schrift des 12. und 13. Jahrhunderts läßt sich Rühmliches melden, erst seit dem 14. begann sie zu verwildern. Mich schmerzt es tief

gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche, und wem es vielleicht gelänge den Eindruck zu schwächen, den meine vorausgehenden Bemerkungen hinterlassen haben, das müste er dennoch einräumen, daß unsre Schreibung von ihrer Pedanterei gar nicht sich erholen könne. Was in jeder guten Schrift stattfindet, die Annahme einfacher Zeichen für beliebte Consonantverbindungen, wie bei uns CH und SCH sind, ist gänzlich vermieden und dadurch der Anschein schleppender Breite hervorgebracht. Noch schlimmer steht es aber um den Gebrauch der wirklich gangbaren Zeichen. Zu geschweigen, daß der Einzelne nach Verwöhnung oder Eigendünkel die Buchstaben übel handhabt, wird auch im allgemeinen weder strenge Folge noch Genauigkeit beachtet, und indem Jeder gegen den Strom zu schwimmen aufgibt, beharrt er desto hartnäckiger in unvermerkten Kleinigkeiten, deren Wirrwarr aufrichtiger Besserung am meisten hinderlich wird.

Die Häufung unnützer Dehnlaute und Consonantverdoppelungen, dazu aber noch ein unfolgerichtiger Gebrauch derselben gereicht unsrer Sprache zur Schande. Ganz gleiche neben einander stehende Wörter leiden ungleiche Behandlung. Der Franzose schreibt nous vous, der Italiener noi voi, der Däne vi i, der Pole my wy, der Deutsche hat den pedantischen Unterschied gemacht wir und ihr*). Nicht anders setzt er grün aber kühn, schnüren aber führen, Heer Meer Beere aber wehre und nähre schwöre, Haar aber wahr Jahr, welchen Wörtern überall gleicher Laut zusteht. Von schaffen bilden wir die dritte Person schafft, in dem Substantiv Geschäft lassen wir den einfachen Laut. Auf den Wohllaut und das Gesetz aller andern Sprachen, daß inlautend Buchstab vor Buchstab schwinden müsse, wenn er nicht mehr auszusprechen ist, wird herkömmlich nicht geachtet, woraus bei Zusammensetzungen, deren erstem Wort man Bedenken trägt

*) Der Anlaß war vielleicht, weil man ihm von im (in dem) unterscheiden wollte, dies ihm zog ihr für den Dat fem. und ihr für den Nom. pl. nach sich; einleuchtend schlechte Gründe.

die doppelte Consonanz zu erlassen, obgleich das zweite mit demselben beginnt, dreifache Schreibung desselben Buchstabs entspringt: Schifffahrt, Stammmutter, Schnelllauf, Stalllicht, Betttuch finden sich mit unaussprechlichem fff mmm lll ttt dargestellt. Unser Mittelalter, noch mit lebendigerem Lautgefühl ausgerüstet, stand nicht an, von verwandten Buchstaben, die an einander stießen, den einen in Schreibung und Aussprache fahren zu lassen; man schrieb und sprach Wankūssen Cervical Parz. 573, 14. Wh. 281, 16 nicht Wangküssen, Eichorn Parz. 651, 13 nicht Eichhorn, und hätten andere Völker unterlassen auf solche Weise zu verfahren, ihre Sprache würde rauh und holpricht geblieben sein, wie die deutsche aus ängstlichem Streben nach voller Deutlichkeit an allzuviel Stellen ist.

Doch was sage ich von überflüssigen Buchstaben? erklärte Liebhaber sind auch die Pedanten unnöthiger Striche und Haken. Striche möchten sie, so viel möglich ist, in der Mitte von Zusammensetzungen, Haken überall anbringen, wo ihnen Vocale ausgefallen scheinen. Sie lieben es zu schreiben himmel-blau, engel-rein, fehl-schlagen und Buch's, Kind's, lies't iß't, leb'te geleb't. Ihnen sagt zu das französische garde-meuble, boucherose, epicondylo-sus-métacarpien, nichts aber erwirbt sich mehr ihren Beifall, als daß die Engländer von Eigennamen wie Wilkins oder Thoms einen sogenannten Genitiv Wilkins's Thoms's schreiben, mit welchem man nun sicher sei den rechten Nominativ zu treffen. Was eine fast alles Gefühls für Flexion verlustig gegangne Sprache nöthig erachtet, will man auch uns zumuten! Sollte die Schrift alle Vocale nachholen, die allmälich zwischen den Buchstaben unsrer Wörter ausgefallen sind; sie hätte nichts zu thun als zu häkeln, und wer würde setzen mögen Eng'land, Men'sch, wün'schen, hör'en? Der Schreibung, die ihre volle Pflicht thut, wenn sie alle wirklichen Laute zu erreichen sucht, kann nicht das Unmögliche aufgebürdet werden, zugleich die Geschichte einzelner Wörter darzustellen.

Jeder Regel des Schreibens aber enthoben wähnt man sich

sonst bei Eigennamen, sei es Furcht die Frömmigkeit gegen Großvater oder Urgroßvater zu verletzen, die ihren Namen schlecht schrieben, während ihn Ururgroßvater und ältere Ahnen wahrscheinlich recht geschrieben hatten, oder Sorge die Anwartschaft auf ein Erbe zu gefährden, obwol ich bezweifle, daß jemals aus diesem Grund ein gerechter Anspruch vor den Gerichten unterlegen hat. Kommt wol in der gesammten griechischen oder römischen Litteratur ein falsch oder ungrammatisch geschriebner Eigenname vor? Man schlage eins unsrer Adreßbücher auf, welche Barbarei daraus entgegen weht; da stehn Hofmänner und Wölfe bald mit f bald ff geschrieben, und in welcher bunten Masse von Schmieden Schmidten, Schulzen Schultzen Scholzen Scholtzen, Müllern Möllern nnd Millern muß man sich verlieren. Mitten auf den Titeln unsrer Bücher erscheinen solche verunzierte Namen, oft unaussprechlich unsern Nachbarn. Mag auch in den Mischungen deutscher Volkstämme die dialectische Eigenheit geduldet, neben dem schwäbischen Reinhart ein sächsischer Reinhard, neben dem hochdeutschen Schulze ein niederdeutscher Schulte, friesischer Skelta geschrieben werden, der orthographischen Eigenheit jedes Stammes angemessen; unerläßlich scheint es, daß eine gebildete Sprache ihre Eigennamen den Gesetzen unterwerfe, die für alle übrigen Wörter gelten, und wo sie es nicht thut verdient sie geschmacklos zu heißen.

Den gleichverwerflichen Mißbrauch großer Buchstaben für das Substantivum *), der unsrer pedantischen Unart Gipfel heißen kann, habe ich und die mir darin beipflichten abgeschüttelt, zu welchem Entschluß nur die Zuversicht gehört, daß ein geringer Anfang Fortschritten Bahn brechen müsse. Mit wie zaghafter Bedächtigkeit wird aber ausgewichen, nach wie unmächtigen

*) Hugo (dessen geistige Natur von pedantischen Schatten wenig verdunkelt wurde) führte sogar in seinen Büchern durch: HandSchrift KaufMann BuchDruckerKunst u. s. w. neben handschriftlich kaufmännisch. Dabei läßt sich streiten, ob Erbgroßherzog oder ErbGroßHerZog zu setzen sei? Denn in dem zog liegt die Hauptsache, dux.



Gründen gehascht gegen eine Neuerung, die nichts ist als wieder hergestellte naturgemäße Schreibweise, der unsere Voreltern bis ins funfzehnte Jahrhundert, unsere Nachbarn *) bis auf heute treu blieben. Was sich in der gesunknen Sprache des sechzehnten und siebzehnten Verkehrtes festsetzte, nennt man nationale deutsche Entwickelung; wer das glaubt, darf sich getrost einen Zopf anbinden und Perücke tragen, mit solchem Grund aber jedwedes Verschlimmern unsrer Sprache und Literatur gut heißen und am besser werden verzweifeln.

Dies alles rede ich in einer deutschen Academie und würde es ihr ans Herz legen, wenn der rechte Augenblick dazu jetzt schon gekommen schiene. Es ist allgemein bekannt, wie nach Wiederherstellung der classischen Literatur überall in Europa gelehrte Gesellschaften entsprungen, die mit Ausschluß der Theologie und Jurisprudenz, vorzugsweise auf den Betrieb der Philologie, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften gerichtet wurden. In erster Reihe stand aber Philologie und nichts lag dieser näher, als die Grundsätze, welche aus dem neuerstandnen und gereinigten Studium der classischen Sprachen geschöpft wurden, auch auf die Landessprachen anzuwenden. Wie sollte ein sich selbst fühlendes Volk nicht unmittelbar angetrieben werden, was es in den herrlichen Sprachen des Alterthums anschaut und ergründet, auch seiner eignen, deren es sich für den lebendigsten Ausdruck seiner Gedanken bedienen muß, angedeihen zu lassen? Eine auffallende, in ihren Ursachen erwägenswerthe Erscheinung bleibt es nun, daß während alle romanischen Zungen aus diesen gelehrten Vereinen Vortheil zogen und zumal in Italien, Spanien und Frankreich für die Auffassung und Reinhaltung der Muttersprache Großes geschah, daß in den Ländern germanisches Sprachgebietes nichts geleistet wurde, was jenen

*) Es ist hier natürlich abzusehn von den Dänen und Litthauern, die sich von unserm Laster anstecken ließen; Niederländer, Schweden, Finnen, Letten, Slaven blieben rein.

Erfolgen nur von ferne an die Seite treten könnte. Um hier von England, den Niederlanden und Scandinavien abzusehn, im innern Deutschland gieng die Sprache nach Luthers Zeit, der sie noch zuletzt empor gehoben hatte, aller ihrer alten Kraft vergessen, unaufhaltsam einer in der Geschichte der Sprachen ganz unerhörten Verderbniß entgegen, und in unsrer politischen Zerrissenheit und Spaltung wie hätten die gelehrten Gesellschaften einzelner Landstriche sich unterfangen können, aus dem engen Bereich ihnen noch zu Gebot stehender Quellen der hochdeutschen Sprachregel Geltung zu verschaffen? Niemand wird mir das Beispiel einer im siebzehnten Jahrhundert entstandnen und verschollnen Gesellschaft entgegen halten, die, wie lucus a non lucendo, ihren Namen davon führt, daß sie keine Frucht brachte *). Mit weit größerem Recht darf ich an unsere eigne Academie erinnern, die zwanzig Jahre nach dem Erlöschen jenes Phantoms ausdrücklich für deutsche Sprache mitgegründet ward, was sich schon bei der vaterländischen Gesinnung des Mannes, der auf ihre Stiftung entscheidenden Einfluß übte, erwarten läßt. Leibnitzens Empfehlung veranlaßte, daß ihr auch alsbald ein rüstiges Mitglied einverleibt wurde, Johann Leonhard Frisch, ein geborner Baier, lange schon in Berlin wohnhaft, der mit sichtbarem Erfolg auf den Anbau unsrer Sprache wirkte, und aus eignen Mitteln ein deutsches Wörterbuch zu Stande brachte, dem sein bedeutender Werth für alle Zukunft verbleiben wird: daß aber die Academie

*) Weder was Gervinus 3, 176—182 noch jetzt eben Barthold in seiner anziehenden und belehrenden Schrift sagen, kann mich in diesem Urtheil irre machen. Wie hätte eine so pedantische, abgeschmackte Spielerei, die nicht einmal den besseren Theil der geistigen Kraft jener Zeit, Opitz, Fleming, Gryphius, Logau (vgl. Barthold S. 193. 210. 254. 289) erfolgreich zu gewinnen verstand, Grundlage des deutschen Sinns sein können, der auch ohne sie harter Prüfung gewachsen war. Schottels brave Arbeit war ganz in ihm selbst empor gestiegen und wenn die Gesellschaft darauf irgend Einfluß übte, mag dieser mehr schädlich als heilsam heißen.

selbst bald theilnahmlos für einen ihrer ursprünglichen Hauptzwecke wurde, hat, soviel ich entdecke, seinen Grund in zwei sie nahe berührenden Richtungen der folgenden Zeit. Bei der Umgestaltung, die sie im Jahr 1744 erfuhr, muste sie erleben, daß ihr für ihre Abhandlungen die französische Sprache aufgedrängt wurde, unter deren vorwaltendem Einfluß lange Jahre hindurch Förderung der einheimischen am wenigsten als zeitgemäße academische Aufgabe angesehn werden durfte. Eine andere Ursache ist, scheint es mir, gelegen in dem Aufschwung, den seit den letzten hundert Jahren die exacten Wissenschaften überall in Europa genommen haben. Wenn früherhin Naturforschung und Philologie, wie in den tonangebenden italienischen Academien italienische, auch namentlich deutsche Sprachkunde sich oft gern zu einander gesellten, welches das zuletzt angeführte Beispiel von Frisch bewährt; so ist allmälich den Naturwissenschaften auf der Höhe, zu welcher sie sich gehoben haben, nationale Farbe fast entwichen und sie pflegen heutzutage geringen oder gar keinen Antheil am Gedeihen und Wachsthum unsrer Sprache zu nehmen. Ihre neuen Fünde empfangen außerhalb wie innerhalb Landes gleiche Bedeutung und des Pedantischen, wovon wir Philologen uns noch keineswegs frei fühlen, gehen sie längst baar und ledig.

Neben so empfindlichen, zum Theil fortdauernden Nachtheilen hat sich aber auch ein günstiger Wandel zugetragen, der dem Fortschritt der deutschen Sprache allenthalben und namentlich in unsrer Academie zu statten kommt. Nicht nur daß jene Schranke eines zwängenden fremden Idioms längst wieder aus dem Weg geräumt wurde, es ist auch bereits vor der Zeit, seit welcher ich der Academie anzugehören die Ehre habe, von trefflichen Collegen manche Untersuchung gepflogen worden, die der Geschichte unsrer Sprache und Literatur großen Vorschub thut, und ich kann nicht unterlassen hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten dafür, daß mir voriges Jahr gewährt ward, eine Preisaufgabe, meines Wissens in unsrer Academie die erste über einen Gegenstand deutscher Sprache zu stellen, dem ich nicht

geringe Wichtigkeit beilege und den ich zu fruchtbarer Bearbeitung für besonders reif und geeignet halte. Noch höher anzuschlagen als das was bei dem besten Gelingen solcher Arbeiten immer nur vereinzelt dastehn würde ist, daß auch das Volk seine Sprache, und was ihr recht ist, mit anderm Auge zu betrachten beginnt. In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liege. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmälichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintan setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet, dann werden sie wie Flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch unerfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern, wir auch eine Braut davon tragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.

Die Sprachpedanten. *)

Pedanten und Puristen, was eigentlich eine Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmanne zu Aerger auf Feld und Wiese ihre Hügel aufwerfen, und blind in der Oberfläche der Sprache herum reuten und wühlen.

*) Pfeiffers Germania. II. 1857.

Als ich neulich in unserer Academie über das Pedantische in der deutschen Sprache gelesen und mit einer Erwägung geschloßen hatte, in wie fern es im Vermögen der Academie früher lag, noch liegt und künftig liegen kann über unserer Sprache zu wachen (wobei der bescheidenste Anspruch erhoben und gestanden wurde, daß jetzt die Zeit noch unerschienen sei ihn einmal geltend zu machen), fiel es einem der Leute, mit deren Aufsätzen Berliner Zeitungen in die Gelehrsamkeit streifen, ein, den öffentlich bekannt gemachten Bericht der Academie geradezu eines Sprachfehlers zu zeihen. Das war doch unmittelbar nach solchem Anlaß zu arg. Dem pedantischen Gefühl mochte vorschweben, daß es heiße 'deine Augen wachen über mich' und damit jede andere Fügung verurtheilt sei: ich ließ bei Namensunterschrift Folgendes einrücken, von dem ich nur tilge was nicht hierher gehört.

Ein ungenannter Pedant hat aufgeworfen, daß bei Anzeige meiner Vorlesung über deutsche Pedanterei und Barbarei durch ein eignes Spiel des Zufalls stehe 'über der deutschen Sprache wachen'. O nein, es soll so heißen. Von der Welt die bekannteste Sache ist, daß manche Präpositionen doppelten Casus, oft nach leiser Verschiedenheit des Sinns, bei sich haben, unter andern über: der Schmetterling flattert über den Blumen oder über die Blumen, die Fahne weht über dem Land oder über das Land, das Schwert hängt über dem Nacken oder über den Nacken, der Unverstand krittelt über solchen Worten oder über solche Worte, ich bin über dem Buch eingeschlafen oder über das Buch, die Sonne leuchtet über mir oder über mich, der Geizhals wacht über dem Gold oder über das Gold, die Freunde wachten über der Leiche oder über die Leiche. Beim Einschlafen über dem Buch fällt der Nachdruck auf den Lesenden, bei über das Buch fällt er auf das einschläfernde Werk, beim Wachen über der Leiche auf die Wachenden, bei über die Leiche auf den bewachten Gegenstand. Ueber der Sprache wachen heißt bei der Sprache wachen, **abstinere a dormiendo**, wie ein wachendes Gestirn über der Sprache leuchten; das schien hier besser gesagt, als mit Rücksicht auf den Gegenstand: die Sprache behüten, beschützen.

Rede auf Schiller.
1859.*)

Als Petrarca vor schon fünfhundert Jahren von Frankreich aus zu Cöln, damals der größten deutschen Stadt, unsern Boden betrat, zog ihn ein Schauspiel an, wie es seine Augen nirgendwo erblickt hatten. Es war Johannisabend, er sah Schaaren des Volks wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern gegürtete Frauen ihre weißen Arme aufstreifen und zum Strome tretend unter Gesängen oder leise gemurmelten Sprüchen diese Kräuter in die Flut werfen. Auf sein Befragen erfuhr dann der fremde Gast, es sei ein althergebrachter Brauch, den man alljährlich wiederhole, auch in künftigen Zeiten nicht unterlassen dürfe. Dem Volksglauben gelte für wahr, daß mit den eingeworfnen, Rheinab fließenden Kräutern (und vermutlich waren dazu bestimmte auserlesen) alles Unheil des nächsten Jahres weggeschwemmt werde. Diese schöne Sitte, deren genaue Schilderung uns entgeht, deren wirksame Uebung der welsche Dichter vom Rhein auch nach der Tiber verpflanzt wünschte, ist dennoch nachher, wie das Meiste aus unsrer Vorzeit erloschen; neue Feste treten an die Stelle der alten. Welchen ausländischen Mann nun heute sein Weg durch Deutschland an einem oder dem andern Ende geführt hätte, seinem Blick wären in allen oder fast allen Städten festliche Züge heiterer und geschmückter Menschen begegnet, denen unter vorgetragenen Fahnen auch ein prächtiges Lied von der Glocke erscholl, selbst dramatisch dargestellt wurde. Der frohernste Gesang, die gewaltige Fassung, hätte ihm

*) Gehalten in der feierlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.

jeder Mund berichtet, sei von unsrer größten Dichter einem, dessen vor hundert Jahren erfolgte Geburt an diesem Tage eingeläutet und begangen werde. Glocken brechen den Donner und verscheuchen das lange Unwetter. Ach könnte doch auch, wie mit jenen Blumen das Unheil entfloß, an hehren Festen Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegen stemmt, deren es bedarf und die es begehrt!

Des unsterblichen Sängers uns schon in Vorahnungen einigendes Andenken zu feiern ist die Aufgabe. Wer die Geschichte durchforscht muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erforderniß für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigenthümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachsthums und Gedeihens auf. Poesie ist das wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und theuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie nieder setzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmälich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeistrung nicht zu Theil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat. Diese Sätze sind genau und nichts läßt sich davon abdingen, doch ruht aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden, dem sich kein auf ihm geborner Mensch entzieht und den fremde Fußtritte entweihen. Fremde Dichter können uns lange gefallen, sie waren aber immer noch nicht die rechten, und sobald der rechte in unsrer Mitte erschienen ist, müssen sie weichen. Auf weltbürgerlicher

Stelle mag ich bewundern was das Ausland, was das Alterthum erzeugte, von Kindesbeinen an stehen uns griechische und römische Muster als Mahner oder Hüter zur Seite, sie dringen uns das ungeheuchelte Bekenntniß ab, daß nichts darüber hinausgehe, und doch fühlen wir unermeßliche zwischen ihnen und den Forderungen unsers eignen Lebens zurückbleibende Kluft. Einer unsrer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeit vergangner, nie wiederkehrender Zeit geschildert hat ruft aus: ich möchte doch nicht dabei gewesen sein, wenn ich jetzt nicht wäre! Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart an, die uns zu Anderm hintreibt, zu Anderm rüstet und waffnet, durch Anderes erhebt und erstärkt als die Vergangenheit. Wer wollte den alten Dichtern anhängen, wenn er die neuen um sie müßte fahren lassen.

Längst waren uns Sprache und Dichtkunst der eignen frühen Vorzeit ausgestorben und nur Trümmer sind davon übrig geblieben, die lebensvollen Gedichte des Mittelalters drückte träge Vergessenheit; als endlich der Staub wieder von ihnen abgeschüttelt wurde, vermochten sie nicht mehr warm an das Volk zu treten, aus dessen Augen das Bild einer großen einheimischen Poesie entschwunden gewesen wäre, hätten es nicht plötzlich zwei fast unmittelbar am Horizont des vorigen Jahrhunderts aufleuchtende Gestirne hergestellt und unsern Stolz von Neuem emporgerichtet. Ohne sie hätte unsere Literatur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch sie ist sie zu den höchsten erhoben worden. Nach langem Ausruhen brachte die Natur diese beiden Genien hervor, deren Glanz sich über die Grenzen ihres Vaterlandes, über das gesammte Europa ausbreitet, das ihnen nichts mehr an die Seite zu stellen hat; ihre Werke sind bereits vorgedrungen in alle Sprachen, denen heute die Macht lebendiger, ausgebildeter Rede beiwohnt. Was braucht es mehr?

Göthe und Schiller stehen sich so nahe auf der erhabnen Stelle, die sie einnehmen, wie im Leben selbst, das sie eng und unauflöslich zusammen verband, daß unmöglich fiele in der Be-

trachtung sie von einander zu trennen. Zwar geht Göthe an Alter seinem Genoß um zehen Jahre voraus und überlebte den zu früh Geschiednen noch zwanzig Jahre hin. Nachdem, wie zu geschehen pflegt, sie erst eine Zeitlang sich nicht näher getreten und fast aus dem Wege gewichen waren, wurde ihr Beisammensein wiederum ein volles Jahrzehend desto vertrauter und gewissermaßen sich bedingend. Hatte Göthe anfangs Schillers treibende Kraft gemieden, Dieser in Jenes Ruhe sich nicht gleich finden können, so äußerten hernach Beide in ergibigster Fruchtbarkeit ihrer Werke begriffen, wechselsweise förderlichen, für unsere Literatur den heilsamsten Einfluß aufeinander. In Vielem einverstanden oder auch sich verständigend wandelte Jeder von ihnen seine eigne Bahn, und je sichtbarer diese abwichen desto mehr ist ihnen gelungen sich auf das Erfreulichste auszufüllen und zu ergänzen.

Selten wol fließen dem Beobachter eines großen Dichterlebens so nachhaltige und ungetrübte Quellen wie für sie Beide. Nicht nur in ihren manigfachen Werken ist eine Fülle von Aufschlüssen über das was sie bewegte enthalten, sondern ihre Briefe, die man der Welt mit vollem Fug nicht versagt hat, gewähren die lautersten und willkommensten Bekenntnisse. In Göthes Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, in dieser unvergleichlichen Selbstschilderung reihen sich kostbare Nachrichten über das von früher Jugend her Erlebte an Mittheilungen die er uns von seinen Freunden und Bekannten macht, schade nur, daß sie gerade für die Zeit des engen Bundes mit Schiller versiegen. Beide Dichter, in dem weiten Umfang ihrer vielseitigen und unerschöpflichen Gaben sind sodann auch von einsichtigen Männern so fruchtbar verglichen und erwogen worden*, daß es schwer halten müste den Ergebnissen solcher Forschungen Neues oder Wichtiges hinzu zu fügen, ihre Gedichte sind uns nun so geläufig,

*) Am Geistreichsten von Gervinus im fünften Bande, der Krone seines Werks.

daß es schwer wäre am heutigen Tage schlagende Stellen aus ihnen anzuführen, die nicht allerwärts in Mund oder Gedanken schwebten. Nur darf eins dazu beherzigt werden. Wie bei genauer Zergliederung jedes in seiner Art vollkommnen und musterhaften Gegenstandes nothwendig einzelne Unebenheiten und Mängel erscheinen, wird auch der am edelsten und glücklichsten gebildete Mann doch hin und wieder Schwächen kund geben und selbst damit den wahrhaft menschlichen Grund und Beruf seines lebendigsten Wesens nicht verleugnen. Diese Fehler oder Narben pflegen aber allmälich zurückzutreten und mit dem Glanz seiner vorragenden Eigenschaften zu verwachsen, so daß sie der Schönheit und Würde des Ganzen weiter keinen Abbruch thuend die Zutraulichkeit des uns vortretenden Bildes noch ausbündiger machen.

Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogne, um nicht zu sagen angeborne Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkung; deshalb liegt es für die nähere Beleuchtung der Eigenthümlichkeit beider Dichter nicht ab von einem landschaftlichen Unterschied auszugehn. Riehl in seinem schönen Buche von den Pfälzern, in welchen er fränkisches und alemannisches Blut, doch mit Vorgewicht des ersten, gemischt findet und absondert, hat den heutigen Franken für rührig, geschmeidig, lebensklug erklärt, den Alemannen, von Schwaben bis in die Schweiz hinein, für stolz, trotzig, grübelnd, demokratisch. Nun erscheint uns auch Schiller ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Göthe ein Franke mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen. Man darf weiter gehen und diese Beiwörter zunächst noch in andere ihnen entsprechende oder verwandte umsetzen, Jenen sehen wir dem sentimentalen, dramatischen Element, Diesen hingegen dem naiven und epischen zugewandt, Schiller wird idealistisch, Göthe realistisch gesinnt, Schiller farbiger, Göthe einfacher heißen dürfen und sollte hier einmal eine Aehnlichkeit aus unsrer älteren Poesie anschlagen, so würde sich Göthes kristallene Klarheit mit Gotfrieds von Straßburg, Schillers geistiger Aufflug mit dem

Wolframs von Eschenbach wol vergleichen lassen. Bedeutsam aber und aufs Glücklichste vermittelnd war, daß sie Beide nach Thüringen gezogen wurden und in diesem mehr als sonst ein andres deutsches freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie schon im Mittelalter der thüringische Hof deutsche Sänger aller Gegenden um sich versammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte. Sodann erklärt sich, warum in Süddeutschland Schillers, besonders die früheren Gedichte großen Anklang, die von Göthe ausgedehnteren Beifall im mittleren und nördlichen Theile fanden, eigentlich aber wurde die Poesie beider Dichter zusammen bald die wohlthätigste Einung aller Enden des Volks, ein wahrer Schlußstein für die längst entschiedne fortan unabänderliche Herrschaft des hochdeutschen Dialects. In hochdeutscher Sprache geht gewissermaßen auf was in den übrigen Mundarten sich entgegentrat, und in Göthes und Schillers Gedichten sind ja auch die eben an ihnen wahrgenommenen Gegensätze vielfach geschwunden, so daß, andere Schriftsteller hinzugehalten, Dieser naiv und Jener ideal erscheinen muß.

Wie erschüttert und aufgerührt von den mannigfaltigsten Eindrücken des äußeren Lebens, von den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher diese Dichter, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten und empor hoben. Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ists, hat schwerere und größere Tage gesehn, wir waren gebeugt unter Feindes Joch und unser Nacke gieng wieder frei daraus hervor, unsere Geschicke liegen unerfüllt, aber wir stehen gestärkt und schauen in Zuversicht dem Künftigen entgegen. Damals im zweiten Theil des vorigen Jahrhunderts lebten alle Gemüter noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf flutender See heißer, unsicherer Wünsche. Noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Uebermütigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigne Kraft lebendig behauptet hatte; dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen zu

rollen. In der Literatur war auf den enthusiastischen Klopstocki=
schen Zeitraum, der unsrer Sprache Adel und Selbstvertrauen
eingehaucht doch mit dem Erhabnen zu verschwenderisch Haus
gehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung erfolgt, vor der eine
Schaar von verjährten Irrthümern die Segel streichen muste, die
geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neu ge=
festigt, auf die Lauterkeit des classischen Studiums und zugleich
auf das heimische Alterthum gedrungen, wenn auch nicht mit
zureichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die
Verdeutschung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und
verbreitete auf Weg und Steg einen überströmenden Wechsel
aller Eindrücke, Kants männlichstrenge Philosophie fieng an die
empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernst zu
stimmen. Als nun Göthe und nicht lange hernach Schiller im
eigentlichen Sinne dieses schönen Worts erschienen und unter
uns wandelten, zeigte sich wohin ihr Fuß getreten war, leben=
dige Spur; diese Kraft war noch unbändig und ungeheuer, sie
begann sich bei Göthe bald, bei Schiller langsam zu beschwich=
tigen und dann je länger je mehr ungeahnte Wunder auszurichten.
Das aber war vom ersten ihrer Erzeugnisse an nicht zu ver=
kennen und wurde bis in ihre letzten fortgefühlt, daß hier Reich=
thum der Gedanken, Wärme der Empfindung, Leichtigkeit des
Auffassens und außerordentliche, vorher noch gar nicht dagewesene
Sprachgewalt zusammentrafen.

Wir rühren wieder die uralten zwei Hauptgattungen der
Poesie an, in welchen sie sich neue Bahn zu brechen hatten,
Epos und Drama, denn von der lyrischen Dichtung, deren
Quelle sich zu keiner Zeit stopfen ließ, wird weniger zu reden
nöthig sein. Nun ist es wahr, daß der durchsichtige, nie still
stehende Fluß eines gewaltigen Ereignisses, von dem einmal das
Volk durchdrungen gewesen sein muste, hinter welchem Strom
der Dichter ganz verschwindet, unsrer neuen Zeit viel weniger
zusagt. In dem Drama tritt uns die Begebenheit selbst un=
mittelbar und leibhaftig vor Augen, so jedoch daß sie nicht

einfach einher schreite, sondern mit und aus allen innern, sich sonst bergenden Triebfedern enthüllt werde, d. h. sie muß geschürzt sein und Lösung empfangen. In solchem Schürzen oder Verflechten liegt eben der ganze Reiz der Handlung, sei es daß der Knote aus einander entwirrt oder von der Hand des Schicksals durchhauen werde, die dramatische Verflechtung ist es, die den Zuschauer einnimmt und seiner selbst vergessen macht, ohne sie würde er gar nicht in Spannung gerathen noch darin dauern. Hinter jeder Rolle steckt und steht aber der Dichter.

Es sei gestattet einen Augenblick und ganz kurz den Blick rückwärts nicht weiter als in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zu richten. Wenn man Gellerts poesielose Orgons und Damonsstücke liest (und ich lese sie schon der sauber gehaltenen Sprache wegen nicht ohne Vergnügen), so zeigt sich darin, selbst in seinen Schäferspielen, dramatisches Geschick. Vollen Gegensatz zu ihm macht Klopstock, dieser geniale Dichter konnte sich nie aus dem Pathos losreißen und seine biblischen Trauerspiele wie die Hermannschlacht sind immer undramatisch, die gemiedenen Verse statt der gewählten Prosa, woneben er unaufhörlich Oden einschaltet, würden ihm weniger hinderlich sein. Die Hermannsschlacht gemahnt dennoch zuweilen an Göthes Götz, dem sie nur ein paar Jahre vorausgieng. Desto entschiedner und von eingreifender, hinhaltender Wirkung ist Lessings hohe Gabe, bei ihm sind nicht bloß Funken, die Flamme des Drama glüht bis herab auf seine unnachahmlichen Bedienten- und Zofenrollen, die er so fein aus dem Leben greift, während in Minna, Emilia und im Nathan durchgehends eine bisher unerhörte Kraft der Verwicklung bewundert werden muß. Sichtbar zu sehen ist schon in Schillers Fiesko Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser gebaut als die Lessingischen. An sich aber that seiner ausnehmenden dramatischen Begabung gleich von Anfang an die pro-

saische Form weder in den Räubern noch in Kabale und Liebe den geringsten Eintrag; in allen Tragödien, die er dichtete, liegt sie eben so ungeschwächt am Tage, ja der von ihm widerwillig vollendete, vielmehr liegen gelassene Roman des Geistersehers erregt durchgehends anhaltende drastische Spannung. Man kann nur sagen, daß Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zu Wege bringt; nicht ganz gleich stehen ihnen Maria Stuart, die Jungfrau und die Feindlichen Brüder, zum Theil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall (wie der freilich große, daß er auf einen und denselben Tag mit Luther geboren war), daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehn, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfnen Stücken, dem Demetrius, Warbeck und den Maltesern geworden wäre, steht kaum zu ermessen, nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns weit ein größerer Verlust betroffen hätte, wenn Wallenstein liegen geblieben wäre.

Zum Wallenstein hat ihn auch Göthe mit Rath und That ermuntert, wie er ihn nachher bei allen seinen späteren Arbeiten unterstützte. Dieser mächtige Geist, dessen Ueberlegenheit zu fühlen und anzuerkennen Schillern gar nichts kostete, so sehr ihm anlag seine eigne, besondre Natur fest zu halten, war von Grund aus ein andrer, verschiedner. Göthe gab sich lieber der behaglichen Erzählung hin, als daß es ihn auf tragische Anhöhen getrieben hätte und selbst in seinen Dramen, die einem solchen Ausgang entgegen geführt werden, hört man nicht so oft den Boden schüttern und dem Schlusse nahe das Gebälk der Fabel erkrachen, als es der Tragödie gemäß gewesen wäre. Schon im Götz, der ersten aller seiner großen Conceptionen, die los gelassen

ist und ungezähmt gleich den Räubern, wohnt viel ein milderes, schöneres Maß, und drei oder vier Umarbeitungen, die der Dichter zu verschiedner Zeit damit vornahm, um das Werk bühnengerecht zu machen, dieser fortgesetzte, jedesmal anziehende Versuch des Umgießens bezeugt es, wie schwer Göthe von den undramatischen Bestandtheilen abließ, deren das Stück voll war, das sich auch nicht auf den Brettern behaupten konnte. Nicht eben anders sind im Egmont, den Schiller einmal unschonend für das Theater zuschnitt, die Auftritte aneinander gereiht, und Tasso, an Empfindungen des Dichters so reich und in dessen Innerstes Blicke werfend, hat nur schwach wirkende dramatische Handlung, in der Iphigenie ist sie bedeutender und wie mild glänzt der Dichtung Schluß. In der Eugenie hingegen folgen die einzelnen Scenen unverflochten hintereinander und kein anderes Werk Göthes ist kälter aufgenommen worden, obschon es die Fülle von wahren Betrachtungen und Empfindungen über die Weltlage enthält, es sollte weiter fortspinnen und der Plan liegt uns vor, die Ausführung unterblieb; einige kleinere, ältere Stücke, die Mitschuldigen oder die Geschwister sind dramatischer entwickelt. Ganz seinem epischen Trieb überließ sich Göthe in Hermann und Dorothea oder selbst im Reineke, welchem das gangbare niederdeutsche Gedicht überall Grundlage bot; Unausführbares zu wagen war sonst des Dichters Sache nicht, nur daß er eine Achilleis begann, die beim ersten Gesang stehen geblieben ist und von der man sagte, daß sie keinen Vers enthalte, den Homer hätte können brauchen, auch eine früher gewollte Nausikaa kam nicht zum ersten Angriff. Von Schiller ist zwar berichtet, daß er epische Gedichte zu versuchen gedachte, bald Friedrich den Großen, hernach Gustav Adolf besingen wollte, er hat nicht einmal Hand angelegt, wol aber nicht unterlassen seinen Freund zu Hermann und Wilhelm Meister aufzumuntern, über dessen Anlage und Abfassung der Briefwechsel beider Dichter reichliche Mittheilung enthält. Was soll man von dem großartigsten aller Gedichte Göthes überhaupt sagen, das zu gewaltig ist, um in irgend

einen andern Rahmen zu geben? ich meine Fausts ersten Theil, den er selbst nicht zu vollenden vermochte, wie er begonnen war, und welchen die fernste Nachwelt anstaunen wird; für ihn gibt es keine Regel als die selbsteigne, in ihm mangeln auch höhere dramatische Kunst und Vollendung nicht. Es ist aber auch einzusehen, daß in den Götheschen Romanen, an die wiederum ihr eigner Maßstab will gelegt sein, namentlich im Meister und in den Wahlverwandtschaften, die Erzählung von kunstreich und lebendig, beinahe wie im Drama waltenden Elementen gestützt und getragen großen Aufwand und Gelenksamkeit der Verwickelungen entfaltet, obschon ein epischer Ton vorherrscht, von dessen Anmut in Schillers Geisterseher so gut wie gar nichts zu spüren war. Vorhin wurde in Schiller der sentimentale, in Göthe der naive Zug angenommen, womit zusammenhängen dürfte, daß Jenem im voraus die Darstellung von Männern, Diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindlich bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Käthchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Göthes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, daß Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Göthes Frauen sich angezogen fühlen. Ueberhaupt betrachtet erscheint das tragische Talent in Schiller entschiedner und größer als in Göthe, der vielleicht, wenn er sie hätte anbauen wollen, zur Komödie bedeutendes Geschick gehabt hätte.

Bei Göthe überwog die Anziehungskraft der Natur und er hat auf Pflanzen, Steine, Thiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet, die Farbenlehre mußte ihn mitten unter Philosophen und Naturforscher leiten, die hier seinen Beobachtungen und Ergebnissen fast zu wenig einräumen. Schiller dagegen, obgleich er anfangs Medicin studiert und getrieben hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung blieb, fühlte sich zu Geschichte, Politik und zu philosophischem Nachdenken

aufgelegt. Der Geschichte führte ihn schon seine äußere Stellung nachher in Jena entgegen und beim Fiesco, Carlos, Wallenstein und den meisten übrigen Dramen hatte es vielfacher historischer Forschung bedurft; es ist wahr, daß er gern wieder davon abbrach, sobald das Nöthige erlangt war und er ausschließlich zur dramatischen Arbeit selbst zurücklenken konnte. Die historische Schule gesteht ihm in ihrem Fach nichts Eigenthümliches von Werth und Gehalt zu, ist aber doch nachzugeben gezwungen, daß eben durch ihn in Deutschland der geschichtliche Vortrag lebendiger und daß dem großen Publicum vorher wenig bekannte Gegenstände, die Begebenheiten des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges nunmehr geläufiger wurden, was sodann auch gründliche Forschung anderer Gelehrten zur Folge haben muste. Grüner in seinem Briefwechsel mit Göthe erzählt, daß er Diesem einmal den dreißigjährigen Krieg habe leihen müssen, hernach ihn bis zu Thränen darüber bewegt angetroffen habe: durch erneute Lesung des Buchs mochte das Andenken an den verstorbnen Freund überaus lebhaft erregt worden sein. Bemerkenswerth ist, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Ausprägung historischer Gestalten überhaupt hinterläßt, so wie Shakspeare englische Könige, Schiller Wallenstein, Tell, Maria, Johanna dargestellt haben, haften sie in der Leute Gedanken, allen Erinnerungen der Geschichtsforscher zum Trotz. Die Eingebung des Dichters schreitet über diese hinaus und es kann nicht anders sein, auch die griechischen Tragiker haben Gewalt über das was wirklich geschah und geben uns gleichsam eine verklärte, höhere Wahrheit.

Das Gebiet der Philosophie beschritt Schiller, nachdem ihm schon früher Spinoza zu thun gemacht hatte, mit größerem Eindruck und Erfolg, seit, wie bereits oben erwähnt wurde, Kants Lehren sich immer stärker Bahn brachen, namentlich in Jena durch Reinhold verbreitet waren. Die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft veranlaßte Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und hernach die schöne Abhandlung über

naive und sentimentale Dichtkunst, worin, was bereits Gervinus angemerkt hat, der volle Gehalt des bald darauf herrschend werdenden Unterschieds zwischen classischer und romantischer Poesie steckte. Diese bedeutungsvollen, von lebhafter Denkkraft zeugenden Grundlagen ließen sich gern auf Anwendungen, wie sie nur der Dichter machen konnte, ein, sie waren es, die Göthes Aufmerksamkeit nicht entgiengen und den engen Bund beider Männer heranführten. Schiller, dem es nicht an Kants Gerüste genügte, strebte dessen Abstractionen objectiver zu machen und die reine Speculation auch mit den Stoffen und Formen zu paaren; diese Ergebnisse wurden sein völliges Eigenthum und giengen weiter als der Königsberger Weltweise vordringen konnte, der ohne eigentliche und genaue Bekanntschaft mit den Dichtern war. Poesie und Philosophie, finde ich, haben ein großes Merkmal zusammen gemein, das daß sie Werkzeug und Ausrüstung bei sich selber tragen, nicht wie andere Wissenschaften erst auf äußere Quellen und Vorgänger zurückzuschauen brauchen. Jeder wahre Philosoph muß immer von vornen anfangen, sein System auf eigene Hand und Unterlage errichten, ohne die es bald wanken und zusammenbrechen würde; der Dichter hat nicht lange Vorbereitung nöthig, keine Buchgelehrsamkeit noch Zulieferung, plötzlich hebt er seine Stimme und aus seiner Kehle schallt was ihm der Genius eingab, ihm mag das erste, zweite und alsobald das dritte Examen geschenkt werden, damit nicht die Prüfer vor dem Geprüften den Kürzern ziehen müssen. Neben dieser wesentlichen Unmittelbarkeit und dem autokratischen Gehalt aller dichterischen und philosophischen Schöpfungen erscheint aber der wichtige Unterschied, daß dem Dichter auch eine sofortige Einwirkung auf das Volk zusteht, dem Philosoph nur eine langsamere gestattet ist. Denn Jener geht gerades Weges auf das Gemüt der Einzelnen los, die philosophische Lehre hat gleichsam erst Zwischenräume zu durchdringen und läuft Gefahr, sich in zunftmäßigem Dogmatismus unterdessen abzuschwächen. Auch Dichterschulen entspringen, sind aber stets ohne nachhaltigen

Einfluß und nach überstandener Langweile fast unschädlich geblieben. Aristoteles, der harte Kopf, wurde noch bis in das Mittelalter hinein von den Mönchen gelesen, welche Frucht durfte er damals bringen? Besser, den sie nicht mehr fassen konnten, er wäre vollends aus ihrer Hand geblieben zu einer Zeit, wo Homer und die griechischen Tragiker in langem, dumpfem Schlummer lagen, der beim Wiedererwachen der Classiker ihrer ewigen Frische nichts benahm.

Vielfach ist der Glaube unsrer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von Seiten Solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Friede zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem der blinder Gläubigkeit anheim fiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht, als denen die uns die Kirche an Hand reicht? Jedermann weiß daß Lessing, sich aus den Bedenken windend, oft ganz unverhalten redet, auf ihn geht die Bezeichnung eines Freigeistes oder Freidenkenden vollkommen so rühmlich als zutreffend, da sie ihrem Wortsinnne nach etwas Edles und der Natur des Menschen Würdiges ausdrücken, dem mit freien, unverbundenen Augen vor die Geheimnisse der Welt und des Glaubens zu treten geziemt. Warum verkehren und verunstalten sich doch die besten, reinsten Wörter! Göthe hat sich an zahllosen Stellen, die hier nicht auszuwählen wären, zumeist im Faust,

über die Höhen und Tiefen unseres Daseins mit voller Kühnheit dargegeben, anderemal wo es der Zweck seiner Mittheilungen erbrachte, scheu und behutsam, sein Meister birgt Schätze von Enthüllungen in kräftiger und blässerer Dinte geschrieben; man muß von sich selbst abtrünnig geworden sein, um wie Stolberg solch ein Buch, nach Ausschnitt der Bekenntnisse einer schönen Seele, fanatisch den Flammen zu überliefern. Aus Stellen des dramatischen Dichters läßt sich ja eigentlich kein Beweis gegen ihn selbst schöpfen, weil er in Rolle der verschiedensten Personen redet, deren Gesinnung er uns aufdecken will, in die er sich versenkt hat, und warum sollte einen Dichter nicht auch sonst Lust oder Bedürfniß anwandeln sich in Empfindungen andrer Menschen zu versetzen, die lange noch nicht selbst seine eignen sind, dann aber auch nah an diese streifen? In den drei Worten des Glaubens und den drei Worten des Wahns läßt Schiller unverschleierte Blicke in sein Innerstes werfen, schmerzhaft elegische Töne besingen die Götter Griechenlands und den Untergang der alten Welt, während der Eisenhammer und der Graf von Habsburg sich auch in die Wunder der christlichen Kirche finden. Doch hat ihm diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand nirgends den freien Weg seiner Gedanken verschlagen, im Gegensatz zu Philosophen die sich darauf einlassen die Lehre der Offenbarung mit ihrem eignen System zu verschmelzen und dann verlorne Leute sind. Unter der Ueberschrift 'Mein Glaube' dichtete Schiller:

> Welche Religion ich bekenne? 'Keine von allen,
> Die du mir nennst'. Und warum keine? 'Aus Religion'.

die Religion lebt in ihm und die lebendige ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharfgenommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre? mir wenigstens scheinen sie

frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen.

Nicht anders und fast ebenso wird es um die Vorwürfe stehen, die man wider die Vaterlandsliebe und politische Reife der beiden Dichter ausstreut. Schillers feurige Jugend hätte gern auch in die Räder des raschen Lebens mit eingegriffen und er fühlte sich gleich vielen Andern seiner Zeit vom Ausbruch der französischen Bewegung entzündet; seine Räuber, sein Fiesco glühten schon früher für Freiheit und Menschenwohl, im Posa, der den Held des Stückes überflügelte, steht sein damaliges Weltideal. Als sein Geist sich geklärt und gekühlt hatte, sehen wir ihn allerwärts für Ordnung und Vaterland begeistert in die Schranken treten:

Heilge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesellgen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

im Tell läßt er Attinghausen ausrufen:

Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Für deutsche Freiheit war Wallenstein und Tell entworfen, über dessen That sich Stanzen, die das dem Kurfürsten Erzkanzler überreichte Exemplar begleiteten, treffend aussprachen. Der allgemeine menschliche Jubel, den die Chöre des Liedes an die Freude anfachen, wird nie erlöschen. Zu diesen und so großen Wirkungen reicht Göthe nicht an. In Hermann und Dorothea

ist ein liebliches Bild des nach zerstörendem Krieg wieder einkehrenden Friedens und des Vaterlandes Preis gedichtet. So wenig abgewendet von Deutschland hatte den Dichter der ihn entzückende Aufenthalt in Italien, daß er auch dort seine begonnenen edlen Werke immer bedachte und fortführte, gleich nach seiner Heimkehr sie zu veröffentlichen begann, und der Dichter, der uns 1790 den Faust gab, wäre nicht der allerdeutscheste gewesen? Niemals ist in beiden Dichtern der leiseste Zwiespalt über politische Meinungsverschiedenheit wahrzunehmen, sie waren ihres Strebens für unsere Nation so sicher und sich so bewust, daß davon keine Rede gewechselt zu werden brauchte.

Fast nur ihrer großen Dichtungen wurde bisher gedacht, noch nicht ihrer lyrischen Gedichte und Romanzen. In schlanken, blanken Liedern ist Göthe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde sehr von einander ab. Schiller hat eine ganz eigne elegische Stimmung, die auch den Leser schwermütig macht, Göthes Elegien nähern sich schon in ihrer Form der ruhigen classischen Weise; aber die reizenden Lieder, welche anheben:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?

oder Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen
Leuchtend in der Sonne Gold?

oder Priams Feste war gefallen,
Troja lag in Schutt und Staub;

oder Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feste fiel;

in ihrem lieblichen trochäischen Fluß üben unwiderstehliche Anziehungskraft und sind unserer jetzigen Bildung vollkommen angemessen; in den Göthischen Romanzen schlägt dazwischen noch die ergreifendere Volksweise an. Die Glocke, deren Preis gleich Eingangs ausgesprochen wurde, ist das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichts, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten. Durch einen von Göthe nach Schillers

Abscheiden hinzu gedichteten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragische über, beide Dichter wechseln hier die Rolle, der friedliche Klang ward zum Trauergeläute. Göthes lyrische Fülle und sanfte Leichtigkeit bleibt im Ganzen weit mächtiger und auch wirksamer.

Es wäre überflüssig hier auf diesen Theil der Poesie noch weiter einzugehen, nur eine Art von Gedichten kann nicht unerwähnt gelassen bleiben, an welchen sich die Gemeinschaft der Dichter recht wirksam erzeigt, die Xenien. Sie sollten in Weise von Martials Epigrammen einmal in der deutschen Literatur aufräumen und die dicke Luft reinigen, was sie ohne Zweifel auch damals geleistet haben. Es sind zum großen Theil triftige und schlagende, oft unbarmherzige Kritiken, schnell und wie es hieß 'im Raptus' niedergeschrieben, die scharfe Urtheilskraft und das Darstellungsvermögen der vereinten Dichter bezeugend, wie, wenn dieser Stahl glühend ward und sprühte, nicht anders geschieht, auch einigemal ungerecht verwundend. Einzelne können mit Sicherheit weder dem Einen noch Andern beigelegt werden, was eben von ihnen beabsichtigt war. Aber auch in größeren und eingehenden Beurtheilungen haben Beide ihr Talent erprobt, Göthe schon frühe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, später in der Jenaischen Literaturzeitung. Schillers Recensionen bilden jetzt eine Zierde seiner gesammelten Schriften, eine bereits vor Göthes näheren Bekanntschaft mit ihm verfaßte, gelungne des Egmont, eine von Bürgers Gedichten, welche Diesem sehr wehe that und auch Manches an ihm verkennt, und eine von Matthison.

Nun wird es am Platze sein über die Sprache beider Meister einige Bemerkungen anzufügen und die aufrückende Frage nach ihrer Popularität zu erledigen. Wie im Vorhergehenden verschiedentlich angedeutet worden, besitzt unleugbar Göthe die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein andrer unsrer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegossen. Eine Menge der

feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davon trägt; Göthe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Göthe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühnschweifenden Zügen. An Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind, bei Göthe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Canon und bleibt selbst im canzleimäßigen Hofstil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefüg und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen wie viel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse.

Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß Alles was er sagen will zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Von Göthe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann und dennoch hat er einigemal ohne Noth und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er sie am Glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wußte lauteren Saft aus ihr zu ziehen.

Es sind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zusagt, er versteht sie zu sich zu erheben, während Göthe sich

auch zu ihnen herab lassen kann, bei Schiller, dem auf seiner Höhe thronenden, glauben sie sich empor gerückt. Diesem Dichter blieb das Alterthum unsrer Sprache und Poesie, mit allen jetzt verlornen Vorzügen fremd, wie das bekannte von ihm über die Minnesänger gefällte grundlose Urtheil darlegt; er hat sich untadelhaft bloß an der heutigen Schriftsprache groß erzogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehn auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist und das nur in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will. Ein lebhaftes Beispiel kann das berühmte Reiterlied in Wallensteins Lager abgeben, an dessen Stelle ihm Göthe ein anderes, mehr im ehemaligen Volkston gedichtetes entwarf*); mit richtigem Tact hielt aber Schiller das seinige, dem Ton seiner Dichtung angemessene fe[illegible] Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vortheilen genießen und ist den alten zu entsagen bereit.

Schiller ist und bleibt hauptsächlich auch darum popularer, weil, nach seinem oben dargelegten Vorrang, seine Schauspiele dramatisch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil sie die Rechte und Freiheiten des Volks sichtbar darstellen und weil seine Lieder die Würde unserer Natur erhebend allen Menschen die Brust erwärmt und ideale Bilder des Lebens geschaffen haben. Er ist zum hinreißenden Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle anderen.

Nach dieser hinter dem was gesagt werden sollte zurück gebliebnen Betrachtung seiner unvergänglichen Gedichte ist übrig einen Blick auf sein Leben, auf seinen Ruhm und die Ausgabe seiner Werke zu werfen.

In stürmischer ungebändigter Jugend konnte neben hochstrebender, freudiger Entfaltung aller Seelenkräfte auch manche

*) Boas Nachträge zu Schiller 1, 538.

harte Stunde des Unmuts und der Entsagung über ihn kommen, einmal im Gedicht Auch ich war in Arkadien geboren überwältigt ihn die Klage:

> Da steh ich schon auf deiner finstern Brücke,
> Furchtbare Ewigkeit!
> Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
> Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
> Ich weiß nichts von Glückseligkeit;

und wer kann rührender klagen? Anderwärts sang er:

> Erloschen sind die heitern Sonnen,
> Die meiner Jugend Pfad erhellt,
> Die Ideale sind zerronnen,
> Die einst das trunkne Herz geschwellt.

Aber diese Empfindungen vermochten nicht auszuhalten, bald muß alle Qual von ihm gewichen sein, und wie die Schatten entfliehen, neue Heiterkeit in breiten Streifen sein Leben wieder eingenommen haben. Ein fruchtbares, von schweren Krankheiten oft gebeugtes und erschüttertes Mannesalter war eingetreten, der innere Mut kehrte ihm in den besseren Tagen stets zurück:

> Nun glühte seine Wange roth und röther
> Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
> Von jenem Mut, der früher oder später
> Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
> Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

In die schwäbische Heimat war keine bleibende Wiederkehr, kaum Zeit zum Besuch seiner bürgerlich rechtschaffenen Eltern und Geschwister, noch spät pflanzte der Vater rüstig seine Baumschule fort, er der ein so edles Reis erzielt hatte, und die Mutter spann; von ihrer Gemütsart soll der Sohn Vieles an sich gehabt haben, wie beinahe alle großen Dichter mehr den Müttern gleichen und ihnen die regere Phantasie verdanken. Thüringen hatte ihm für immer ruhige Stätte, eine glückliche Ehe

häuslichen Friede und Segen gegeben, Erwerb und Gehalt flossen sparsam. Die von Weimars Herzog ausgezeichneten Geistern des Vaterlands willfährig dargereichte Stütze ist allgemein bekannt und über allen Preis erhaben; daß Schillers äußere Stellung nur knappen Sold gab, läßt sich nicht verhehlen, wie konnte mit einer Einnahme von vierhundert, zuletzt achthundert Thalern ausgereicht werden? Fast jeder Staatsdiener zweiten oder dritten Rangs genießt auch in kleinen Ländern eine höhere und ein großer Dichter wäre sorgenfreies Lebens und der höchsten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig gewesen. Was heute anders sein würde, war damals noch dem herrschenden Brauch entgegen. Berliner Verhandlungen kurz vor seinem Tode waren nicht gediehen.

Nicht einmal drei volle Jahre vorher wurde Schillern der Adel zu Theil und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobnes von verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen, alle Welt aber glaubt es steif und fest daß Dichter geboren werden und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

> Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
> Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
> Denn edel sind der Götter Söhne schon,
> Die muß kein Fürst erst adeln wollen,

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauerstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines

adelichen Guts werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Göthe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch nothwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Göthe *) zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden SCHILLER.

Man hat eine Schillerstiftung erdacht und schon durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wol Mühe haben sollen die Verwaltungsräthe öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten nach Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind deren meistentheils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Es wäre wünschenswerth daß auf Anlaß der allgemeinen Feier, die wir begehen, diese ohne Zweifel wohlgemeinten Stiftungen sich besönnen und umschlügen, so daß sie aus dem Ertrag der zugeflossenen Mittel, wie weit er reicht, lieber leibhafte Werke hervorgehen ließen. An mehr als einem Platze, zu Marbach

*) Geschweige Johann Christoph Friedrich, Johann Wolfgang.

und anderswo, würden von Künstlers Hand geschaffne Bildseulen Schillers aufzurichten sein und dann einem dauernden Freudenfeuer gleich leuchten im Lande; laßt uns den Kostenaufwand dafür und für die Salbe der Weihe nicht abgefordert werden zur Niederlage in den allverschlingenden, immer hungrigen Armenseckel! Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehen immer fühlende Herzen bereit.

Noch ein anderes, größeres Denkmal unsern Dichtern zu errichten bleibt in Herausgabe ihrer Werke, wie bisher sie nicht einmal begonnen, geschweige denn vollbracht ist. Der uns heute vor hundert Jahren Geborne ruht nun schon über funfzig im Schoß der Erde und seine Gedichte liegen immer nicht so vor Augen, daß wir ihre Folge und Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschauen, alle ihre Eigenthümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äußerer Gestalt uns erfreuen könnten. Für Schiller, es ist wahr, ist mehr geschehen als für Göthe und Dieser fällt auch viel schwerer. Die neulich erscheinende französische Uebersetzung Schillers, geleitet und ausgeführt von Regnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen sondern auch der altdeutschen Sprache, geht in Manchem musterhaft voran. Göthe und Schiller haben ihre Gedichte vielfach umgearbeitet, oft weichen die Texte von einander ab wie kaum stärker bei mittelhochdeutschen Gedichten, und nicht überall wird man die neue Lesart der alten vorziehen, es ist aber nothwendig und höchst belehrend beide und alle Texte so viel es gibt zu kennen. Was die über kurz oder lang zu bewerkstelligenden kritischen, dann die noch eher entbehrlichen ganz zuletzt das Werk krönenden Prachtausgaben aufhält und hindert ist die monopolische Berechtigung und Bevorzugung des dermaligen Verlegers, der schon mehrfache und zahlreiche Abdrücke der Schillerschen Werke veranstaltet und abgesetzt, sich aber, so viel öffentlich bekannt, zur längst bevorstehenden Festfeier gering gerüstet hat. Der langjährige Bund beider Dichter mit einer bewährten,

feststehenden, rührigen Buchhandlung ist ihnen sicher heilsam und erwünscht gewesen, hat aber im Verlauf der Zeit unserer Literatur eben keinen Vortheil gebracht.

In diesem Augenblick regt sich der schmerzliche Gedanke mit aller Stärke. Wir lassen Jeden von selbst thun was er zu thun hat, doch Niemand kann uns auferlegen ein Befremden zurück zu halten darüber, daß zur rechten Zeit, wo es vorzüglich wirken mochte und freigebige Austheilungen, gleichsam eine Schuld abtragende, an behörige Orte hätten erfolgen sollen, es unterblieb. In hinterlassenen Werken großer Dichter fließt bei unaufhörlich steigender Theilnahme ihren Verlegern ein alles Maß überschreitender Gewinn zu, der sich aus dem ersten darüber abgeschlossenen Vertrage gar nicht mehr ableiten läßt. Kein Schriftsteller kann die künftigen Erfolge und Erträge seiner Werke im voraus überschauen, noch hat er was von ihm eigentlich dem ganzen Publicum hingegeben wurde, auf immerhin ins Eigenthum des ihm zur Hand gegangnen Buchhändlers gewiesen: das Eigenthum der Welt ist das höhere und größere Ansprüche fließen daraus her, als sogar die Erben und Nachkommen besitzen. Wenn billig und selbstverständlich scheint, daß bei Leibesleben ein Autor die Frucht neuer Ausgaben mitgenieße, auch daß nach seinem Tode eine Zeitlang noch der erwachsende Vortheil zwischen Erben und Verleger getheilt und beiden gern gegönnt werde; so hat doch die Gesetzgebung das Bedürfniß gefühlt Fristen anzusetzen, nach deren Ablauf diese Schriften Gemeingut werden, sortan auch von mehrern Buchhändlern verlegt, von andern Schriftstellern bearbeitet werden dürfen, genau wie es bei weit zurückliegenden Werken des Alterthums geschehen mag. Dann wird aller Erfolg von dem Werth der aufgewandten Kritik und der Ausstattung der neuen Ausgaben abhängen.

Das Gebrechen ist nun jetzt, daß jene gesetzlich anberaumten Fristen durch Sonderprivilegien und Erstreckungen derselben

aufgeschoben, hingehalten und vereitelt zu werden pflegen, die Reinigung der Texte aber langsam vorschreitet. Darf ich einen kurzen, dürren Bericht einschalten von dem Stand, auf dem die Dinge sich befinden? Es ist nöthig, damit man sich keiner Teuschung darüber hingebe. Eingegangner Erkundigung zufolge wurde ein Privileg gegen den Nachdruck der Werke Schillers durch eine preußische Cabinetsordre vom 8. Februar 1826 den Hinterbliebenen ertheilt auf 25 Jahre. Ein Bundesbeschluß vom 23. November 1838 dagegen bewilligte den Schillerschen Erben ein Privilegium auf 20 Jahre. Beim Annahen des Zeitpuncts, wo diese Schutzfrist ablief, kamen die Erben um abermalige Verlängerung bis zu 1878 ein und im Winter 1854 legte die preußische Regierung ein über den Schutz der allgemeinen Gesetzgebung hinaus gehendes Gesetz den Kammern vor, welches diese ablehnten. Darauf erschien am 6. November 1856 ein Bundesbeschluß, wonach im Allgemeinen der Schutz gegen Nachdruck zu Gunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. November 1837 (Datum eines andern Bundesbeschlusses) verstorben sind, noch bis dahin 1867 in Kraft bleibt. Schillers Werke, und Göthes ebenso, werden danach, ohne gerade specielles Privileg zu genießen, obschon sie es waren, die die allgemeine Maßregel hervorriefen, erst an diesem 10. November 1867 Gemeingut und frei, selbst dann noch nicht in ganz Deutschland, da in Sachsen, dem Hauptsitz des Buchhandels, ein Gesetz von 1844 besteht, das den Werken der vor dem 1. Januar 1844 verstorbnen Schriftsteller noch dreißig Jahre lang Schutz gegen Nachdruck zusichert, also bis 1874. So kann zu Ende 1867 ein bodenloser Zustand eintreten, wenn Sachsen als Nachdruck in Beschlag nehmen wird, was im ganzen übrigen Deutschland von Göthe, Schiller, Lessing u. s. w. rechtmäßig gedruckt werden darf.

Wir sehen, daß Schillers Werke beinahe siebenmalneun Jahre seit des Dichters Hingang zu erklecklichstem Nutzen der

betheiligten Erben wie der Verlagshandlung ausgebeutet sein werden, welchen in steigenden Progressionen zufällt, was der Dichter selbst nur in kleinem Maße empfieng und ihn der Lebenssorgen noch nicht überhob. Mit allgemeinem Unwillen ist neulich die durch Herrn von Cotta ertheilte ablehnende Antwort auf den Antrag eines für das Schillerfest zu schmückenden Abdrucks der keine 500 Verse starken Glocke gelesen worden, wonach diesem als strafbarem Nachdruck strengstens entgegen getreten werden solle, in einem Augenblick da durch die Feier selbst und unmittelbar ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesammtwerke herbei geführt sein muß.

Fürwahr von Göthe und Schiller ist ihrer Nachkommenschaft und ihrem Verleger weich gebettet, doch allen Ruhm haben Jene dahin.

O des Wunders und der Umkehr! Vor hundert oder anderthalb hundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein classischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in volles Recht eingesetzt strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechisches Alterthums zurück, denn was in seinen Anfängen ganz auseinander stand, darf höher oben sich nah treten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. Man sagt, daß Weinjahre jedes eilfte wiederkehren und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hintereinander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Nebeneinander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, eh ihres gleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur große Dichter anerkennen und zurückweichen lassen Alles was ihre majestätische Bahnen zu erspähen hindert. Desto mehr wollen wir sie selbst zur Anschau und zu bleibendem Andenken vervielfachen, wie der alten Götter Bilder im ganzen Lande aufgestellt waren. Schon stehen beide zu Weimar unter demselben Kranz. Mögen auch hier in weißem Marmor oder in glühendem Erz vollendet ihre Seulen

auf Plätzen und Straßen erglänzen und deren barbarische Namen tilgen!

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Anhang.

Reden

bei der

Frankfurter Germanisten-Versammlung.

1846.

I. Ueber die wechselseitigen Beziehungen der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften.

Meine Herren! Es gebührt mir vor allen Dingen meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die große mir eben widerfahrene Auszeichnung. Einer Versammlung, in der so bedeutende Männer vorragen, wäre es leicht gewesen ihre Wahl auf einen würdigeren fallen zu lassen.

Ich erlaube mir Einiges über die Gegenstände selbst zu sagen, um derentwillen wir gegenwärtig versammelt sind, und obgleich ich meine geringen Kräfte dem vaterländischen Recht und der vaterländischen Geschichte zuweilen zugewandt habe, so ist mir doch die Sprachforschung am geläufigsten; es dürfte auch an sich nicht unpassend erscheinen, weil sie das allgemeine uns verknüpfende Band heißen kann, daß ich eben vom Standpunkt der Sprache aus mein Auge auf die anderen Wissenschaften richte, welche hier vertreten werden sollen.

Lassen Sie mich mit der einfachen Frage anheben: was ist ein Volk? und ebenso einfach antworten: ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und

jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigne Sprache allein die Grenze setzen kann. Dies mächtige Sprachgefühl hat den Menschen von jeher ihre erste Weihe gegeben und sie zu jeder Eigenthümlichkeit ausgerüstet. Wer nach jahrelangem Auswandern wieder den Boden seiner Heimat betritt, die mütterliche Erde küßt, in wessen Ohr die altgewohnten Laute dringen, der fühlt was er entbehrt hatte und wie ganz er wieder geworden ist. Allen edeln Völkern ist darum ihre Sprache höchster Stolz und Hort gewesen. Welchen großen gewaltigen Baum hat die unsere getrieben, dessen Wachsthum wir nun schon fast zweitausend Jahre in der Geschichte verfolgen können! Zwar seine Krone ist ihm abgehauen worden, die gothische Sprache, aber das untergehende Volk der Gothen hat uns ein theures Vermächtniß hinterlassen, ein Denkmal das noch hinreicht, um über den Gehalt einer Sprache zu urtheilen, ohne die wir gar nicht im Stande wären, weder die feste Regel aller nachherigen Entfaltungen deutscher Zunge, noch volle Einsicht in ihren Zusammenhang mit den übrigen alten Sprachen zu gewinnen. Auch ein anderer Zweig unserer Sprache ist ausgestorben, jener siegreichen Franken Sprache, die dem überwundnen gallischen Volk ihren Namen mittheilten, ihre Sprache nicht verleihen konnten. Die Franken wichen dem geistigen Eindruck des romanischen Idioms, aber eine Masse Wörter, deren Zahl größer ist, als man sich einbildet, war aus der deutschen Sprache in die französische übergetreten und der ganze in Sitte und Gesinnung noch viel stärker waltende Einfluß des germanischen Elements hat dem gallischen Volke überhaupt neues Leben und frische Kraft eingehaucht. Aber noch ein Hauptast unserer Sprache, den der sächsische Volksstamm über das Meer nach Britannien verpflanzte, nach-

dem er Jahrhunderte lang dort in kräftiger Ausbildung sich behauptet hatte, konnte zwar nicht gleich dem fränkischen völlig erliegen, doch eine ganz eigenthümliche Rückwirkung romanischer Zunge erfahren. Daraus ist jene wundersame Mischung deutscher und römischer, dem ersten Anschein nach unvereinbarer Stoffe hervorgegangen, welche den Grundcharakter einer weltherrschend gewordnen Sprache, wie man die englische gewiß nennen kann, festsetzte. Bekanntlich hat dieser Zusammenfluß in der Weise stattgefunden, daß ihr sinnlicher und leiblicher Bestandtheil aus der deutschen, ihr geistiger und abstracter hingegen aus der französischen entnommen ward, und da Sprachformen und Denkungsart der Völker unsichtbar in einander greifen, so heißt es nicht zuviel behauptet, daß die Natur der deutschen und französischen Sprache in vollen Anschlag kommen müsse, wenn man ein Volk verstehen will wie das englische, das seit Elisabeth die Geschichte, seit Shakspeare die Literatur mitzulenken gewohnt ist. Wir sehen also unsere Sprache und ihre Geschichte auf einer Seite an die des classischen Alterthums reichen, auf der andern mit denen der mächtigsten Völker unserer Gegenwart unzerreißbar zusammenhängen.

Welches Loos ist aber uns, die wir im Herzen Europas wohnen geblieben sind, selbst gefallen? Wir, aus deren Schoß seit der Völkerwanderung zahllose Heldenstämme nach dem ganzen Westen entsandt wurden, auf deren Boden immer die Schlachten der Entscheidung geschlagen, die kühnsten Aufschwünge des Geistes vorbereitet zu werden pflegen, ja wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwickelungen. Aus der Vielheit unserer Mundarten haben wir allmälich eine Sprache gewonnen, die ohne Pracht und Eitelkeit ihren Grundzug, das ist schlichte Treue festhält, die schon im Mittelalter liebliche Frucht getragen und auch nach langer Versäumniß regeste Verjüngungskraft bewahrt hat. Seit Luther ist die Herrschaft des hochdeutschen Dialects unabänderlich festgestellt und willig entsagen alle Theile Deutschlands einzelnen Vortheilen, die jede vertrauliche Mund-

art mitführt, wenn dadurch Kraft und Stärke der aus ihnen allen aufsteigenden gemeinschaftlichen und edelsten Schriftsprache gehoben wird. Jeder Verlust ist für ein Glück zu achten, der höhere Gewinne zu wege bringt.

Nur in den Niederlanden hat sich bis heute eine eigenthümliche, unseren Nordwesten sichtbar schwächende Gestaltung der Sprache aufrecht erhalten, und nun schon seit Jahrhunderten ihren Weg für sich eingeschlagen, der nicht selten zu anmutiger Aussicht einladet. Scheint es kaum möglich ihn ganz wieder zu uns zurückzuführen, so bleibt es desto wünschenswerther alle Verbindungen zwischen ihm und unsrer Bahn zu vervielfachen. Es gereicht uns zur großen Freude, daß auch in dieser Versammlung mehrere Niederländer zugegen sind, welche ihren Eifer an den Tag gelegt haben die niederländische Sprache in der Weise, wie wir es in der hochdeutschen versuchen, geschichtlich zu erforschen. Wie gerne hätte ich an dieser Stätte meinen edlen Freund Willems aus Gent erblickt, den im Laufe des Sommers ein allzufrüher Tod unerbittlich dahin raffte! ihm lag es vor Allen an, das alte Band zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Sprache wieder zu festigen. Anfangs fürchtete man, daß durch die Trennung von Belgien und Holland der deutschen Sprache Eintrag geschehen würde; aber gerade das Gegentheil hat sich ergeben. Nicht bloß in Belgien, auch in Holland ist seitdem tiefere Neigung für Reinheit und Erhaltung der heimischen Sprache offenbar geworden und man darf überhaupt aufstellen, daß durch drohende Erschütterung im Innern eines Landes die Liebe zu seiner angestammten Sprache und Sitte oft auf das lebhafteste angefacht werde.

Für alle Zweige deutscher Sprache, dies Wort in einer völlig zulässigen weitesten Bedeutung genommen, eröffnet sich, je weiter die Forschung vorrückt, immer lohnendere Aussicht, und allen Händen, die sich zum Anbau dieses Feldes anschicken, ist vollauf Arbeit zugedacht.

Vielfach angeregt worden ist die Frage, in wie weit unsere

Sprache reingehalten und gereinigt werden müsse? eben hierüber läßt sich rathschlagen und durch gemeinsame Besprechung ermitteln, was der Einzelne für sich allein kaum zu beschließen wagt; orthographischer Fortschritt, dessen Nothwendigkeit Jedermann absieht, wird allein auf diesem Wege vor dem Vorwurf unüberlegter und störender Neuerung zu schützen sein. Mir scheint, daß keine Reinigung gewaltsam geschehen dürfe, daß man den aus alten und benachbarten neuen Sprachen zu uns dringenden Wörtern gar nicht ihren Eingang wehren könne, wohl aber sich besinnen müsse, alsogleich einem jeden derselben Sitz und Stimme in unserer Wohnung einzuräumen. An eines solchen fremden Wortes Stelle würde mancher schönere unserer Sprache zusagendere Ausdruck aus ihrem eignen Vorrat geschöpft oder geschaffen werden können und der glücklichen Eingebung des Dichters ist es verliehen seiner im rechten Augenblick des Bedarfs habhaft zu werden; er läßt sich nicht kalt ausprägen, nüchterne Wortbildungen haben unserer Sprache größeren Schaden gebracht als Nutzen. Sünde ist es fremde Wörter anzuwenden da wo deutsche gleich gute und sogar bessere vorhanden sind, aus unverantwortlicher Unkenntniß des gültigsten einheimischen Sprachgebrauchs. Soll ich mich kurz aussprechen: unsere Sprache muß vielmehr rein gehalten und erkannt, als willkürlich gereinigt und unbefugt erweitert werden. Aber die Meisten erkennen sie nicht in ihrer ganzen Tugend.

Von Sprachforschung auf Geschichtsforschung den Uebergang zu finden wird mir leicht. Wie die Sprache überall historisch betrachtet werden muß, kann auch die ältere Geschichte, die doch Grundlage aller neueren ist, gar nicht der Bekanntschaft mit alter Sprache entraten und bleibt ohne solche gefährlichen Irrthümern und nachtheiligem Schwanken ausgesetzt.

An sich aber scheint es, steht unsere deutsche Geschichtsforschung gegenwärtig im günstigsten Aufschwung. Noch zu keiner Zeit wurden Quellen und Denkmäler, zurückgeführt auf die

Lauterkeit ihres Ursprungs, so emsig und erfolgreich herausgegeben; an dem Licht, das diese Quellen ausströmen, hat sich auch neue Geschichtsschreibung entzündet, die schon, ohne ihren Gipfel erreicht zu haben, zu den größten Hoffnungen berechtigt. In allen Theilen unseres Vaterlandes ist Eifer für Geschichte erwacht, wie es sich in einer ansehnlichen Zahl von belehrenden Vereinen, deren bloßes Dasein nach einer höheren Gemeinschaft deutscher Historiker hinstrebt, auf das verschiedenartigste kund gethan hat. Es wird gewünscht werden und Gedeihen bringen, wenn die Verschiedenheit dieser Vereine unter einander ausgeglichen, wenn das Nöthige von dem Zufälligen, das Große von dem Kleinen gesondert werden und ein desto tüchtigerer Erfolg erwachsen kann. Wahrscheinlich bleiben in unserer Versammlung hierauf bezügliche Vorschläge nicht aus.

Unsere Historie hat es freilich auch mit der allgemeinen Geschichte zu thun und kann nicht in die Grenze des jetzigen Deutschlands zurückgewiesen werden. Aber dieses liegt uns doch zuvorderst an und Niemand wird ableugnen, daß ihr das vorher hintenan gesetzte Studium deutscher Sprache bereits förderlich geworden sei. Es muß doch in jener Barbarei unserer Vorzeit etwas Anziehendes gelegen haben; denn wie schon ein unsterblicher Römer, der gleichsam Morgendämmerung dem Aufgang unserer Geschichte vorangehen ließ, zu seinem unvergleichlichen Werk angetrieben wurde durch die rohe, aber einfache und rechtschaffne Natur deutscher Sitten und Gebräuche gegenüber den erschlaffenden und abgenutzten seines Landes, so würde auch noch später Montesquieu von seinem Esprit des loix die Hand gelassen haben, wenn ihm nicht eben der Vergleich unserer barbarischen Gesetze mit den römischen eignen Reiz dazu verliehen hätte.

Das deutsche Recht befindet sich in eigenthümlicher Lage. Es ist, will man auf seine Geltung sehen, keine allgemeine Wissenschaft in dem Sinn wie die der Sprache, sondern eingeschränkt und zurückgewiesen auf einzelne Lehren, welche neben

dem die Oberfläche unseres Rechtsbodens überflutenden römischen Recht sich noch behauptet haben. Dieses fremden Rechtes Einführung gründet sich auf den Wahn, daß unsere Kaiser Fortsetzer der römischen seien, daß dem aufhörenden römischen Reich das deutsche nachfolge, so wenig sich Carl der Große an Romulus Augustulus reiht, man müßte denn deutschen Herulern, Gothen und Longobarden das Vermögen beilegen, die in Italien erlöschende römische Herrschaft zu übernehmen und bis auf die Franken fortzuleiten. Römisches Recht erschien zu Ausgang des Mittelalters in ganz Deutschland als etwas Nothwendiges. Gewiß wird Niemand, wie abgeneigt er ihm vielleicht sei, leugnen, daß es größte Feinheit der Gedanken mit größter Schärfe der Begriffe verbindet, aber fühlen mag er zugleich, daß im römischen Recht auch schon Spuren byzantinischer Versunkenheit, in welcher das mächtigste Reich der Welt schmachvoll endete, vor Augen liegen.

Das römische Recht, nachdem es lange Zeit hindurch bei uns eingewohnt und unsere gesammte Rechtsanschauung eng mit ihm verwoben ist, gewaltsam von uns auszuscheiden, scheint mir ein ungeheurer und fast so unerträglicher Purismus, als wollte ein Engländer den Gedanken durchführen, daß es noch möglich sei, die romanischen Wörter aus dem Englischen zu drängen und bloß die Wörter deutschen Ursprungs zu behalten.

Aber auf andere Wege leitet allerdings den Germanisten das geschichtlich belebte Studium seiner Alterthümer bis herab zu den Spuren, die noch im heutigen Leben von dem echtdeutschen Rechtsbrauch oder bei Nachbarvölkern haften, welche dem Eindrang der römischen Gesetze unterworfen blieben. Jene Ueberbleibsel verknüpfen sich dem forschenden Geist unvermerkt zu einem Ganzen und der Gedanke tritt näher, daß manche verloren gegangene treffliche und unserer deutschen Art zusagende Einrichtung der Vorzeit wenigstens theilweise zurückgerufen und angewandt werden könne, Lücken, die selbst das römische Recht ließ, zu erfüllen, oder da, wo dieses den Forderungen der Ge-

genwart nicht mehr zuzusagen scheint, an dessen Stelle zu rücken Die Rechtsgeschichte, welche selbst bei den Practikern übel angesehen ist, würde diesmal einer neuen Gesetzgebung in Hand arbeiten und wirksam beitragen, ansehnliche Stücke des fremden Rechts zu verbannen. Eine einheimische, aus Alt und Neu zusammengesetzte kräftige Lehre könnte sich dann erzeugen. Diese, wie mich dünkt, unter heutigen Germanisten waltende Richtung ist sowohl eine historisch gelehrte als politisch practische, sie schließen sich an diejenigen unter den neuern Historikern, welche aus der Geschichte die Politik aufzuerbauen für höchste Noth halten. Den Gegensatz bilden die ruhigeren Geschichtsschreiber, die ein unübersehbares, ihnen eignes Gebiet mit demselben Ackergeräte bestellen, das ihnen schon lange Erfolge sicherte, und ihr Verfahren stimmt zu dem der römischen Rechtsgelehrten oder sogenannten Civilisten, die von jeher glänzende Proben von Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgelegt haben. Diese wohnen in einem prächtigen, wenn auch im Stil des Auslands aufgemauerten Gebäude, das aber hin und wieder zu zerbröckeln anfängt und Wetterschäden hat. Wer verdenkt es den deutschen Rechtslehrern, daß sie von Vaterlandsliebe erfüllt, das verschlagene heimische Fahrzeug anzuhalten, neu zu bemannen und rüstig in den Hafen zu steuern suchen?

Soviel geht hieraus hervor, daß das deutsche Recht, was auch seine künftigen im Schoß der Zukunft liegenden Erfolge seien, innig mit dem Betrieb der vaterländischen Geschichte und Philologie zusammenhängt und die Verbindung dieser drei Wissenschaften in unserer Versammlung eine höchst natürliche und angemessene erscheint.

Warum sind wir aber versammelt? Gewiß nicht um mit einander zu arbeiten; jede tüchtige Arbeit wird immer auf den Schultern der Einzelnen liegen müssen: wir wollen uns kennen lernen, wir wollen uns berathen, Gedanken austauschen und erweitern.

Fern von unserer Zusammenkunft sei jener Unterschied

zwischen Nord- und Süddeutschen, den man einen thörichten, die Gemüther verletzenden nennen darf, der nur Sinn erhält, insofern es zuweilen frommen mag norddeutsche Fehler und Tugenden mit süddeutschen zu vergleichen, oder bequem scheint in kurzem Ausdruck zusammenzufassen, was die verschiedenen Stämme auszeichnet. Kein solcher Unterschied kann hier bei uns auftauchen, eben so wenig darf etwas in unsere Versammlung einfließen von jenem unseligen Glaubenshader, der in unserer Zeit die Menschen verwirrt und von einander abwendet. Unsere Vorfahren sind Deutsche gewesen ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden; es ist ein älterer Zustand von dem wir ausgehen müssen, der uns unter einander als Deutsche in ein Band vereint hat, das durch die Scheidung der Katholiken und Protestanten nicht zerrissen werden kann. Jene Glaubensirrungen führen oft ab von dem großen Felde der Wissenschaft in ein enges Rinnsal oder in unheimliche Schluchten. Ich möchte des Dichters Ausspruch:

Warum uns Gott so wohlgefällt?
Weil er uns nirgend etwas in den Weg stellt,

in seiner ernstesten Bedeutung nehmen. Gott läßt seine Sonne über allen Menschen leuchten, er will sie nicht einander gegenüber stellen, wie von denen zuweilen geschieht, die uns Gottes Wort verkündigen. Kein Glaubenszwiespalt darf ein großes Volk, das sich wieder fühlt und aufrecht erhalten will, verunreinigen.

Was die eigentliche Politik betrifft, so bleibe sie unsern Zusammenkünften, die nichts darüber zu beschließen haben, fremd, so natürlich und unvermeidlich es sein wird, auf dem Boden der Geschichte, des Rechts und selbst der Sprache aufsteigende Fragen, die an das politische Gebiet streifen, mit wissenschaftlicher Strenge aufzunehmen und zu verhandeln. Mitten auf solcher Grenze auszuweichen, in lebendiger, alle Herzen bewegender Gegenwart, würde einzelner Männer unwerth scheinen, geschweige einer Versammlung, deren Glieder nach allen Seiten

hin aufzuschauen gewohnt sind und in freier Rede nicht jedes ihrer Worte vorher auf die Wage zu legen brauchen.

So sei nun dieser Verein zu guter Stunde eröffnet, ergehe sich in der allerbesten Verständigung und wecke bei seinem Schlusse in uns Allen den Wunsch der Wiederholung. Nicht ohne glücklichste Vorbedeutung treten wir zusammen in einer Stadt, die von Alters her als das Herz deutscher Geschichte betrachtet werden kann. Hier in Frankfurt sind so viele deutsche Ereignisse vorgegangen, schon vor mehr als tausend Jahren hat Karl der Große ihre Straßen, in denen wir uns heute noch bewegen, durchwandelt; wie oft mag bange Erwartung dahin, wo wir nun versammelt sind, auf das was hier über Deutschland beschlossen werden sollte, hingeblickt haben! In solchen Räumen darf nur Deutsches, und nichts Undeutsches geschehen!

II. Ueber den Werth der ungenauen Wissenschaften.

Lichtenberg bringt die Wissenschaften unter vier Klassen. In die erste stellt er die Ehre verleihen, in die zweite die Brot verleihen, in die dritte die Ehre und Brot verleihen, endlich in die vierte die weder Ehre noch Brot verleihen. Sein Witz spielt aber in den Ausführungen. Die Brotwissenschaft ist auch nicht einmal seine eigene Erfindung, sondern ein lange vor ihm gangbarer Ausdruck, davon hergenommen, daß die, welche statt die Heerde zu weiden oder zu pflügen ihren Gedanken nachhängen wollen, wohl einsehen, daß um ihr Brot zu essen, sie ein Amt auf sich zu nehmen haben, das ihnen Brot verleiht. Nach des Amtes glücklicher Erlangung begegnet es aber Vielen, daß sie ihre wissenschaftlichen Gedanken wieder fahren lassen, und die Vorzeit war gewiß besser, wo noch Niemand nach solchen Aemtern trachtete.

Man weiß auch, wie die Studenten auf der Universität unterscheiden: sie haben zweierlei Wissenschaft, solche die sie testirt

erhalten müssen, und andere wo das nicht nothwendig ist; darnach richtet sich dann ihre Neigung zur Annahme und zum Besuch der einzelnen Vorlesungen. Es ist aber viel freier und schöner diesen Unterschied zu verkennen, sich gehn zu lassen und blind in den Tag hinein zu studieren, dessen Licht genug augeneröffnende Kraft hat; rechte Wissenschaft gleicht dem Tag.

Aber auch auf diese falsche Unterscheidung wollte ich nicht eingehen, mich vielmehr hier an die von Franzosen aufgebrachte zwischen exacten und inexacten Wissenschaften halten, warum soll ich nicht lieber deutsch sagen? zwischen den genauen und ungenauen Wissenschaften. Zu den genauen werden bekanntlich die gerechnet, welche alle Sätze haarscharf beweisen: Mathematik, Chemie, Physik, alle deren Versuche ohne solche Schärfe gar nicht fruchten. Zu den ungenauen Wissenschaften hingegen gehören gerade die, denen wir uns hingegeben haben und die sich in ihrer Praxis so versteigen dürfen, daß ihre Fehler und Schwächen möglicherweise lange Zeit gelitten werden bis sie in stetem Fortschritt aus Fehlern und Mängeln immer reiner hervorgehen: Geschichte, Sprachforschung, selbst Poesie ist eine allerdings ungenaue Wissenschaft. Ebenso wenig Anspruch auf volle Genauigkeit hat das der Geschichte anheim gefallene Recht und ein Urtheil der Jury ist kein Rechenexempel, sondern nur schlichter Menschenverstand, dem auch Irrthum mit unterläuft. Im Krieg hat den exacten Grundsatz die Artillerie zu vertreten, wogegen von der Cavallerie nicht verlangt wird, es mit dem Einhauen, wenn sie dazu kommt, genau zu nehmen.

Den genauen Wissenschaften schlägt noch etwas Anderes zum Vortheil aus: sie lösen die einfachsten Urstoffe auf und setzen sie neu zusammen. Alle Hebel und Erfindungen, die das Menschengeschlecht erstaunen und erschrecken, sind von ihnen allein ausgegangen, und weil ihre Anwendungen schnell Gemeingut werden, so haben sie für den großen Haufen den größten Reiz.

Viel sanfter und zugleich viel träger ziehen die ungenauen Wissenschaften nach sich, es gehört schon eine seltnere Vorrichtung

einzelner Naturen dazu, um sie an deutsche Geschichte oder an die Untersuchung deutscher Sprache innig zu fesseln, während wir die Hörsäle der Chemiker und Physiker wimmeln sehen von einer dem Zeitgeist auch unbewust huldigenden Jugend. Und doch stehn die Philologen und Historiker an Fülle der Combination den gewandtesten Naturforschern nicht eben nach; ich finde sogar, daß sie den schwierigsten Wagstücken mutvoll entgegengehen, daß umgekehrt die exacte Wissenschaft einer Reihe von Räthseln ausweicht, deren Lösung noch gar nicht herangekommen ist. Oder kann sie uns zum Beispiel erklären, wie sich aus der Pflanze allmälich eine andere mit verschiedner Farbe und verschiedenem Duft entwickelt? Aber die Schüler, wenn die Spitzen historischer Ergebnisse nicht selten unbemerkt an ihnen vorübergehen, bemächtigen sich viel leichter aller physikalischen Lehre.

Doch genug der Nachtheile sind hervorgehoben, denen wir unterworfen sind, ich will auch laut werden lassen, worin sich unsere Wissenschaft erhebt und allem Zeitgeist zum Trotz einer tieferen Wirkung zu erfreuen hat. Wir stehn viel fester auf dem Boden des Vaterlandes und schließen uns inniger an alle heimischen Gefühle. Alle Erfindungen, die das Menschengeschlecht entzücken und beseligen, sind von der schöpferischen Kraft darstellender Rede ausgegangen.

Der chemische Tiegel siedet unter jedem Feuer und die neu entdeckte mit kaltem lateinischen Namen getaufte Pflanze wird auf gleicher klimatischer Höhe überall erwartet; wir aber freuen uns eines verschollenen ausgegrabenen deutschen Worts mehr als des fremden, weil wir es unserem Land wieder aneignen können, wir meinen, daß jede Entdeckung in der vaterländischen Geschichte dem Vaterland unmittelbar zu statten kommen werde. Die genauen Wissenschaften reichen über die ganze Erde und kommen auch den auswärtigen Gelehrten zu gute, sie ergreifen aber nicht die Herzen. Die Poesie nun gar, die entweder keine Wissenschaft genannt werden darf oder aller Wissenschaften Wissenschaft heißen muß, weil sie gleich der leuchtenden Sonne in

alle Verhältnisse des Menschen dringt, die Poesie fährt nicht auf brausender Eisenbahn, sondern strömt in weichen Wellen durch die Länder, oder ertönt im Liede, wie ein dem Wiesenthal entlang klingender Bach; immer aber geht sie aus von der heimatlichen Sprache und will eigentlich nur in ihr verstanden sein. Ich darf auch fragen, ob einer unserer Naturforscher Deutschland jemals so aufgebaut hat, wie es Göthe und Schiller thaten? Einer unter uns, der gestern etwas Kleines hervorheben mochte, daß ich einmal über die Poesie im Recht geschrieben habe, dessen Lieder längst im Munde des Volks gehen, hat sich eben der altgesungnen Volkslieder mit so gewissenhaftem Bedacht und Fleiß angenommen, daß nun diese Sammlung wie ein vollendeter Saal in unserer Vorzeit steht und kommenden Geschlechtern überliefert werden wird. Ist es nicht schön dieses Saals Bauherr zu sein? Zwei berühmte Geschichtsforscher, welche in unserm Kreise niedersitzen, wie manigfach haben sie durch ihre Schriften das deutsche Gemüth erhoben; wie ist von einem anderen Freunde mit tieferen Blicken als sie bisher gethan waren, in das Innerste der Geschichte unserer Literatur eingedrungen worden, so daß ihre vorher auf wenige Leute eingeschränkte Kenntniß jetzt um sich zu greifen und Tausende zu erfreuen beginnt. Auch die Sprachforschung darf sich einen geringen Theil dieses Ruhmes aneignen, weil sie es versuchte aus den deutschen Wörtern, denen man wenig grammatisches Feuer zutraute, Funken zu schlagen, und die einfachsten Beobachtungen im eignen Hause zu halten an die, welche man längst gewohnt war fast nur fremden Stoffen abzugewinnen. Gelingt ihr einmal ihre Arbeit vollständiger, so wird sich auch da ein Hintergrund erheben, auf den das Vaterland mit Stolz zurückschauen darf, weil alle Denkmäler unserer Vorzeit nicht bloß die Gegenwart nähren, sondern auch in die Zukunft reichen sollen. Den großen Werth dieses in Sprache und Dichtung der Heimat ruhenden Besitzthums müssen lebhaft fühlen die, welche sich seiner zu entäußern bewogen sind. Ich denke an deutsche Auswanderer, die

schon zehn Jahre lang in ununterbrochenen Zügen nach Amerika überfahren; wäre nicht ausführbar und heilsam, daß Maßregeln berathen und berathene getroffen würden, um auch unter ihnen an der neuen Stätte, die sie sich erwählen, althergebrachte Sprache und dadurch warmen Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren? So blühte in den griechischen Colonien griechische Sprache und Literatur und so ist auch dem Nordamerikaner die ganze Fülle englischer Dichtung und Geschichte jederzeit offen geblieben, gleichsam als die des eignen Alterthums. Fortwährend, auch nach beider politischer Trennung, ruht die Stärke Amerikas in dem mütterlichen England. Colonien heißen uns Pflanzungen, ja diese kräftige tief in Europa wurzelnde Pflanze hat ihren Samen über das weite Meer in die neue Welt fruchtbar entsandt. Unsere Naturforscher zählen die Blätter und Staubfäden zahlloser Kräuter, ordnen unendliche Reihen aller Geschöpfe; was ist aber erhebender und betrachtungswerther als das Wunder der Schöpfung, das über die ganze Erde sich ausbreitende Menschengeschlecht, das eine überreiche Geschichte seiner Entfaltung und seiner Thaten aufzuweisen hat? Darf die Gliederung seiner gleichfalls in unendliche Zungen und Mundarten gespaltenen Rede nicht noch mit stärkerer Gewalt an uns treten und unsere Wissenschaft auffordern als die glänzendste Entdeckung neuer Arten von Polythalamien und Bacillarien? Das Menschliche in Sprache, Dichtung, Recht und Geschichte steht uns näher zu Herzen als Thiere, Pflanzen und Elemente; mit denselben Waffen siegt das Nationale über das Fremde. Hierin liegt zugleich der einfache Schlüssel, warum, ohne den Erfolgen der tonangebenden Versammlungen deutscher Naturforscher und classischer Philologen im Geringsten nahe zu treten, unsern Zusammenkünften, freilich fast bloß in Gegenwart eines deutschen Publicums, vorbehalten und verliehen sein dürfte, anhaltendere Theilnahme und Befriedigung hervorzurufen.

III. Ueber den Namen der Germanisten.*)

Ich glaube nicht, daß mein verstorbener Freund Hugo in Göttingen, an den ich noch oft wehmüthig denke, scharf ausgeprägt wie er war, von den ihm abliegenden Zwecken und Erfolgen unserer Versammlung eine große Meinung gehabt haben würde; das aber weiß ich sicher, daß ihm etwas ein unüberwindlicher Anstoß gewesen wäre, der Name, welcher im Begriff steht uns Allen zu gebühren, der Germanisten, im allgemeinen auch Historiker und Philologen miteinschließenden Sinn. Nach dem von den neugebornen Kindern an gültigen Brauch werden auch die rechten Namen immer von Andern dem, der sie trägt beigelegt, nicht von ihm sich selbst, und es scheint unangemessen, daß wir gleich bei unserm ersten Auftreten darauf Bedacht nehmen, uns die geeignete Benennung zu sichern. In der That blieb aber gar kein anderer Ausweg und es stellte sich sofort gleich beim Druck der Einladung instinctmäßig die Nothwendigkeit dar, die unbeholfene Umschreibung einer Zusammenkunft deutscher Geschichtsforscher, Rechtsforscher und Sprachforscher in einen bündigen Ausdruck zu verwandeln. Ein schon vorhandenes, nur in beschränkterem Sinn angewandtes Wort war wie von selbst geschaffen, um das neue Band zwischen drei Wissenschaften, das, wenn keine Täuschung waltet, länger dauern soll, passend zu bezeichnen; zwischen drei Wissenschaften, denen so

*) In dem über die „Verhandlungen der Germanisten rc." erschienenen Bericht (Frankfurt a. M., 1847) sind diesem Vortrage folgende Worte vorangeschickt: Auch dießmal gedachte der Vorsitzende mit einem kurzen Vortrag zu beginnen, den er, da wichtigere angekündigt waren und die Geschäfte zum Schluß drängten, bei sich behielt. Hier mag Einiges von dem folgen, was er ungefähr zu sagen gehabt hätte.

Vieles und zumal der Begriff ihrer Deutschheit, worauf der Name hinweist, wesentlich gemeinsam ist. Dringt seine umfassendere Bedeutung durch, so müssen die Rechtsforscher, auf die es ungebührlich bisher beschränkt wurde, dabei verlieren, was sie auf der andern Seite an der größern Ehre, die dem Namen zuwächst, wieder gewinnen. Warum sollten auch sie ausschließlich Germanisten heißen? da man zum Beispiel Slavisten diejenigen benennen hört, die sich mit slavischer Sprache befassen und mein französisches Wörterbuch ohne alles Bedenken Latiniste erklärt: qui entend et parle latin. Dabei ist nicht der leiseste Nebengedanke an Bekanntschaft mit lateinischem oder slavischem Recht. Auch sollten, meine ich, unsere Historiker eben so wenig zaudern, einen der ihrigen, der sich mit besonderem Eifer der slavischen Geschichte zugewandt hätte, wiederum als Slavisten anzuerkennen. Es wird also nur einige Gewöhnung kosten und, füge ich hinzu, von der Lebensdauer unserer künftigen Versammlungen abhängen, um die Ausdehnung des Namens Germanisten auf Forscher des Rechts, der Geschichte und Sprache über allen Zweifel zu erheben. Er drückt dann gar nichts aus als Einen, der sich deutscher Wissenschaft ergibt, und das ist wohl eine schöne Benennung. Ja ein echter deutscher Dichter könnte sich gefallen lassen Germanist zu heißen, es müste ihn denn die Endung ista zu ausländisch dünken, solange ihm entgeht, daß selbst Dichter unmittelbar aus dem lateinischen dictator abstammt.

Dieser Ausgang ista war aber längst unter uns so eingebürgert, daß er grammatisch unangreifbar scheint und in fünfzig andern Anwendungen sich volles Recht erwarb. Gleich Legist, Canonist, Civilist, Jurist und damit nicht die Rechtslehrer wähnen, das Wort allein geworben zu haben, gleich Donatist, Spinozist, Botanist (wenigstens die Franzosen gebrauchen botaniste, falls bei uns Botaniker vorherrscht), Chronist, Fragmentist wird auch der uns von Römern oder Kelten beigelegte Name der Germanen sich den Anhang ista gefallen lassen, woraus

eine neue Bestätigung der Fremdheit dieses Volksnamens fließt, da nur fremde, keine deutschen Wurzel des Beisatzes **ista** fähig sind. Am allerwenigsten dürfen aber die classischen Philologen deutschen den Namen Germanisten mißgönnen, weil ihnen selbst sogar der allgemeinste Name Humanisten überwiesen zu sein pflegt, ohne allen Wahn, daß ihnen allein die Pflege des Menschlichen, das **Humanum** oder gar die **Humaniora** obliege.

Schauen wir diesem deutschen -ist und lateinischen **-ista** noch näher auf den Grund, so sind sie deutlich griechisches Ursprungs und aus Verbis auf *-ίζω* abgeleitet, denen zugleich Adverbia auf *-ιδτί* und Substantiva auf *-ιδμός* und *-ιδτής* entsprießen. *Ἀττικίζειν*, *λακωνίζειν* ist attisch, lakonisch reden, *ἀττικιδμός λακωνιδμός* attische, lakonische Redeweise, wer sie übt, redet *ἀττικιδτί*, *λακωνιδτί* und heißt darum *ἀττικιδτής*, *λακωνιδτής*. Mit *-άζω* und *-αδτής* verhält es sich ebenso, ja von *δχίζω* wird *δχίδμα* und *δχιδτός*, von *χρίω χρῖδμα*, *χριδτός* gebildet, was sich den deutschen Bildungen **blôian**, **blôsma** und **blôstr** vergleicht. Unserm Germanist steht darum Germanismus, wie dem Rigorist Rigorismus, dem Chiliast Chiliasmus, dem Enthusiast Enthusiasmus zur Seite. Eigensinn und Gewohnheit der Sprache schließen aber oft die eine oder die andere Form aus. Von Civilist bilden sie keinen Civilismus, umgekehrt von Pedantismus keinen Pedantist, da es schon Pedant gibt und Pedanten allzuviel. Germanismus, was den Franzosen ein Fehler erscheinen kann, sollte uns immer eine rechte Tugend sein, und es wäre zu wünschen, daß alle Germanisten auch *γερμανιδτί* redeten und handelten.

Dies ist es, was ich über den Namen der Germanisten mittheilen wollte. Streben wir, daß er noch zu höheren Ehren aufsteige!

Wesen der Thierfabel.*

Die Poesie nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Thieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben.

Es ist nicht bloß die äußere Menschähnlichkeit der Thiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaße was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer manigfalten Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen**), das bei allem Abstand von der Seele des Men-

*) Reinhart Fuchs. (1834.) Erstes Capitel.

**) Ein Buch über die Heimlichkeit der Thierwelt (vie privée des animaux) wäre noch zu schreiben, und vielleicht nicht von Naturforschern, die gleich zu viel System in ihre Beobachtung bringen. Das Beste was ich kenne sind die lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux par Charles Georges Leroy. Paris 1774 (?) und wiederholt 1802. Man hat eine Uebersetzung von Engel, Berlin 1775. Ueber Bienen und Ameisen giebt es sorgfältigere Bemerkungen dieser Art als über die größeren Thiere.

schen ihn in ein so empfindbares Verhältniß zu jenen bringt, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüts auf das Thier, und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft thut es uns das Thier zuvor, in Schärfe des Gesichts Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; sollten wir ihm nicht zugestehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirte sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geschwächter Beziehungen zu den Thieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubthiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwischen Mensch und Thier eintreten muste, giengen diese Bezüge aus. Für Thiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war, oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehen für rathsam erachtet wurde, entsprangen außer den gewöhnlichen Appellativen besondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältniß einer wenigstens unvollkommen gelungenen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt; so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen

ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menschen in Thiere, der Thiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rath und Hilfe einiger Thiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Uebel und Nachtheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit sich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Thiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Thiere sind bald heilbringende bald schreckende Zeichen; Thiere sind Anführer auswandernder Ansiedelungen. Thiere werden, zur Deutung der Gestirne, an Himmel versetzt, Thiere versehen Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch*) (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Thiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Thiere und ihr Verhältniß zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüte des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hin-

*) Gesang der Vögel heißt im Mittelalter ihr Latein; wie eine fremde unverstandne Menschensprache Latein oder Welsch (Gött. Anz. 1833, 1590).

tergrund gestatten und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.

Sobald einmal um diesen Zusammenhang des thierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückschoben; muste sich da nicht eine eigenthümliche Reihe von Ueberlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Thieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Thieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Theilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Thiere sprachen", mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandnen engeren Verkehrs mit den Thieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Thiere nachher verstummt, oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Thierfabel gründet sich also auf nichts Anders als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhin gehaltene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie still stehendem Wachsthum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrich=

tungen unermüdlich von Neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verlauft, stirbt sie allmälich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist eben so widerstrebend echte Thierfabeln zu erfinnen, als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und festigen.

Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Thierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirkliche Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt; die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht ertheilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Thieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Thiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften wächst der Thierfabel ein besondrer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem thierischen Element setze.

Die Thierfabel hat dem zufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Thiere darstellen als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Todtenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein, und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Thieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Thierfabel nicht entrathen. Wer Geschichten ersinnen wollte, in denen die Thiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Thiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Thiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehne Handlung. Fehlte den Thieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der thierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Thierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Thieren ihr Eigenthümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben: er muß den thierischen Leib

beibehaltend ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.*)

Eben in dieser Nothwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Thierfabel. Das bloße Märchen kann ganz todte Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebensthätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Thieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Thiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigenthümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehen für die Verwendung der Thierfabel schon darin den Säugthieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Thieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde seltene Thiere liegen der anschauenden

*) Die Holzschnitte in den alten Ausgaben des Reineke halten das rechte Maß, besonders sind die in den Frankfurter Octavausgaben von Virgil Solis († 1562) erfundnen, hernach von Jost Aman († 1591) verfeinerten und veränderten Bilder lobenswerth. Schoppers Uebersetzung hat dieselben Holzschnitte, der erste Druck von 1567 die des Solis, der von 1579, 1584, 1595 die des Aman. Wie stehen dagegen die fälschlich gerühmten Kupfer der Gottschedischen Ausgabe ab. Der an sich nicht übelgerathne Fuchs von Wh. Tischbein vor Soltaus Uebersetzung (Lüneburg 1830) ist doch zu naturgetreu und ohne menschlichen Schwung, ich ziehe ihm den von Solis gezeichneten bei Schopper „vulpes Reinike de se ipso loquitur“ (auf dem Titelblatt der deutschen Ausgabe) vor.

Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich in unserer Thierfabel dem Elefant oder Kameel irgend einen bedeutenden Platz zu überweisen. Hausthiere sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Hausthieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Ochsen, Hund und das Pferd ausgeschlossen, oder nur in beschränkter Weise auftretend: sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Thierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide nothwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwärmende Thierepos überall eine feste Stätte und Heimat suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Oerter anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Thiere auszeichnet und genau individualisiert, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß nothwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche Alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich der Thierfabel beigelegt habe versteht es sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satire beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satire erblicken will.

Die Satire ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewust. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewuster Breite; sie ist gleichmütig, wird von ihrer innern Lust getragen, und kann es nicht darauf abgesehen haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Uebersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen. Wir werden sehen, daß alle auf diesem Wege gemachten Versuche die alte Fabel zu deuten, in sich selbst zerfallen. Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Hast an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satire streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungne Ausschmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menschlichen Epos untergelegt werden: diese vorsätzliche verzerrende Nachahmung gehört weit späterer Zeit an, als der worin die Fabel entsprang, und man darf sie nicht mit der stillen komischen Kraft, von der die Fabel unbewust durchzogen wird, mit einer harmlosen Ironie, die sie dann und wann kund gibt, verwechseln. Der Widerschein menschlicher Gestalten, Handlungen und Worte hat gar nichts von der gewaltsamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben aber schlagenden, überall poetischen Witz unserer Thiersage verräth sich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemessene Einkleidung, besonders der Spott, der darin mit Wunden und Verstümmelungen getrieben wird, ist mir ein fast unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Isengrimm höhnt, den wunden Brun lästert, Frauen Julocke Trost zuspricht, darin mag man leicht den Stil der bitteren Scherze erkennen, die zwischen Walthar und Hagano fallen oder der Weise, in welcher Hagene von Volkers rothen Anstrich zum Fidelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Ansicht scheinen, daß mit der Fabel wesentlich ein didaktischer Zweck verbunden sei, daß sie stets eine Lehre verhülle, die sich der Mensch aus dem Beispiel der Thiere zu entnehmen habe. In der That

ist auch schon sehr frühe die Thierfabel unter diesen Gesichtspunkt gestellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenstück erzählt worden, um aus ihr in schwieriger Lage des menschlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung zu schöpfen. Sei es nun, daß man die im Gewebe der Dichtung eingeschlossene Lehre gar nicht hervorhob, sondern dem Zuhörer sie daraus zu ziehen überließ, oder daß man sie am Ende des Vortrags aussprach, oder sie gar vorausschickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter diesen drei Arten ist die erste als die älteste und wirksamste zu betrachten, die zweite mehr der griechischen, die dritte der orientalischen Weise angemessen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigsten gespannt, da die vorn ausgesprochene Moral den Ausgang der Begebenheit halb errathen läßt. In allen drei Erzählungsweisen aber ist der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch diese Benennung selbst auf die Fabel übergeht und der Ursprung der altdeutschen Ausdrücke bispel oder biwurti ganz eine solche Beziehung verräth.

Lehrhaft nun ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen. Sie lehrt wie alles Epos, aber sie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gezogen werden wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht schon den gekelterten Wein sie mit sich führen. Ueberall, wo uns das zur Moral vergorene Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Thierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der späteren Fabel wird eine bestimmte Affabulation entpreßt, die von kleinerem Bereich in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erschöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten entnommen werden, ja der nemlichen Fabel sehr verschiedene. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber sich noch keine Fabel auf-

erbauen, was jene morgenländische Auffassung als weniger gelungen darstellt und zugleich entschuldigt, da fast jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine sittliche Lehre zu enthalten, oft bietet sie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böse kann im Einzelnen oder in der Wendung des Ganzen über das Gute den Sieg davon tragen. Es scheint mir sogar ein tiefer Zug der Fabel, daß sie an den Thieren mehr Laster und Fehler der Menschen als Tugenden vorstellt, gleich als sei unsere bessere Seite zu herrlich, um von uns mit den Thieren getheilt zu werden, und alle Aehnlichkeit auf das beschränkt, was an uns noch thierisch ist. Daher in ihr List, Schlauheit, Wuth, Treulosigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, fast niemals aber die edleren Leidenschaften der Liebe, Treue und Großmut, es sei denn in vorübergehenden Nebenzügen *, geschildert werden. Eine Ausnahme machen Mut und Tapferkeit, Eigenschaften, die an den meisten wilden Thieren zu offenbar sind, als daß sie übergangen werden könnten. Die Moral der Fabel wird also gewöhnlich eine negative sein, entweder bloße Regel des Vortheils, oder Warnung dem Beispiel der Thiere nicht zu folgen. Den stärksten Beweis für die in der That zufällige Verbindung der getroffenen Nutzanwendung mit der Fabel selbst bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es versucht aus der Thierfabel wie aus andern weltlichen Erzählungen christliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun diese geistliche Deutung Grundlage oder wesentliche Folge der Fabel war, so wenig ist es auch die Moral die sie begleitet.

Den Völkern des Alterthums, deren Vorbilder in beinahe allen Dichtungsarten glänzen, scheint sich die Thierfabel nicht so glücklich gestaltet zu haben, obgleich sie ihrer Ueberlieferung früherhin ohne Zweifel zu Gebote stand. Die Batrachomyo-

*) Der Hahn will für sein Weib sterben. Reinh. 1943.

machie kann indessen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das sich im engen Kreise kleiner Thiere bewegt, aber durch seine überaus wohl gehaltene reine Darstellung die anmutigste Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen äsopischer Fabeln begreifen ist durch so manche Hände gegangen und so ungleich geworden, daß die ursprüngliche Abfassung daran sich nicht mehr deutlich erkennen läßt: es sind kostbare Ueberbleibsel aus einer Fülle von Thierfabeln, die aber meistens die Gestalt bloßer Auszüge an sich tragen und nur selten zu behagender epischer Breite sich erheben. So manch bedeutsamer und erfreulicher Zug auch noch in dieser geschwächten Niederschreibung haftet, ist doch fast Alles bereits auf die Epimythien zugeschnitten, also nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangnen und auferzognen Thierfabel. Zeichen der abgenommenen Wärme ist es schon, daß der äsopischen Fabel die örtliche Anknüpfung beinahe ganz gebricht. Dagegen hat sich der Zusammenhang zwischen ihr und der Thierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenscheinlich erhalten und es muß ein Hauptaugenmerk sein ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem diese Mythen gerissen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Aesops in gemessener, aber unbelebter Sprache, aus der alle Poesie entwichen ist, eine glatte kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mosts. Von bedeutendem Gehalt, theilweise trefflicher Darstellung, wenn man die geschraubte, Alles verkettende Manier der Erzählung nachsieht, ist die morgenländische Fabel.

Als kein ganz geringer Ersatz für unwiderbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Thierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt. Ich bezeichne sie näher als eine deutsche, und gedenke es im Verlauf der fernern Abhandlung zu rechtfertigen. Die Fülle ihrer Entstehung und Aus-

bildung überbietet Alles, was das Alterthum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen, und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstrich gedeihen und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zu Grund gehen; so hat auch die Thierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten, und weder Südfrankreich, Italien und Spanien, noch auf der andern Seite das celtische Sprachgebiet, England, Scandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Thiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Thiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die Kerlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

Nach dem Mittelalter hörte die Forterzeugung der echten Thierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didactische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der klassischen Literatur gelten, daß Aesop und Phädrus allmälich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neuere Fabeldichter aushebt, die in Frankreich und in Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das lang überschätzte Verdienst Lafontaines auf seinen wahren Werth zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Thierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen. Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebot stehen, können nicht die verlorne Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Tact, und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zu Grund richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften thun daher nicht selten eine widerwärtige störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Thierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der Aesopischen Natürlichkeit, selbst der Phädrischen Präcision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern (égayer l'ouvrage).

Wäre Lessings scharfsinnige Betrachtung wie in die griechische Fabel ebenso tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden; so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Thierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Aesop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der Lafontainischen Fabel gegenüber der Aesopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrthum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Thierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den Lessingischen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie

thun interessirt nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel,* und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden*); man darf umgedreht behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet. Oertliche Anknüpfung**) verschmähen Beide, Lafontaine wie Lessing.

Aufgabe der nachfolgenden Untersuchungen ist, die vielfache Verzweigung der altdeutschen Thierfabel, innerhalb ihres Kreises, zu erörtern, und zu zeigen, wie fast jede Bearbeitung ihr Eigenthümliches hat, um derentwillen sie nicht aus einander hergeleitet werden dürfen, sondern vielmehr alle auf eine noch breitere Grundlage der Ueberlieferung hinführen. Wenn sich auch ergeben sollte, daß bei der Menge erhaltner Gedichte dennoch die reinsten und vorzüglichsten in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen sind; so muß dies sogar unsere Bewunderung des mächtigen Thierepos steigern, von dessen geschmälertem Umfang die folgenden Jahrhunderte fortgezehrt haben und dessen Ruf noch spät in Uebertragungen und Nachbildungen durch ganz Europa gedrungen ist. Was hier von seinem Wesen und seiner Bedeutung vorausgeschickt wurde hoffen die einzelnen Abhandlungen bestimmter auszuführen und ins Licht zu stellen.

---

*) Er nennt den Reineke Fuchs um zu zeigen was ihm mangle. Nemlich die längere epische Thierfabel müsse von einem allgemeinen Moralsatz ausgehen, der sich in einzelne Begriffe auflösen lasse, deren jeder in besondern Fabeln zur Intuition zu bringen sei. (Fabeln, Berlin 1759, p. 214. Schriften, Berlin 1793. 18, 182).

**) Diese hat ein deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts, Erasm. Alberus vielleicht zu weit getrieben, indem er jede Fabel mit einer umständlichen, oft aber wirklich gelungnen Ortbeschreibung einleitet. Der treuherzige Ton ist bei ihm und in Rollenhagens Froschmeuseler ungemein zu loben, weniger bei Burcard Waldis, der doch auch nicht schlecht erzählt.

Anzeige. *)

Canti populari toscani racolti e annotati da Giuseppe Tigri.

Wer die lieblichen von Tommaseo schon vor sechzehn Jahren herausgegebenen auf den Apenninen gesammelten Lieder armer, unschuldiger Landleute und Hirten kennt, wird mit wahrer Theilnahme diese neue, vollere Sammlung empfangen, Volksgesänge in so rein fließender Sprache, von so inniger Dichtung wie sie sind, kann es sonst nirgends geben, man glaubt einen der italienischen Dichter des vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts zu vernehmen, so leicht und ungehemmt rinnen die Worte der weichsten, süßesten Rede und es sind nichts als Liebeslieder voll einfacher, anmutiger, zierlicher Gedanken, ohne daß je ein zweideutiger schlüpfriger Ausdruck, eine unehrbare Anspielung unterliefe. Diese natürlichen, glücklichen Menschen bringen ihr stilles Leben zu auf den Hügeln und Gebirgen der Landstriche von Pistoia und Siena und erheitern sich durch Gesänge, wie sie ihre Leidenschaft einflößt, in einer ihnen von Alters her überlieferten Weise. Land und Meer, Gestirne und Blumen und Vögel liefern unerschöpflichen Vorrat der angemessensten Bilder und Wendungen, die meisten Lieder sind in den Mund der Jünglinge, viele auch in den liebender Mädchen gelegt. Ein Theil der Männer wandert zur Herbstzeit über Meer nach Elba oder Sardinien, um sich den Winter hindurch in Eisenwerken oder als Kohlenbrenner und Holzschneider ein Verdienst zu schaffen, gegen den Sommer kehren aber alle zum geliebten Boden der Heimat zurück und manche aus der Fremde erschallende Lieder geben ihre Sehnsucht zu erkennen. Wie die Nachtigall stets

*) Pfeiffers Germania. Bg. II. 1857.

anders und doch auf dieselbe Weise schlägt, enthalten auch diese Lieder immer den gleichen Grund, unter nie ermüdendem Wechsel des Vortrags. In solchem Betracht dürfen sie den provenzalischen Gedichten und noch mehr unsern Minneliedern verglichen werden, denen man ungerecht und ohne Einsicht Eintönigkeit vorgeworfen hat, worin, wer sie verstehen lernt, gerade ihren größten Reiz findet. Wenn auch andere Gegenden Italiens Anklänge an die toskanische Volkspoesie gewähren, so ist sie doch vorzüglich auf den Apenninen mit einer wunderbaren Liederfülle ausgestattet.

An Wilhelm Grimm.

Widmung des dritten Theiles der deutschen Grammatik.

1831.

Lieber Wilhelm. Als Du vorigen Winter so krank warst, muste ich mir auch denken, daß Deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an Deinem Tisch, auf Deinem Stuhl und betrachtete mit unbeschreiblicher Wehmut, wie sauber und ordentlich Du die ersten Bände meines Buchs gelesen und ausgezogen hattest; mir war als wenn ich es nur für Dich geschrieben hätte und es, wenn Du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes Gnade hat gewaltet und Dich uns gelassen, darum von Rechtswegen gehört Dir auch das Buch. Zwar heißt es, einige Bücher würden für die Nachwelt geschrieben, aber viel wahrer ist doch noch, daß ein jedes auch auf den engen Kreis unserer Gegenwart eingeschränkt, sein innigstes Verständniß durch ihn bedingt ist und nachher wieder verschlossen bleibt. Wenigstens wenn Du mich liesest, der Du meine ganze Art genau kennst, was sie Gutes haben mag, und was ihr gebricht; so ist mir das lieber, als wenn mich hundert Andere lesen, die mich hie und da nicht verstehen oder denen meine Arbeit an vielen Stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur der Sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigste unwandelbarste Theilnahme. Sei also brüderlich mit Allem zufrieden.

An Gervinus.

Widmung der Geschichte der deutschen Sprache.

Außer unserer Landsmannschaft, auf die ich immer noch ein gutes Stück gebe, die ich jetzt sogar enger geschürzt wünsche, hat in vielen Dingen gemeinsame Forschung und Sinnesart, zu Göttingen gleiches Schicksal uns verbunden. Seit Reinhart Fuchs nahmen Sie an meinen Arbeiten beständig Theil und hielten das Streben alles Ernstes in unsere Sprache, Sage und Geschichte zu dringen für ein unmittelbar der gegenwärtigen und künftigen Zeit zu Gute kommendes unaufschiebbares Geschäft.

Das Buch, mit dessen Zueignung, wie Niemand als Ihre liebe Frau weiß, ich mich schon lange umtrug, war gerade fertig, als die Verhängnisse dieses Jahrs herein brachen, die mich, wären sie vor dem Druck eingetroffen, bewogen haben würden damit ganz zurückzuhalten; jetzt habe ich Ihnen Anderes auszusprechen als was mir sonst angelegen hätte, und den etwas übermütigen Ton meiner doch mit einer düsteren Ahnung schließenden Vorrede muß ich herabstimmen. Denn es kann kommen, daß nun lange Zeit diese Studien danieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemnuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten oder Gothen jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben

habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll.

Wie verschieden davon war Ihre von jeher politische, aber für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes streitende Richtung. Ihre Geschichte der Poesie legt immer den Maßstab an die Dichter, ob sie es auferbaut und des Volks geistigen Fortschritt in der Seele empfunden und gepflegt haben. Sogar für die Thierfabel geht das sittliche Beispiel oder auch die Satire Ihnen über das weichere epische Leben, wobei ich doch beherzigte, daß es im Gegensatz zum offenen Bekenntniß auch eine stille, alles Epimythiums entrathende Förderung des Volks gibt, und einige Ihrer Urtheile über Göthe schienen mir ungerecht, in dessen Jugend und Blüte kein deutscher Aufschwung fiel, dessen Alter die Politik müde sein muste, und der doch so gesungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten. So stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung.

Jetzt haben wir das Politische im Ueberschwank, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heißersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche!

In wie ungelegner Zeit nun mein Buch erscheine, das vom vorgesteckten Ziel sich nicht abwandte, ist es doch, wer aus seinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermessen will, durch und durch politisch. Es lehrt, daß unser Volk nach dem abgeschüttelten Joch der Römer seinen Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christenthums entschieden und sich als undurchbrechlichen Damm gegen die ungestüm nachrückenden Slaven in Europas

Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters, aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunden, Langobarden und Westgothen gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben giengen sie uns und großentheils sich selbst verloren; Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserm Reich, wir sagen noch nicht unwiderbringlich entfremdet. Viel zäher auf ihre Muttersprache hielten die Slaven und darum kann uns heute ein übermütiger Slavismus bedrohen; in unserer innersten Art lag je etwas Nachgibiges, der ausländischen Sitte sich Anschmiegendes, sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?

Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern (neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die Dauer allein sie scheide, und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die innern Glieder eines Volks müssen nach Dialect und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltnen Vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereigniß sein, das unsre Zeit, wenn irgend eine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag was unbefugte Theilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zersplitterte wieder verwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen.

Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht, und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Vielleicht, bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft theilen: Romanen, Germanen, Slaven. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und

Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Hader mit den Scandinaven sich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut begehrt. Wie sollte dann, wenn der große Verein sich Binnenmarken setzt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert, wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehn.

Frankfurt, 11. Juni 1848.

Vorwort

zu

Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von **Carl Candidus.** 1854.

Ich könnte es überhoben sein, diese von Lothringen her uns dargereichte innige und seelenvolle Dichtung mit meinen Worten zu begleiten, da unfehlbar ihr reines, zartgefaltetes Gewand den Blick von selbst auf sich ziehen wird. Ihre Ueberschrift mahnt mich an Otfried, der, bald sind es nun schon tausend Jahre, im Kloster Weißenburg, also auch jenseit Rheines, seinen evangeliono deil den stolzen Franken laut erschallen ließ,

thaz wir Kriste sungun in unsera zungun;

fast um dieselbe Zeit, wo eines armen im Walde hütenden Hirten Stimme, dessen Name verschollen ist, durch ein Nachtgesicht plötzlich zur Poesie entzündet, den Altsachsen ihren Heiland sang. So begierig waren diese Deutschen, ihres frischen Glaubens Inhalt aus dem römischen Kleid zu ziehen und in ein heimisches, dem Volke gefüges zu gießen; sie folgten den evangelischen Berichten auf dem Fuße, Otfried mehr aushebend, erbauliche, geistliche Gedanken zwischen einstreuend, der Sachse voller, epischer, in seiner mildeindringenden Sprache klingen heidnische Weisen nach. Welchen Eindruck diese Werke auf ihre Zeitgenossen hinterließen, wissen wir nicht, beide Dichter hätten aber nicht zu ahnen vermocht, wie zu Danke sie späten Geschlechtern geschrieben haben, denen nichts höher anlag, als aus dem Schutte langer Vergessenheit die Siebenschläfer zu wecken, und an ihrer unverwitterten Gestalt, als lautersten Denkmälern, die Regel und den ganzen Wohllaut unserer alten Sprache zu erforschen. Solange deutsche Zunge dauert, werden diese ehrwürdigen Gedichte gelesen werden und nimmer untergehn.

O des Wandels! Eine edle hehre Dichtung, die vor erst hundert Jahren in allen Händen war, und mit mächtigem Ruck durch ihren angebornen Adel unsere gesammte Poesie empor gehoben hat, beginnt, wer wollte es sich verbergen? ungelesen zu sein und zu versinken. Klopstocks Messias, nachdem er so große, in ihm und zugleich außer ihm gelegene Wirkung auf seine Zeit hervorgebracht hatte, hört fortzuleben auf, und wir müssen ihn heute für ein verfehltes Werk erklären. Sein Dichter wähnte dadurch, daß er in der Evangelisten heilige Berichterstattung eine Reihe englischer, menschlicher und teuflischer Wesen schaltete, ein wahrhaftes Epos zu erzeugen, da doch die zwischentretenden Gestalten immer nur scheinthätig sind, d. h. Alles was geschieht ebenso wohl auch ohne sie geschehen müßte oder geschehen wäre. Diese schwebenden und betenden Cherubim und Seraphim bis auf unser überempfindsames Urelternpaar herab halten nicht wider, sie sind lauter fünfte Räder am Wagen und werden durch ihre Erdichtung und Unwahrheit uns auf die Länge unerträglich, jedes Epos aber fordert ungestörten Glauben. Klopstocks Christus selbst, so erhaben und gefühlvoll er gehalten sei, ist doch weder geistig sein genug, noch menschlich blühend, daß beide Naturen einander tief durchdrängen.

Christus ist gar nicht episch darzustellen, nur lyrisch, denn aller mythischen Auffassung entgegen strebt die unverrückbare Bestimmtheit unserer Religion. Wer aber sehen will, wie lyrisch er aufzunehmen und wiederzugeben sei, lese, dünkt mich, unsern neuen Dichter, der vom Boden menschlicher und irdischer Gefühle aus dem Innersten seiner Brust ausgehend auf in geistige Höhe klimmt und sich von ihr herabsenkt, um von seinem Fluge zu ruhen und zum Aufschwung neue Stärke zu sammeln. Diese mit dichterischer Besonnenheit überall gepaarte Schwärmerei scheint sein eigenstes Kennzeichen, und steigender Funken Art ist es zu schwärmen, ja alle lyrische Begeisterung, mag sie Gott, den Sieg oder die Liebe zum Gegenstand haben, muß schwärmerisch sein.

Des Dichters deutschen Christus dürfte man so nehmen, als ob heimwehvoll und im Bewußtsein der ihm ungeschwächt einwohnenden Muttersprache er seine Lieder entsende. Vielmehr aber ist offenbar die Meinung, daß er einen Christus in deutschem Sinn aufstelle, wie ihn deutsche Gemüthsart und Gedankenerhebung gefunden, gehegt und erkannt hat, seit durch die Reformation Herz und Glaube gelöst und frei gemacht und jener kalte, allgemeine Christus der katholischen Kirche aufgehoben wurde. Als echten Protestanten gibt den Verfasser schon seine äußere Stellung kund, und schöne, warme Worte, die Jeder finden wird, verbürgen ihn.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

In demselben Verlage sind erschienen:

KLEINERE SCHRIFTEN

von

JACOB GRIMM.

Fünf Bände. 1864 bis 1870. Velinpapier. gr. 8. 15 Thlr.

Mit dem fünften Bande liegt diese Sammlung nunmehr vollständig vor.

Erster Band.

Reden und Abhandlungen.

1864. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt. *Selbstbiographie. Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — *Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctor-jubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule universität akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band.

Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde.

Mit einer photolithographischen Tafel. 1865. 3 Thlr.

Inhalt. *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das Verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — Ueber eine urkunde des XII. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — †Ueber das gebet.

Dritter Band.

Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik.

Mit einer photolithographischen Tafel. 3 Thlr.

Inhalt. Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — *Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten bisher ungedruckt gewesen; die übrigen Abhandlungen sind gröfstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter und fünfter Band.

Recensionen und vermischte Aufsätze.

1870. 71. 6 Thlr. 15 Sgr.

„Die Auswahl der hier aufgenommenen Stücke hat sich vor allem auf solche gerichtet, die für jeden Fachgenossen noch jetzt lehrreich, erfreulich und brauchbar, aber nicht jedem gleich zugänglich und erreichbar sind. Alle in den Fachzeitschriften enthaltenen Arbeiten wurden ausgeschlossen. — Die Recensionen in den Wiener Jahrbüchern und den Göttinger Anzeigen zeigen Jacob Grimm in der besten, glücklichsten und reichsten Zeit seines Schaffens und geben zusammen ein unvergleichliches Bild von dem Umfang, der Rührigkeit und Rüstigkeit seines Thuns und zugleich von dem damaligen ersten Aufschwunge der deutschen Studien, dem er selbst vor Andern Bahn brach."

Aus dem Vorwort des Herausgebers (Prof. *Müllenhoff*).

In Einzelabdrücken sind folgende Schriften noch zu erhalten:

Rede auf Schiller

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.

Dritter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 8 Sgr.

Rede auf Wilhelm Grimm

und

Rede über das Alter

gehalten in der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben von

Herman Grimm.

Mit den photograph. Bildnissen von Wilhelm u. Jacob Grimm.

Zweiter unveränderter Abdruck.

1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

Dritte Auflage. 1865. (ohne die Bildnisse) 10 Sgr.

Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851.

Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. 8. geh. 10 Sgr.

